3 1761 07877915 4

ARTHUR SCHNITZLER

GESAMMELTE WERKE

DIE THEATER-STÜCKE

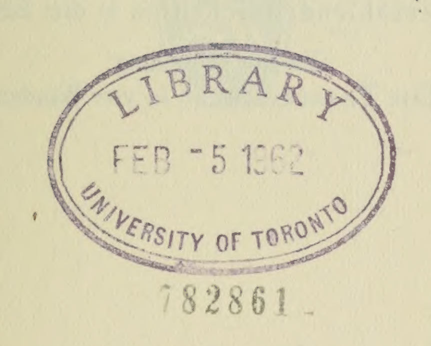
BAND III

S. FISCHER VERLAG
BERLIN


S F
V

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/ab2gesammeltewe03schn



782861

PT
2638
N5
1914
Abt. 2.
Bd. 3.

GESAMMELTE WERKE VON ARTHUR SCHNITZLER

III

in zwei Abteilungen

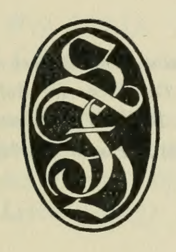
Erste Abteilung:
Die erzählenden Schriften in drei Bänden

Zweite Abteilung:
Die Theaterstücke in vier Bänden

1915
S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

DIE THEATERSTÜCKE VON ARTHUR SCHNITZLER

Dritter Band



1915
S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuskript. Das Recht der Aufführung ist nur von S. Fischer, Verlag, Berlin W, Bülowstr. 90 zu erwerben.
Copyright S. Fischer, Verlag, Berlin.

INHALT

DER EINSAME WEG

Schauspiel in fünf Akten

PERSONEN

PROFESSOR WEGRAT, Direktor der Akademie der bildenden Künste
GABRIELE, seine Frau
FELIX } *deren Kinder*
JOHANNA } *deren Kinder*
JULIAN FICHTNER
STEPHAN VON SALA
IRENE HERMS
DOKTOR FRANZ REUMANN, Arzt
DIENER bei Fichtner
DIENER bei Sala
STUBENMÄDCHEN bei Wegrat

Wien — Gegenwart

ERSTER AKT

Das kleine Gärtchen am Hause des Professor Wegrat. Es ist beinahe gänzlich von Häusern umschlossen, so daß jeder freie Ausblick fehlt. Rechts im Garten das kleine einstöckige Haus mit gedeckter Holzveranda, von der drei Holzstufen herabführen. Auftritt sowohl von der Veranda aus als auch rechts und links vom Hause. Ungefähr in der Mitte der Bühne ein grüner Gartentisch mit passenden Sesseln, ein bequemerer Fauteuil, links an einem Baum eine kleine Eisenbank.

Erste Szene

JOHANNA spaziert im Garten auf und ab. FELIX tritt auf in Ulanenuniform.

JOHANNA sich umwendend. Felix!

FELIX. Ja, ich bin's.

JOHANNA. Grüß' dich Gott. — Wie ist denn das möglich, daß du schon wieder Urlaub bekommen hast?

FELIX. Es ist nicht auf lang. — Nun wie geht's der Mama?

JOHANNA. In den letzten Tagen ganz leidlich.

FELIX. Meinst du, sie würde erschrecken, wenn ich so unerwartet vor sie hinträte?

JOHANNA. Nein. Aber warte doch lieber ein bißchen. Jetzt schlummert sie. Ich komme eben aus ihrem Zimmer. — Wie lang bleibst du denn bei uns, Felix?

FELIX. Morgen Abend geht's wieder fort.

JOHANNA mit dem Blick ins Weite. Fort ...

FELIX. Es klingt nur so großartig. Gar so weit ist man ja doch nicht, in keiner Beziehung.

JOHANNA. Du hast es ja so sehr gewünscht ... *Auf seine Uniform deutend:* Nun hast du's erreicht. Bist du nicht zufrieden?

FELIX. Jedenfalls ist es das Vernünftigste von allem, was ich bisher angefangen habe. Denn nun spüre ich wenigstens, daß ich unter gewissen Umständen etwas leisten könnte.

JOHANNA. Ich glaube, du würdest es in jedem Beruf zu etwas bringen.

FELIX. Ich zweifle doch, daß ich als Advokat oder als Techniker meinen Weg gemacht hätte. Und im Ganzen fühle ich mich jetzt bedeutend wohler als jemals zuvor. Es scheint mir nur manchmal, als wenn ich nicht zur rechten Zeit geboren wäre. Vielleicht hätt' ich auf die Welt kommen sollen, als es noch nicht so viel Ordnung gab, als man allerlei wagen konnte, was man heute nicht mehr wagen darf.

JOHANNA. Ach, du bist doch frei, kannst dich rühren.

FELIX. Doch nur innerhalb gewisser Grenzen.

JOHANNA. Weiter wie diese werden sie jedenfalls sein.

FELIX *um sich blickend, lächelnd.* Es ist doch kein Gefängnis ... Der Garten ist wirklich hübsch geworden. Wie armselig sah's da aus, als wir Kinder waren. — Was ist denn das? Ein Pfirsichspalier! Das macht sich sehr gut.

JOHANNA. Eine Idee von Doktor Reumann.

FELIX. Das hätt' ich mir denken können.

JOHANNA. Wieso?

FELIX. Solche Nützlichkeitseinfälle trau' ich in unserer Familie niemandem so recht zu. Wie steht's denn übrigens mit seinen Aussichten? ... für die Professur in Graz mein' ich natürlich.

JOHANNA. Darüber ist mir nichts Näheres bekannt. *Sich abwendend.*

FELIX. Die Mutter hält sich wohl in diesen schönen Tagen viel im Freien auf?

JOHANNA. Ja.

FELIX. Liest du ihr noch manchmal vor? Versuchst du, sie ein wenig zu zerstreuen? aufzuheitern?

JOHANNA. Als wenn das so leicht wäre.

FELIX. Man muß sich eben zusammennehmen, Johanna.

JOHANNA. Du hast gut reden, Felix.

FELIX. Wie meinst du das?

JOHANNA vor sich hin. Ich weiß nicht, ob du mich verstehen wirst.

FELIX lächelnd. Warum sollt' ich dich mit einem Male nicht verstehen können?

JOHANNA ihn ruhig ansehend. Ich habe sie nicht mehr so lieb, seit sie krank ist.

FELIX befremdet. Wie?

JOHANNA. Nein, es ist unmöglich, daß du es ganz verstehen kannst. Immer weiter rückt sie von uns ab ... Es ist, wie wenn jeden Tag neue Schleier über sie herabsänken.

FELIX. Und was sollte das zu bedeuten haben?

JOHANNA sieht ihn ruhig an.

FELIX. Du glaubst ...?

JOHANNA. Ich täusche mich nicht in diesen Dingen, das weißt du, Felix.

FELIX. Ich weiß es? ...

JOHANNA. Als die kleine Lilli von Sala sterben mußte, hab' ich es gewußt, — bevor die andern ahnten, daß sie krank würde.

FELIX. Du hattest es geträumt — und warst ein Kind.

JOHANNA. Ich hatte es nicht geträumt. Ich hab' es gewußt. *Herb.* Ich kann das nicht erklären.

FELIX nach einer Pause. Und der Vater — ist er gefaßt?

JOHANNA. Gefaßt? ... Denkst du denn, er sieht auch die Schleier sinken?

FELIX nach einem leichten Kopfschütteln. Es sind Einbildungen, Johanna, — gewiß. — Aber nun will ich doch ... *Wendet sich dem Hause zu.* Der Vater ist noch nicht zu Hause?

JOHANNA. Nein. Er kommt jetzt gewöhnlich recht spät. Er hat sehr viel in der Akademie zu tun.

FELIX. Ich werde sie womöglich nicht aufwecken; ich geb' schon acht. *Über die Veranda hinab.*

Zweite Szene

JOHANNA eine Weile allein, hat sich auf einen Gartensessel gesetzt, die Hände über den Knien ineinander verschlungen. SALA tritt ein. Er ist 45 Jahre alt, sieht aber etwas jünger aus. Schlank, beinahe mager, glatt rasiert. Dunkelblondes, rechts gescheiteltes, nicht zu kurzes Haar, das an den Schläfen zu ergrauen beginnt. Seine Züge sind scharf und energisch, die Augen grau und klar.

SALA. Guten Abend, Fräulein Johanna.

JOHANNA. Guten Abend, Herr von Sala.

SALA. Man sagt mir, Ihre Frau Mama schlummere ein wenig; so habe ich mir erlaubt, indessen in den Garten zu treten.

JOHANNA. Felix ist eben angekommen.

SALA. So? Haben sie ihm schon wieder einen Urlaub gegeben? Zu meiner Zeit waren sie bei dem Regiment viel strenger. Allerdings lagen wir damals an der Grenze, in Galizien irgendwo.

JOHANNA. Das vergess' ich immer, daß Sie das auch mitgemacht haben.

SALA. Ja, es ist schon lange her. Hat auch nur ein paar Jahre gewährt. Aber es war recht schön, wenn ich so zurückdenke.

JOHANNA. Wie das meiste, was Sie erlebt haben.

SALA. Wie so manches.

JOHANNA. Wollen Sie sich nicht setzen?

SALA. Danke. *Setzt sich auf die Lehne eines Gartenfauteuils.* Darf ich? *Er nimmt eine Zigarette aus seiner Dose und zündet sie nach einem zustimmenden Nicken Johannas an.*

JOHANNA. Wohnen Sie schon in Ihrer Villa, Herr von Sala?

SALA. Morgen zieh' ich ein.

JOHANNA. Sie freuen sich wohl sehr darauf?

SALA. Dazu wär' es zu früh.

JOHANNA. Sind Sie so abergläubisch?

SALA. Wenn's darauf ankommt — o ja. — Aber es ist nicht deshalb. Ich beziehe sie nur vorläufig, nicht definitiv.

JOHANNA. Warum denn?

SALA. Ich werde auf Reisen gehen — für längere Zeit.

JOHANNA. So? Sie sind sehr zu beneiden. Das möcht' ich auch können, in der Welt herumfahren, mich um keinen Menschen kümmern müssen.

SALA. Noch immer?

JOHANNA. Noch immer . . . Wie meinen Sie das?

SALA. Nun, ich erinnere mich, daß Ihnen schon als ganz kleinem Mädchen diese Wanderpläne durch den Sinn gingen. Was wollten Sie nur werden? . . . Tänzerin, glaub' ich. Nicht wahr? Eine sehr berühmte natürlich.

JOHANNA. Warum sagen Sie das, als ob es so etwas Nichtiges wäre, eine Tänzerin zu sein? *Ohne ihn anzusehen.* Gerade Sie sollten das nicht, Herr von Sala.

SALA. Warum denn gerade ich nicht?

JOHANNA blickt ruhig zu ihm auf.

SALA. Ich weiß nicht recht, wie Sie das meinen, Fräulein Johanna . . . oder sollt' ich doch . . . *Einfach.* Johanna, haben Sie gewußt, daß ich Sie damals sah?

JOHANNA. Wann?

SALA. Im vorigen Jahre, als Sie auf dem Lande wohnten, und ich einmal in der Mansarde übernachtete. Es war heller Mondschein, und eine Elfe, glaub' ich, schwebte auf der Wiese umher.

JOHANNA nickt lächelnd.

SALA. Schwebte sie für mich?

JOHANNA. Ich hab' Sie wohl gesehen, wie Sie hinter dem Vorhang standen.

SALA nach einer kleinen Pause. So werden Sie vor andern Menschen wahrscheinlich doch nie tanzen.

JOHANNA. Warum? . . . Ich hab' wohl schon. Und Sie haben mir auch damals zugesehen. Es ist freilich lange her. — Es war auf einer griechischen Insel. Viele Männer standen im Kreise um mich her — Sie waren unter ihnen — und ich war eine Sklavin aus Lydien.

SALA. Eine gefangene Prinzessin.

JOHANNA ernst. Glauben Sie nicht an solche Dinge?

SALA. Wenn Sie es wünschen — gewiß.

JOHANNA ernst bleibend. Sie sollten alles glauben, woran die andern nicht glauben können.

SALA. Wenn die Stunde dazu kommt, tu ich's wohl.

JOHANNA. Sehen Sie, — ich für meinen Teil kann mir alles andere eher vorstellen als dies, daß ich nun zum ersten Male auf der Welt sein sollte. Und es gibt Augenblicke, in denen ich mich ganz deutlich an allerlei erinnere.

SALA. Und solch ein Augenblick war damals?

JOHANNA. Ja, vor einem Jahre, als ich in einer mondhellen Sommernacht über eine Wiese tanzte. Es war gewiß nicht das erstemal, Herr von Sala. *Nach einer kleinen Pause, plötzlich in anderm Tone.* Wohin reisen Sie eigentlich?

SALA den Ton aufnehmend. Nach Baktrien, Fräulein Johanna.

JOHANNA. Wohin?

SALA. Nach Baktrien. Das ist ein sehr merkwürdiges Land, und das Merkwürdigste ist, daß es gar nicht mehr existiert. Ich schließe mich nämlich einer Gesellschaft an, die im November dahin abgeht. Sie haben vielleicht in der Zeitung davon gelesen.

JOHANNA. Nein.

SALA. Es handelt sich um Ausgrabungen an der Stätte, wo vermutlich das alte Ekbatana stand — vor etwa sechstausend Jahren. Das liegt noch vor Ihrer lydischen Zeit, wie Sie sehen.

JOHANNA. Wann sind Sie denn auf diese Idee gekommen?

SALA. Erst vor wenigen Tagen. Gesprächsweise sozusagen. Graf Ronsky, der Leiter der Sache, hat mir so große Lust dazu gemacht. Es gehörte nicht viel dazu; er kam einer alten Sehnsucht von mir entgegen. *Lebhafter.* Denken Sie nur, Fräulein Johanna: Mit

eigenen Augen sehen, wie solch eine begrabene Stadt allmählich aus der Erde hervortaucht, Haus um Haus, Stein um Stein, Jahrhundert um Jahrhundert. Nein, es war mir nicht bestimmt, dahinzugehen, eh' mir dieser Wunsch erfüllt wird.

JOHANNA. Warum reden Sie denn vom Sterben?

SALA. Gibt es einen anständigen Menschen, der in irgend einer guten Stunde in tiefster Seele an etwas anderes denkt?

JOHANNA. Ihnen ist wohl nie ein Wunsch unerfüllt geblieben.

SALA. Keiner ...?

JOHANNA. Ich weiß, daß Sie auch viel Trauriges erlebt haben. Aber manchmal glaub' ich, Sie haben auch das ersehnt.

SALA. Ersehnt ...? Genossen, wenn es kam, da mögen Sie wohl recht haben.

JOHANNA. Wie gut versteh' ich das! Ein Dasein ohne Schmerzen wäre wohl so armselig wie ein Dasein ohne Glück. *Pause.* Wie lang ist's her?

SALA. Was meinen Sie?

JOHANNA leise. Daß Frau von Sala gestorben ist.

SALA. Das ist sieben Jahre her, beinahe auf den Tag.

JOHANNA. Und Lilli ... im selben Jahre?

SALA. Ja, Lilli starb im Monat drauf. Denken Sie noch manchmal an Lilli, Fräulein Johanna?

JOHANNA. Recht oft, Herr von Sala. Ich habe seither keine Freundin gehabt. *Vor sich hin.* Zu ihr müßte man jetzt auch „Fräulein“ sagen. Sie war sehr schön. Sie hatte so dunkles blauschillerndes Haar wie Ihre Frau und so klare Augen wie Sie, Herr von Sala. *Vor sich hin.* „Nun gingt ihr beide, gingt ihr Hand in Hand, die dunkle Straße in ein lichtes Land ...“

SALA. Was Sie für ein Gedächtnis haben, Johanna.

JOHANNA. Sieben Jahre ist das vorbei ... wie sonderbar.

SALA. Warum sonderbar?

JOHANNA. Sie bauen sich ein Haus und graben versunkene Städte aus und schreiben seltsame Verse, — und Menschen, die Ihnen so viel gewesen sind, liegen schon seit sieben Jahren unter der Erde und verwesen, — und Sie sind beinahe noch jung. Wie unbegreiflich ist das alles!

SALA. Du, der da weiterlebt, laß ab zu weinen, sagt Omar Nameh, geboren zu Bagdad im Jahre 412 der mohammedanischen Zeitrechnung als Sohn eines Kesselflickers. Übrigens kenn' ich einen, der dreiundachtzig Jahre alt ist; er hat zwei Frauen begraben, sieben Kinder, von den Enkeln ganz zu geschweigen, und spielt Klavier in einem schäbigen Praterwirtshaus, während sich auf der Bühne Künstler und Künstlerinnen produzieren in Trikots und fliegenden Röckchen. Und neulich, als die armselige Produktion zu Ende war und man die Laternen auslöschte, spielte er rätselhafterweise auf dem gräulichen Klimperkasten unbeirrt weiter. Und da haben wir ihn eingeladen, Ronsky und ich, sich zu uns zu setzen, und haben mit ihm zu plaudern angefangen. Und nun erzählte er uns, daß das letzte Stück, das er da oben gespielt hatte, seine eigene Komposition war. Wir machten ihm natürlich unsere Komplimente. Und da leuchteten seine Augen, und mit seiner zittrigen Stimme fragte er uns: „Glauben Sie, meine Herren, wird mein Werk Erfolg haben?" Dreiundachtzig Jahre ist er alt und seine Karriere endet in einem kleinen Praterwirtshaus und sein Publikum sind Kindermädchen und Feldwebel, und seine Sehnsucht ist, — daß die ihm Beifall klatschen!

Dritte Szene

JOHANNA, SALA, DOKTOR REUMANN.

DOKTOR REUMANN. Guten Abend, Fräulein Johanna. Guten Abend, Herr von Sala. *Reicht beiden die Hände.* Wie befinden Sie sich?

SALA. Vorzüglich. Man ist Ihnen doch nicht verfallen, wenn man einmal die Ehre gehabt hat, Sie um Rat zu fragen!

DOKTOR REUMANN. Daran hatt' ich selbst schon vergessen. Aber es gibt Leute, die sich dergleichen einbilden. — Mama ruht wohl ein wenig, Fräulein Johanna?

JOHANNA war durch das kurze Gespräch zwischen dem Arzt und Sala betroffen und betrachtete Sala aufmerksam. Sie wird wohl schon wach sein. Felix ist bei ihr.

DOKTOR REUMANN. Felix ...? Man hat doch nicht etwa um ihn telegraphiert?

JOHANNA. Nein, soviel ich weiß. Wer hätte denn ...?

DOKTOR REUMANN. Ich dachte nur Ihr Papa ist manchmal so ängstlich.

JOHANNA. Da kommen sie.

Vierte Szene

JOHANNA, SALA, DOKTOR REUMANN, FRAU WEGRAT und FELIX von der Veranda her.

FRAU WEGRAT. Grüß' Sie Gott, lieber Herr Doktor. Was sagen Sie zu der Überraschung?

Freundliches Händedrücken zwischen den Herren.

FRAU WEGRAT. Guten Abend, Herr von Sala.

SALA. Ich freue mich, gnädige Frau, Sie so wohl zu sehen.

FRAU WEGRAT. Ja, es geht mir ein wenig besser. Wenn nur die traurige Jahreszeit nicht so nahe wäre.

SALA. Aber gnädige Frau, jetzt kommen ja erst die allerschönsten Tage. Wenn die Wälder rot und gelb schimmern, der goldene Dunst über den Hügeln liegt und der Himmel so fern und blaß ist, als schauerte ihn vor seiner eigenen Unendlichkeit —!

FRAU WEGRAT. Das möchte man wohl noch einmal sehen.

DOKTOR REUMANN *vorwurfsvoll.* Gnädige Frau —

FRAU WEGRAT. Verzeihen Sie, es kommen einem manchmal solche Gedanken. *Heiterer.* Wenn ich nur wenigstens wüßte, wie lange mir mein guter Doktor noch erhalten bleibt.

DOKTOR REUMANN. In dieser Hinsicht kann ich Sie beruhigen, gnädige Frau: Ich bleibe in Wien.

FRAU WEGRAT. Wie? Ist die Sache schon entschieden?

DOKTOR REUMANN. Ja.

FELIX. Ist also richtig ein anderer nach Graz berufen worden?

DOKTOR REUMANN. Das nicht. Aber der andere, dem die Stelle so gut wie sicher war, hat sich auf einer Bergtour den Hals gebrochen.

FELIX. Da wären doch jetzt Ihre Chancen die allerbesten? Wer außer Ihnen käme denn noch in Betracht?

DOKTOR REUMANN. Meine Chancen wären jetzt gewiß nicht übel. Aber ich habe es vorgezogen, zu verzichten.

FRAU WEGRAT. Wie?

DOKTOR REUMANN. Ich nehme eine Berufung nicht an.

FRAU WEGRAT. Sind Sie so abergläubisch?

FELIX. Sind Sie so stolz?

DOKTOR REUMANN. Keines von beiden. Aber der Gedanke, irgend einen Vorteil dem Malheur eines andern zu verdanken, wäre mir außerordentlich peinlich. Meine halbe Existenz wäre mir vergällt. Sie sehen, das ist weder Aberglaube noch Stolz, es ist ganz gemeine, kleinliche Eitelkeit.

SALA. Das ist raffiniert, Herr Doktor.

FRAU WEGRAT. Ich höre aus alldem nur, daß Sie bleiben. Ja, so niedrig beginnt man zu denken, wenn man krank ist.

DOKTOR REUMANN *absichtlich abschweifend.* Nun, Felix, wie behagt's Ihnen denn in Ihrer Garnison?

FELIX. Sehr gut.

FRAU WEGRAT. Bist du also ganz zufrieden, mein Kind?

FELIX. Ich bin euch sehr dankbar. Dir besonders, Mama.

FRAU WEGRAT. Warum mir besonders? Die letzte Entscheidung stand ja doch beim Vater.

DOKTOR REUMANN. Ihm wäre es natürlich lieber gewesen, wenn Sie einen friedlicheren Beruf erwählt hätten.

SALA. Es gibt ja heutzutage gar keinen, der friedlicher wäre.

FELIX. Da haben Sie recht, Herr von Sala. — Übrigens hab' ich Ihnen Grüße vom Oberstleutnant Schrotting zu überbringen.

SALA. Danke sehr. Denkt denn der noch an mich?

FELIX. Nicht er allein. Wir werden ja häufig an Sie erinnert; — bei jeder Mahlzeit. Ihr Porträt hängt ja unter manchen andern von gewesenen Offizieren unseres Regiments im Kasino.

Fünfte Szene

JOHANNA, SALA, DOKTOR REUMANN, FELIX, FRAU WEGRAT. — PROFESSOR WEGRAT tritt auf.

WEGRAT. Guten Abend. — Wie, Felix, du bist wieder da? Das ist aber eine Überraschung!

FELIX. Guten Abend, Papa. Ich habe mir auf zwei Tage Urlaub genommen.

WEGRAT. Urlaub ... Urlaub? Ist's wirklich einer? Oder ist's nicht etwa wieder so ein kleiner Geniestreich?

FELIX leicht, nicht verletzt. Ich pflege doch nicht die Unwahrheit zu reden, Vater.

WEGRAT auch scherzend. Ich wollte dich nicht beleidigen, Felix. Auch wenn du fahnenflüchtig geworden wärst, die Sehnsucht nach der Mutter dürfte als genügende Entschuldigung gelten.

FRAU WEGRAT. Die Sehnsucht nach den Eltern!

WEGRAT. Natürlich — nach uns allen. Aber da du jetzt etwas leidend bist, bist du die Hauptperson. — Nun, wie geht's, Gabriele? Besser, nicht wahr? *Leise, beinahe schüchtern.* Meine Liebe . . . *Streichelt ihr Stirn und Haare.* Liebe . . . Die Luft ist so lind.

SALA. Es ist ein wundervoller Herbst.

DOKTOR REUMANN. Sie kommen jetzt erst aus der Akademie, Herr Professor?

WEGRAT. Ja. Ich bin ja jetzt auch Direktor, da gibt's eine ganze Menge zu tun — und nicht immer Amüsantes und Dankbares. Aber wie man behauptet, bin ich dazu geschaffen. Es wird wohl so sein. *Lächelnd.* Wie irgendwer einmal über mich sagte: Kunstbeamter.

SALA. Seien Sie nur nicht ungerecht gegen sich, Herr Professor.

FRAU WEGRAT. Wahrscheinlich bist du auch wieder den ganzen langen Weg zu Fuß gegangen?

WEGRAT. Ich habe sogar einen kleinen Umweg gemacht — über die Türkenschanze. Ich liebe diesen Weg so sehr. An Abenden wie heute liegt die ganze Stadt unten wie in silbernen Hauch gebadet. — Übrigens hab' ich dir Grüße zu bringen, Gabriele. Ich bin Irene Herms begegnet.

FRAU WEGRAT. Sie ist in Wien?

WEGRAT. Vorübergehend. Sie will dich dieser Tage besuchen.

SALA. Ist sie noch in Hamburg engagiert?

WEGRAT. Nein. Sie hat die Bühne verlassen, wie sie mir erzählt, und lebt bei ihrer verheirateten Schwester auf dem Land.

JOHANNA. Ich habe sie einmal in einem Stück von Ihnen spielen sehen, Herr von Sala.

SALA. Da müssen Sie aber noch ein ganz kleines Mädchen gewesen sein.

JOHANNA. Sie gab eine spanische Prinzessin.

SALA. Leider. Prinzessinnen waren ihre Sache

wahrhaftig nicht. Sie hat ihr Lebtag keine Verse sprechen können.

DOKTOR REUMANN. Und daran denken Sie heute noch, Herr von Sala, daß irgend eine Dame irgend einmal Ihre Verse schlecht gesprochen hat?

SALA. Warum sollt' ich nicht, lieber Doktor? Wenn Sie im Mittelpunkt der Erde wohnten, wüßten Sie, daß alle Dinge gleich schwer sind. Und schwebten Sie im Mittelpunkt der Welt, dann ahnten Sie, daß alle Dinge gleich wichtig sind.

FRAU WEGRAT. Wie sieht sie denn aus?

WEGRAT. Sie ist noch immer recht hübsch.

SALA. Ob sie noch Ähnlichkeit mit ihrem Bild bewahrt hat, das im Museum hängt?

FELIX. Was ist das für ein Bild?

JOHANNA. Es hängt ein Bild von ihr im Museum?

SALA. Sie kennen es gewiß. „Schauspielerin" ist es im Katalog benannt, schlechtweg „Schauspielerin". Ein junges Weib in einem Harlekinskostüm, darüber eine griechische Toga geworfen, ihr zu Füßen ein Gewirr von Masken. Ganz allein, den starren Blick auf den Zuschauerraum gerichtet, steht sie auf einer leeren, halb dunkeln Bühne, zwischen Kulissen, die nicht zueinander passen. Ein Stück Zimmerwand, ein Stück Wald, ein Stück Burgverließ ...

FELIX. Und der Hintergrund stellt eine Landschaft im Süden vor, mit Palmen und Platanen ...?

SALA. Ja. Die halb aufgerollt ist, so daß man weiter rückwärts einen Haufen von Möbeln, Stufen, Bechern, Kronen im hellen Tageslicht schimmern sieht.

FELIX. Das ist ja das Bild von Julian Fichtner?

SALA. Freilich.

FELIX. Ich wußte gar nicht, daß die Frauengestalt Irene Herms darstellen sollte.

WEGRAT. Das sind nun mehr als fünfundzwanzig Jahre, daß er das Bild gemalt hat. Es machte gewaltiges Aufsehen damals. Es war sein erster großer Erfolg. Und heute gibt es vielleicht eine ganze Menge

von Leuten, die seinen Namen nicht mehr kennen. — Übrigens hab' ich Irene Herms nach ihm gefragt. Aber seltsam, auch die „ewige Freundin“ weiß nicht, wo in der Welt er sich herumtreibt.

FELIX. Ich hab' ihn erst vor wenigen Tagen gesprochen.

WEGRAT. Wie?! Du hast Julian Fichtner gesehen? Er war in Salzburg? ... Wann denn?

FELIX. Es sind erst drei oder vier Tage her. Er hat mich aufgesucht, und wir haben einen Abend miteinander verbracht.

FRAU WEGRAT *wirft einen Blick auf Doktor Reumann.*

WEGRAT. Wie geht's ihm denn? Was hat er dir denn erzählt?

FELIX. Ein wenig grau ist er geworden, aber sonst schien er mir kaum verändert.

WEGRAT. Wie lang mag er jetzt von Wien fort sein? Zwei Jahre, nicht wahr?

FRAU WEGRAT. Etwas drüber.

FELIX. Er hat große Reisen gemacht.

SALA. Ja, gelegentlich erhielt ich eine Karte von ihm.

WEGRAT. Wir auch. Aber ich dachte, daß Sie mit ihm in regelmäßiger Korrespondenz stünden.

SALA. Regelmäßig? Nein.

JOHANNA. Ist er nicht Ihr Freund?

SALA. Freunde hab' ich im allgemeinen nicht. Und wenn ich sie habe, verleugne ich sie.

JOHANNA. Aber früher sind Sie doch so intim mit ihm gewesen.

SALA. Er doch eigentlich mehr mit mir als ich mit ihm.

FELIX. Wie meinen Sie das, Herr von Sala?

JOHANNA. Ich versteh' das sehr gut. Es geht Ihnen wohl mit den meisten Menschen so.

SALA. Ähnlich zum mindesten.

JOHANNA. Man merkt das auch an den Sachen, die Sie schreiben.

SALA. Hoff' ich. Sonst könnte sie auch wer anderer schreiben.

WEGRAT. Sagte er denn nicht, wann er wieder nach Wien kommt?

FELIX. Ich glaube bald. Aber sehr bestimmt hat er sich nicht ausgedrückt.

JOHANNA. Ich möchte Herrn Fichtner gern wiedersehen. Ich habe solche Menschen gern.

WEGRAT. Was nennst du „solche Menschen"?

JOHANNA. Die immer von weit herkommen.

WEGRAT. Aber als du ihn kanntest, Johanna, kam er doch meistens ganz aus der Nähe ... er lebte ja hier.

JOHANNA. Das ist ja ganz gleichgültig, ob er hier lebte oder anderswo. — Auch wenn er täglich kam, mir war immer, als käm' er von sehr weit.

WEGRAT. Nun ja ...

FELIX. Das hab' ich auch manchmal empfunden.

WEGRAT. Ist es nicht seltsam, wie er durch die Welt jagt, in den letzten Jahren wenigstens?

SALA. Steckt diese Unruhe nicht seit jeher in ihm? Sie waren ja schon auf der Akademie mit ihm zusammen.

WEGRAT. Ja. Und damals mußte man ihn gekannt haben, um ihn wirklich zu kennen. Als junger Mensch hatte er etwas Faszinierendes, Blendendes. Nie hab' ich jemanden gekannt, auf den das Wort „vielversprechend" so zutraf wie auf ihn.

SALA. Nun, er hat doch mancherlei gehalten.

WEGRAT. Aber was hätte er alles erreichen können! ...

DOKTOR REUMANN. Ich glaube, was man hätte erreichen können, das erreicht man auch.

WEGRAT. Nicht immer. Julian war gewiß zu Höherem bestimmt. Was ihm gefehlt hat, war die Fähigkeit, sich zu sammeln, der innere Friede. Er konnte sich nirgends dauernd heimisch fühlen; und das Unglück war, daß er sich auch in seinen Arbeiten sozusagen nur vorübergehend aufhielt.

FELIX. Er hat mir ein paar Skizzen gezeigt, die er in der letzten Zeit gemacht hat.

WEGRAT. Schön?

FELIX. Für mich lag etwas Ergreifendes in ihnen.

FRAU WEGRAT. Warum ergreifend? Was sind's denn für Bilder?

FELIX. Landschaften. Sogar meistens ganz heitere Gegenden.

JOHANNA. Ich habe einmal im Traum eine Frühlingslandschaft gesehen, ganz sonnig und mild, und doch hab' ich über sie weinen müssen.

SALA. Ja, die Traurigkeit steckt in den Dingen oft viel tiefer verborgen, als man ahnt.

WEGRAT. Also er arbeitet wieder? Da kann man sich ja vielleicht was besonderes erwarten.

SALA. Bei jemandem, der einmal ein Künstler war, ist man nie vor Überraschungen sicher.

WEGRAT. Ja, so ist es, Herr von Sala. Das ist eben der große Unterschied. Bei einem Beamten kann man in dieser Hinsicht ganz ruhig sein. *Mit heiterer Selbstironie.* Der malt jedes Jahr sein braves Bild für die Ausstellung und kann beim besten Willen nicht anders.

DOKTOR REUMANN. Es ist noch sehr die Frage, wer die Welt und die Kunst weiter bringt: Beamte wie Sie, Herr Professor, oder ... die sogenannten Genies.

WEGRAT. O, es fällt mir gar nicht ein, den Bescheidenen zu spielen. Aber was die Genies anbelangt, von denen wollen wir lieber nicht reden. Das ist eine Welt für sich und außerhalb der Diskussion — wie die Elemente.

DOKTOR REUMANN. Da bin ich allerdings durchaus anderer Ansicht.

WEGRAT. Man kann doch nur von den Leuten sprechen, für die es überhaupt Grenzen gibt. Und da find' ich nun freilich: Wer seine Grenzen besser kennt, das ist der bessere Mann. Und in dieser Hinsicht hab' ich gewiß allen Grund, mich hochzuschätzen. — Ist dir denn nicht kühl, Gabriele?

FRAU WEGRAT. Nein.

WEGRAT. Nimm doch das Tuch fester um und laß uns ein wenig Bewegung machen, so weit das hier möglich ist.

FRAU WEGRAT. O ja, gern. — Bitte, kommen Sie, Doktor, nehmen Sie meinen Arm. Sie haben sich um Ihre Patientin noch gar nicht gekümmert.

DOKTOR REUMANN. Ich stehe zur Verfügung.

Die andern gehen voraus, Johanna mit ihrem Bruder, der Professor mit Sala; Doktor Reumann und Frau Wegrat scheinen sich anzuschließen, bis Frau Wegrat plötzlich stehen bleibt.

Sechste Szene

FRAU WEGRAT, DOKTOR REUMANN.

FRAU WEGRAT. Haben Sie bemerkt, wie seine Augen leuchteten, — Felix' Augen, als man von ihm sprach? Es war eigentümlich.

DOKTOR REUMANN. Menschen von der Art dieses Herrn Fichtner haben gewiß für jüngere Leute etwas Interessantes. Es webt wie ein Duft von Abenteuern um sie.

FRAU WEGRAT *den Kopf schüttelnd.* Und er hat ihn besucht ... Er ist offenbar nach Salzburg nur gefahren, um ihn wiederzusehen. Er fängt wohl an, sich ziemlich verlassen zu fühlen.

DOKTOR REUMANN. Warum sollte man einen jungen Freund nicht besuchen, wenn man zufällig seinen Aufenthaltsort berührt? Daran find' ich nichts Merkwürdiges.

FRAU WEGRAT. Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht hätt' ich die Sache früher geradeso aufgefaßt. Aber jetzt, im Angesicht ... Nein, Doktor, ich will nicht pathetisch werden.

DOKTOR REUMANN. Gegen das Pathos hab' ich nichts, nur gegen den Unsinn.

FRAU WEGRAT *lächelnd.* Ich danke Ihnen. —

Immerhin, ich habe Anlaß, über allerlei nachzudenken. Das ist weiter nicht schwer zu nehmen, lieber Freund. Sie wissen ja, ich habe Ihnen alles nur erzählt, um mit einem klugen und guten Menschen über Vergangenes reden zu können; nicht etwa, um von einer Schuld losgesprochen zu werden.

DOKTOR REUMANN. Glücklich machen ist besser als schuldlos sein. Und da Ihnen das beschieden war, haben Sie selbstverständlich alles gutgemacht . . . wenn Sie ein Wort von so phantastischer Albernheit gestatten.

FRAU WEGRAT. Daß ich Sie so reden höre!

DOKTOR REUMANN. Hab' ich nicht recht?

FRAU WEGRAT. Als wenn ich nicht ganz gut fühlte, daß gerade Ihnen wir alle, Betrogene und Betrüger, gleich verächtlich sein müssen.

DOKTOR REUMANN. Gerade mir? . . . Was Sie, gnädige Frau, Verachtung nennen, — wenn ich überhaupt etwas davon verspürte — wäre ja doch nichts anderes als maskierter Neid. Oder denken Sie, daß es mir an dem guten Willen fehlte, mein Leben so zu führen, wie ich es die meisten andern führen sehe? Ich habe nur nicht das Talent dazu. Wenn ich aufrichtig sein soll, gnädige Frau — die Sehnsucht, die am tiefsten in mir steckt, ist die: ein Schurke zu sein, ein Kerl, der heuchelt, verführt, hohnlacht, über Leichen schreitet. Aber ich bin durch Mängel meines Temperaments dazu verurteilt, ein anständiger Mensch zu sein — und, was vielleicht noch schmerzlicher ist, von allen Leuten zu hören, daß ich es bin.

FRAU WEGRAT hat ihm lächelnd zugehört. Ob Sie uns auch den wahren Grund erzählt haben, der Sie in Wien festhält . . .?

DOKTOR REUMANN. Gewiß. Ich habe wahrhaftig keinen andern. Ich habe nicht das Recht, einen andern zu haben. Reden wir doch nicht weiter davon.

FRAU WEGRAT. Sind wir nicht so gute Freunde, daß ich ruhig über alles mit Ihnen sprechen kann?

Ich weiß ja, was Sie meinen. Aber ich glaube, es stände in Ihrer Macht, gewisse Illusionen und Träume aus einer Mädchenseele davonzuscheuchen. Für mich wäre es eine rechte Beruhigung, wenn ich Sie hier zurücklassen dürfte, unter diesen Menschen, die mir alle so nahe sind und die doch alle voneinander nichts wissen, kaum ihre Beziehungen zu einander kennen und dazu bestimmt scheinen, auseinander zu flattern, weiß Gott, wohin.

DOKTOR REUMANN. Wir wollen von diesen Dingen reden, wenn es an der Zeit ist, gnädige Frau.

FRAU WEGRAT. Ich bereue ja nichts. Ich glaube, ich habe nie etwas bereut. Aber ich fühle, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist. Vielleicht ist es nur der seltsame Glanz in den Augen von Felix gewesen, der diese Unruhe über mich gebracht hat. Aber ist es nicht sonderbar, — unheimlich beinahe, zu denken, daß ein Mensch wie er mit offenen Sinnen in der Welt umhergehen und nie erfahren soll, wem er das Licht der Welt verdankt?

DOKTOR REUMANN. Wir wollen keine allgemeinen Sätze aufstellen, gnädige Frau. Damit sind die geradesten Dinge so sehr ins Zittern und Schwanken zu bringen, daß es auch die klarsten Augen zu schwindeln anfängt. Aber ich für meinen Teil finde: Eine Lüge, die sich so stark erwiesen hat, daß sie den Frieden eines Hauses tragen kann, ist mindestens so verehrungswürdig als eine Wahrheit, die nichts anderes vermöchte, als das Bild der Vergangenheit zu zerstören, das Gefühl der Gegenwart zu trüben und die Betrachtung der Zukunft zu verwirren. *Er geht weiter mit ihr.*

Siebente Szene

JOHANNA und SALA.

JOHANNA. So kommt man immer auf dieselben Stellen. Ihr Garten ist wohl größer, Herr von Sala?

SALA. Mein Garten ist der Wald selbst, — für

Leute, die ihre Phantasie nicht durch ein dünnes Gitter behindern lassen.

JOHANNA. Ihre Villa ist schön geworden.

SALA. Kennen Sie sie denn?

JOHANNA. Neulich hab' ich sie wiedergesehen, zum ersten Male wieder seit drei Jahren.

SALA. Vor drei Jahren war ja noch nicht einmal der Grundstein gelegt.

JOHANNA. Für mich ist sie schon damals dagestanden.

SALA. Wie geheimnisvoll ...

JOHANNA. Gar nicht. Erinnern Sie sich nur. Wir haben einmal einen Ausflug nach Dornbach gemacht, die Eltern, Felix und ich. Da haben wir Sie und Herrn Fichtner begegnet, und das war gerade an der Stelle, wo Ihr Haus gebaut werden sollte. Und nun sieht alles geradeso aus, wie Sie es damals geschildert haben.

SALA. Wie kommen Sie denn in diese Gegend?

JOHANNA. Ich gehe jetzt oft allein spazieren, seit Mama krank ist ...

SALA. Und wann sind Sie denn an meinem Haus vorübergekommen?

JOHANNA. Das ist nicht lange her ... Heute.

SALA. Heute?

JOHANNA. Ja. Ich bin ringsherum gegangen.

SALA. So? Ringsherum? ... Haben Sie auch die kleine Tür gesehen, die direkt in den Wald hinausführt?

JOHANNA. Ja. — Aber von dort aus ist das Haus beinahe unsichtbar. Das Laub ist ganz dicht. — Wo mögen denn die römischen Kaiserbüsten sein?

SALA. Die stehen auf Säulen am Eingang einer Allee. Gleich daneben ist eine kleine Marmorbank, und vor der Marmorbank ist ein kleiner Teich angelegt.

JOHANNA *nickt.* Wie Sie uns damals erzählten ... Und das Wasser schimmert grünlichgrau ... und des Morgens fallen die Schatten der Buchen drüber hin. — Ich weiß. *Sie blickt zu ihm auf und lächelt. Beide gehen weiter.*

Vorhang.

ZWEITER AKT

Bei Julian Fichtner. Behagliches, recht vornehmes Zimmer in einiger Unordnung. Große Bücherschränke. Auf zwei Stühlen liegen Bücher geschichtet, auf einem andern eine geöffnete Reisetasche. — Julian vor dem Schreibtisch, nimmt Papiere aus den Laden, einige zerreißt er und wirft sie in den Papierkorb.

Erste Szene

JULIAN und DIENER. Dann SALA.

DER DIENER meldet. Herr von Sala. *Ab.*

SALA tritt ein. — Salas Gewohnheit, im Gespräch auf und ab zu gehen, tritt während dieser Szene sehr hervor. Gelegentlich setzt er sich für einen Augenblick, manchmal nur auf eine Lehne. Zuweilen bleibt er bei Julian stehen, legt ihm die Hand auf die Schulter, während er spricht. Zwei- bis dreimal während der Szene berührt er mit der Hand seine linke Brustseite, als empfände er dort ein Unbehagen; nicht auffällig.

JULIAN. Ich freue mich sehr. *Händedruck.*

SALA. Also heute früh sind Sie gekommen?

JULIAN. Ja.

SALA. Und bleiben —?

JULIAN. Das ist noch unbestimmt. Ich bin in einiger Unordnung, wie Sie sehen. Es wird hier wohl überhaupt keine rechte Ordnung werden. Ich will diese Wohnung aufgeben.

SALA. Schade; ich war sie so gewohnt. Wohin wollen Sie denn ziehen?

JULIAN. Es ist möglich, daß ich vorläufig gar kein festes Quartier nehme und so herumwandere wie in den letzten Jahren. Ich habe sogar die Idee, meine Sachen verauktionieren zu lassen.

SALA. Das ist mir kein sympathischer Gedanke.

JULIAN. Ja, sympathisch ist mir der Gedanke eigentlich auch nicht. Aber es kommt auch die materielle Seite der Frage ein wenig in Betracht. Ich habe zuviel gebraucht in diesen letzten Jahren, das muß sich irgendwie wieder ausgleichen. Später richt' ich

mich wohl wieder neu ein. Irgend einmal kommt man doch wieder zur Ruhe und zur Arbeit. — Nun, wie geht's Ihnen denn? Was machen unsere Freunde und Bekannten?

SALA. Haben Sie denn noch niemanden gesehen?

JULIAN. Niemanden. Ich hab' auch nur Ihnen geschrieben, daß ich da bin.

SALA. Also Sie waren noch nicht bei Wegrats?

JULIAN. Nein. Ich zögere sogar hinzugehen.

SALA. Wie? ...

JULIAN. Man sollte eigentlich in gewissen Jahren die Orte gar nicht mehr betreten, in denen man jüngere Tage verbracht hat. Man findet die Dinge und Menschen selten so wieder, wie man sie verlassen. Nicht wahr? — Frau Gabriele soll sich ja im Laufe ihrer Krankheit recht sehr verändert haben. Felix sprach mir wenigstens davon. Ich möchte es am liebsten vermeiden, sie wiederzusehen. Das müssen Sie doch verstehen, Sala.

SALA *etwas befremdet.* Natürlich versteh' ich das. Wie lang haben Sie denn keine Nachricht aus Wien gehabt?

JULIAN. Ich bin meinen Briefen immer vorausgereist. Seit vierzehn Tagen hat mich keiner eingeholt. *Betreten.* Was gibt's denn?

SALA. Frau Gabriele ist vor etwa acht Tagen gestorben.

JULIAN. Oh! *Er ist sehr bewegt, geht im Zimmer hin und her, dann setzt er sich nieder und sagt nach einer Pause:* Man mußte wohl darauf gefaßt sein, und doch ...

SALA. Sie starb einen sanften Tod, — wie die andern Leute ja immer so bestimmt wissen. Immerhin, sie ist eines Abends ruhig entschlummert und nicht wieder erwacht.

JULIAN *sehr leise.* Arme Gabriele! — Haben Sie sie in der letzten Zeit gesehen?

SALA. Ja. Ich kam beinahe täglich hin.

JULIAN. So?

SALA. Johanna hat mich darum gebeten. Sie hat sich nämlich geradezu gefürchtet, mit ihrer Mutter allein zu sein.

JULIAN. Gefürchtet?

SALA. Sie hatte eine Art Grauen vor der kranken Frau. Jetzt ist sie eher ruhiger.

JULIAN. Seltsames Geschöpf . . . — Und unser Freund, der Professor, wie trägt er den Verlust? Gottergeben, nicht wahr?

SALA. Lieber Julian, der Mann hat einen Beruf. Ich glaube, wir können das gar nicht fassen, dir wir von Gnaden des Augenblicks Götter — und zuweilen etwas weniger als Menschen sind.

JULIAN. Felix ist natürlich noch hier?

SALA. Ich sprach ihn erst vor einer Stunde, und teilte ihm mit, daß Sie da wären. Er hat sich sehr gefreut, daß Sie ihn in Salzburg besucht haben.

JULIAN. Das schien mir so. Und es hat mir sehr wohl getan. Ich trage mich übrigens mit der Idee, in Salzburg Aufenthalt zu nehmen.

SALA. Für immer?

JULIAN. Für einige Zeit. Auch um Felix' willen. Sein frisches Wesen berührt mich so angenehm, macht mich geradezu selbst jünger. Wär' er mein Sohn nicht, ich würd' ihn vielleicht beneiden — und nicht um seine Jugend allein. *Lächelnd.* So bleibt mir nichts anderes übrig, als ihn zu lieben. Es hat wahrhaftig etwas Beschämendes für mich, daß ich es sozusagen inkognito tun muß.

SALA. Kommen alle diese Empfindungen nicht ein wenig spät?

JULIAN. Sie existieren wohl schon länger, als ich selbst weiß. Und dann, Sie wissen ja, ich sah den Jungen zum ersten Male, als er schon zehn oder elf Jahre alt war und erfuhr erst damals, daß er mein Sohn sei.

SALA. Das muß ein seltsames Wiedersehen gewesen sein zwischen Ihnen und Frau Gabriele, zehn

Jahre, nachdem Sie den schnöden Verrat begangen — wie unsere Ahnen gesagt hätten.

JULIAN. Es war nicht einmal so seltsam. Es fügte sich ungezwungen. Kurz nachdem ich aus Paris zurückgekehrt war, begegnete ich Wegrat zufällig auf der Straße. Wir hatten ja gelegentlich von einander gehört und traten einander als alte Freunde entgegen. Es gibt Menschen, die zu derlei Schicksalen geboren sind ... Und was Gabriele anbelangt — —

SALA. Die hat Ihnen natürlich verziehen.

JULIAN. Verziehen? ... Es war mehr und weniger. Nur einmal sprachen wir von der Vergangenheit — sie ohne Vorwurf, ich ohne Reue; als wäre jene Geschichte andern begegnet. Und dann nie wieder. Ich hätte glauben können, jene Zeit wäre durch ein Wunder aus ihrem Gedächtnis verschwunden. Und eigentlich bestand für mich zwischen dieser stillen Frau und dem Wesen, das ich einmal geliebt hatte, gar kein wirklicher Zusammenhang. Und den Jungen — das wissen Sie ja — hatt' ich anfangs gewiß nicht lieber, als ich irgend ein anderes hübsches und begabtes Kind lieb gehabt hätte. — Nun ja, vor zehn Jahren sah es in meinem Leben anders aus als heute. Damals hielt ich noch so vieles fest, was mir seither entglitten ist. Erst im Laufe der folgenden Jahre zog es mich immer stärker in das Haus, bis ich begann, mich dort heimisch zu fühlen.

SALA. Daß ich damals den Zusammenhang zu verstehen anfing, haben Sie mir hoffentlich nicht übel genommen.

JULIAN. Immerhin, Sie fanden mich nicht sehr vernünftig ...

SALA. Warum? Ich finde ja auch, daß das Familienleben an sich etwas sehr hübsches ist. Aber es sollte sich doch wenigstens in der eigenen abspielen.

JULIAN. Sie wissen ja, daß ich mich selbst des Widersinnigen in diesen Beziehungen manchmal geradezu schämte. Das war sogar mit einer der Gründe, der mich davontrieb. Natürlich kam damals noch man-

ches andere dazu, was mich verstimmte. Insbesondere, daß ich mit meinen Arbeiten kein rechtes Glück hatte.

SALA. Sie hatten doch schon lange vorher nichts mehr ausgestellt.

JULIAN. Ich meine es auch nicht äußerlich. Es wollte eben keine gute Stimmung mehr kommen, und ich hoffte, das Reisen würde mir auch diesmal helfen, wie schon oft in früherer Zeit.

SALA. Und wie ist es Ihnen denn nun ergangen? Man hat ja so selten von Ihnen gehört! Sie hätten mir wirklich öfter und ausführlicher schreiben können. Sie wissen ja, daß Sie mir viel lieber sind als die meisten andern Menschen. Wir bringen einander die Stichworte so geschickt — finden Sie nicht? Es gibt pathetische Leute, die solche Beziehungen Freundschaft nennen. Übrigens ist es nicht unmöglich, daß wir uns im vorigen Jahrhundert „du" gesagt, am Ende gar, daß Sie sich an meinem Busen ausgeweint hätten. Sie haben mir manchmal gefehlt in diesen zwei Jahren, — wahrhaftig! Wie oft hab' ich auf einsamen Spaziergängen an unsere schönen Plauderstunden im Dornbacher Park gedacht, wo wir *zitierend* „die tiefst' und höchsten Dinge dieser Welt" bis auf weiteres zu erledigen pflegten. — Nun Julian, woher kommen Sie denn eigentlich?

JULIAN. Aus Tirol. Diesen Sommer hab' ich große Fußwanderungen unternommen. Bin sogar Bergsteiger geworden auf meine alten Tage. Eine Woche hab' ich auf einer Alm verlebt . . . Ja, ich habe allerlei getrieben. Was man so versucht, wenn man allein ist.

SALA. Sie waren wirklich allein?

JULIAN. Ja.

SALA. Die ganzen letzten Jahre?

JULIAN. Wenn ich von einigen lächerlichen Unterbrechungen absehe — ja.

SALA. Nun, dem hätte sich doch abhelfen lassen.

JULIAN. Ich weiß. Aber mit dem, was mir in dieser Art noch zu Gebote steht, ist mir nicht gedient. Ich bin sehr verwöhnt gewesen, Sala. Mein Leben ist

bis zu einer gewissen Epoche wie in einem Rausch von Zärtlichkeit und Leidenschaft, ja von Macht dahingeflossen. Und damit geht es zu Ende. Ach Sala, was für erbärmliche Lügen habe ich mir in den letzten Jahren erschleichen, erbetteln, erkaufen müssen! Es ekelt mich, wenn ich zurückdenke, und wenn ich nach vorwärts schaue, graut mir. Und ich frage mich: Soll wirklich von aller Glut, mit der ich die Welt umfaßt habe, nichts übrig bleiben als eine Art törichter Grimm, daß es vorbei sein, — daß ich, ich menschlichen Gesetzen so gut unterworfen sein muß als ein anderer?

SALA. Warum diese Erbitterung, Julian? Es gibt doch noch mancherlei auf Erden, selbst wenn uns etliche Vergnügungen und Genüsse früherer Zeit abgeschmackt oder unwürdig erscheinen. Und gerade Sie sollten das nicht empfinden, Julian?

JULIAN. Winden Sie dem Schauspieler seine Rolle aus der Hand und fragen Sie ihn, ob ihm die schönen Kulissen Spaß machen, zwischen denen er stehen blieb.

SALA. Aber Sie haben doch auf Ihren Fahrten wieder zu arbeiten angefangen?

JULIAN. So gut wie nichts.

SALA. Felix erzählte, daß Sie aus Ihrem Koffer ein paar Skizzen hervorgeholt und ihm gezeigt hätten?

JULIAN. Er sprach davon?

SALA. Und alles mögliche Gute.

JULIAN. Wahrhaftig?

SALA. Und da Sie ihm die Sachen zeigten, werden Sie wohl selbst etwas davon gehalten haben.

JULIAN. Es war nicht deshalb, daß ich sie ihn sehen ließ. *Auf und ab.* Ich will es Ihnen gestehen — auf die Gefahr hin, daß Sie mich für einen vollkommenen Narren halten.

SALA. Auf ein bißchen mehr oder weniger kommt es nicht an. Reden Sie nur.

JULIAN. Ich wünschte, daß er wenigstens den Glauben an mich nicht verliert. Begreifen Sie das? Er steht mir nun einmal näher als die andern. Ich

weiß es ja; — für alle, ja auch für Sie bin ich ein Heruntergekommener, einer, der fertig ist, einer, dessen ganzes Talent seine Jugend war. Es liegt mir nicht besonders viel daran. Aber für Felix will ich der sein, der ich einmal war — und der ich auch noch bin. Wenn er einmal erfährt, daß ich sein Vater bin, soll er stolz darauf sein.

SALA. Wenn er es erfährt . . . ?

JULIAN. Ich habe nicht die Absicht, es ihm für alle Zukunft geheim zu halten. Jetzt, da seine Mutter tot ist, weniger als je. Als ich ihn das letzte Mal sprach, wurde es mir ganz klar, daß man nicht nur das Recht, daß man beinahe die Pflicht hat, ihm die Wahrheit zu sagen. Er hat den Sinn für das Wesentliche. Er wird alles verstehen. Und ich würde einen Menschen haben, der zu mir gehört, der es weiß, daß er zu mir gehört, und für den weiter auf der Welt zu sein, es sich der Mühe lohnt. Ich würde in seiner Nähe leben, würde viel mit ihm zusammen sein. Ich würde meine Existenz sozusagen wieder auf eine feste Basis gestellt haben, nicht so in der Luft schweben wie jetzt. Und ich könnte wieder arbeiten, — wie früher einmal — wie als junger Mensch. Arbeiten werd' ich, ja — und ihr sollt euch alle geirrt haben — alle!

SALA. Aber wem fällt es denn ein, an Ihnen zu zweifeln? Hätten Sie uns doch nur neulich reden gehört, Julian. Jedermann erwartet von Ihnen, daß Sie sich früher oder später — vollkommen wiederfinden werden.

JULIAN. Ach genug von mir, genug von mir. Verzeihen Sie. Reden wir doch endlich von Ihnen. Sie bewohnen wohl schon Ihr neues Haus?

SALA. Ja.

JULIAN. Und was haben Sie für die nächste Zeit vor?

SALA. Ich gedenke mit dem Grafen Ronsky nach Asien zu gehen.

JULIAN. Mit Ronsky? Sie schließen sich dieser Expedition an, von der man so viel liest?

SALA. Ja. Solch ein Unternehmen reizt mich schon

seit langem. Kennen Sie vielleicht den Bericht von Rolston über die baktrischen und medischen Ausgrabungen vom Jahr 92?

JULIAN. Nein.

SALA. Der ist geradezu erschütternd. Denken Sie, unter dem Schutt und Staub vermutet man eine Riesenstadt, etwa von der Ausdehnung des heutigen London. Damals sind sie in einen Palast hinuntergestiegen und haben die wundervollsten Malereien gefunden. In einigen Gemächern waren sie vollkommen erhalten. Und Stufen haben sie ausgeschaufelt; aus einem Marmor, der sonst nirgends gefunden wurde. Vielleicht stammt er von einer Insel, die seither ins Meer versunken ist. Dreihundertzwölf Stufen, glänzend wie Opale, die in eine unbekannte Tiefe hinabführen ... Unbekannt, denn bei der dreihundertzwölften Stufe haben sie aufgehört, zu graben — weiß Gott, warum! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mich diese Stufen intriguieren.

JULIAN. Man hörte doch immer, daß diese Rolstonsche Expedition zugrunde gegangen wäre?

SALA. Es war nicht gar so schlimm. Von den vierundzwanzig Europäern sind nach drei Jahren immerhin acht zurückgekehrt, und ein halbes Dutzend verloren sie schon auf der Hinreise. Man kommt durch arge Fiebergegenden. Dann gab es damals auch einen Überfall durch die Kurden, bei dem einige drauf gingen. Aber wir werden viel besser ausgerüstet sein. Überdies treffen wir an der Grenze mit einer russischen Abteilung zusammen, die unter militärischer Bedeckung reist. Auch hier gedenkt man übrigens der Sache einen politisch-militärischen Anstrich zu geben. Und was das Fieber anbelangt, — vor dem hab' ich keine Angst ... das kann mir nichts anhaben. In den Thermen des Caracalla — es ist Ihnen doch bekannt, wie versumpft dort der Boden ist — hab' ich als ganz junger Mensch eine Reihe der gefährlichsten Sommernächte verbracht und bin gesund geblieben.

JULIAN. Das beweist doch nichts.

SALA. Immerhin einiges. Ich traf dort mit einer Römerin zusammen, deren Haus ganz nahe der Appischen Straße stand; die bekam das Fieber und starb sogar daran . . . Nun freilich, ich bin nicht mehr so jung wie damals, aber ich fühle mich soweit ganz frisch.

JULIAN der sich schon früher eine Zigarette angezündet hat, Zigaretten anbietend. Rauchen Sie nicht?

SALA. Danke. Ich sollte eigentlich nicht. Erst gestern hat es mir der Doktor Reumann verboten . . . Nichts besonderes — das Herz ist ein bißchen unruhig. Na, die eine wird wohl weiter nicht schaden.

Zweite Szene

JULIAN, SALA und DIENER. Dann IRENE HERMS.

DIENER. Fräulein Herms fragt, ob der gnädige Herr zu sprechen sei.

JULIAN. Gewiß. Ich lasse bitten.

DIENER ab.

IRENE HERMS tritt ein. Sie ist etwa 43 Jahre alt, sieht aber jünger aus. Sie ist einfach und geschmackvoll gekleidet. Ihre Bewegungen sind lebendig, zuweilen von einer beinahe jugendlichen Hastigkeit. Ihr Haar ist dunkelblond und reich, die Augen heiter, manchmal gütig und leicht zu Tränen geneigt. Sie tritt lächelnd ein, nickt SALA freundlich zu und reicht JULIAN, der ihr entgegenging, mit einem beinahe glücklichen Gesichtsausdruck die Hand. Guten Abend. Na? *Sie hat die Gewohnheit, dieses „Na“ im fragend herzlichen Ton auszusprechen.* Hab' ich also doch recht getan, mich noch ein paar Tage zu gedulden! Da hab' ich ihn ja wieder. *Zu Sala.* Wissen Sie, wie lang wir uns nicht gesehen haben?

JULIAN. Über drei Jahre.

IRENE nickt nur. Jetzt erst läßt sie ihre Hand aus der seinen. Das ist in unserm ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Dein letzter Brief ist auch schon zwei Monate alt. Ich sage „Brief“, um mich nicht zu blamieren:

es war aber nur eine Ansichtskarte. Wo bist du nur überall herumgeflogen?

JULIAN. Setz' dich doch. Das wirst du alles erfahren. Willst du nicht den Hut ablegen? Du bleibst doch ein bißchen?

IRENE. Selbstverständlich. — Nein, wie du aussiehst! *Zu Sala.* Schön — nicht wahr? Ich hab's immer gewußt: Der graue Bart wird ihm sehr interessant stehen.

SALA. Jetzt werden Sie lauter angenehme Dinge zu hören bekommen. Ich muß mich nun leider entfernen.

IRENE. Hoffentlich vertreib' ich Sie nicht?

SALA. Was fällt Ihnen ein, Fräulein Herms!

IRENE. Sie gehen wohl zu Wegrats? — Was sagst du zu dem Unglück, Julian? Es ist furchtbar! *Zu Sala.* Bitte, grüßen Sie dort.

SALA. Ich gehe jetzt nicht hin, ich gehe nach Hause.

IRENE. Nach Hause? Das sagen Sie so einfach? Sie sollen ja jetzt ein Schloß bewohnen.

SALA. Nein, nichts weniger. Es ist ein bescheidenes Landhaus. Es wäre mir ein besonderes Vergnügen, Fräulein Herms, wenn Sie sich einmal persönlich davon überzeugen wollten. Mein Garten ist wirklich schön.

IRENE. Haben Sie auch Obstbäume und Gemüsepflanzen?

SALA. In dieser Hinsicht kann ich nur mit einem verirrten Kohlkopf und mit einem wilden Birnbaum dienen.

IRENE. Nun, wenn es meine Zeit noch erlaubt, so komm' ich wirklich einmal und schau' mir Ihre Villa an.

JULIAN. Willst du so bald wieder fort?

IRENE. Ja natürlich. Ich muß wieder nach Hause. Erst heut früh hab' ich einen Brief von meinem kleinen Neffen — er sehnt sich nach mir. Ein Fratz von fünf Jahren und sehnt sich auch schon. Was sagen Sie dazu?

SALA. Sie sehnen sich wohl auch schon zurück?

IRENE. Es ist nicht das. Aber ich fang' an, mich zu sehr an Wien zu gewöhnen. Wenn ich hier in den Straßen umherspaziere, da gibt es Erinnerungen auf Schritt und Tritt. — Denk' dir, wo ich gestern war, Julian. In der Wohnung, wo ich als Kind gelebt habe. Das war gar nicht so einfach, es wohnen jetzt fremde Leute drin. Ich bin aber doch in den Zimmern gewesen.

SALA liebenswürdig ironisch. Wie haben Sie denn das angestellt, Fräulein Herms?

IRENE. Ich hab' mich unter einem Vorwand eingeschlichen. Ich hab' getan, als meint' ich, es wäre da ein Kabinett zu vermieten — für eine alleinstehende ältere Dame. Aber schließlich hab' ich so zu weinen angefangen, daß mich die Leute wahrscheinlich für närrisch gehalten haben. Und da hab' ich ihnen gesagt, warum ich eigentlich heraufgekommen bin. Ein Postbeamter wohnt jetzt drin, mit seiner Frau und zwei Kindern. Das eine war ein so lieber Kerl; es hat mit einer Eisenbahn gespielt, mit einer Lokomotive zum Aufziehen, und die ist mir immer über den Fuß gerannt . . . Aber das wird Sie wahrscheinlich nicht sehr interessieren, Herr von Sala.

SALA. Daß Sie sich gerade unterbrechen, Fräulein Herms, wenn es am spannendsten wird! Ich hätte so gern noch weiter zugehört. Aber nun muß ich leider wirklich gehen. Grüß' Sie Gott, Julian. — Also, Fräulein Herms, ich rechne auf die Ehre Ihres Besuches. *Geht ab.*

Dritte Szene

JULIAN und IRENE.

IRENE. Gott sei Dank!

JULIAN lächelnd. Ist er dir noch immer so unsympathisch?

IRENE. Unsympathisch? . . . Ich hasse ihn! Es ist ja nur deine unglaubliche Seelengüte, daß du ihn in deiner Nähe duldest. Du hast keinen ärgern Feind.

JULIAN. Wie kommst du nur auf diese Idee?

IRENE. Das spürt man doch ... so was muß man doch spüren.

JULIAN. Ich glaube immer, du bist noch heute nicht ganz objektiv gegen ihn.

IRENE. Warum denn?

JULIAN. Du trägst ihm nach, daß du vor zehn Jahren in seinem Stück keinen Erfolg gehabt hast.

IRENE. Das sind leider schon zwölf Jahre. Und meine Schuld war es nicht. Denn was seine sogenannten Dichtungen anbelangt, so halt' ich sie für Blödsinn. Und bekanntlich steh' ich mit dieser Ansicht nicht vereinzelt da. Aber du kennst ihn ja nicht. Um diesen Herrn in seiner ganzen Größe würdigen zu können, hat man ihn auf den Proben genießen müssen. *Kopierend.* Mein Fräulein, es sind Verse — Verse, mein Fräulein ... Das muß man von ihm gehört haben, um zu wissen, was für eine maßlose Arroganz in ihm steckt ... Übrigens weiß jeder Mensch, daß er seine Frau umgebracht hat.

JULIAN belustigt. Aber Kind, wie kommst du auf solche Ungeheuerlichkeiten!

IRENE. Man stirbt nicht mit fünfundzwanzig Jahren so ganz von selbst.

JULIAN. Irene, das sagst du hoffentlich nicht zu andern Leuten.

IRENE. Ist ja nicht notwendig. Das weiß doch jeder außer dir. Und ich für meinen Teil habe gar keinen Grund, Herrn von Sala zu schonen, der dich seit zwanzig Jahren mit seinem Hohn verfolgt.

JULIAN. Aber besuchen wirst du ihn doch?

IRENE. Natürlich. Ich interessiere mich sehr für schöne Villen. Und seine soll entzückend sein. Wenn man nur Leute besuchen wollte ...

JULIAN. Die niemanden umgebracht haben —

IRENE. Wir tun ihm wirklich zu viel Ehre an, wenn wir so lange über ihn reden. Schluß. — Na, Julian? Wie geht's dir denn? Warum hast du mir

denn gar so selten geschrieben? Hast du am End' nicht dürfen?

JULIAN. Dürfen? . . .

IRENE. Ich meine, ob man dir's verboten hat.

JULIAN. Ach so. — Mir verbietet niemand was.

IRENE. Wirklich? Du lebst so ganz für dich?

JULIAN. Ja.

IRENE. Das freut mich. Ich kann mir nicht helfen, das freut mich, Julian. Obzwar es ja ein Unsinn ist. Heut oder morgen fängt doch wieder was Neues an.

JULIAN. Die Zeiten sind vorbei.

IRENE. Wenn's nur wahr wäre. — Kann man einen Tee haben?

JULIAN. Gewiß. Hier ist der Samowar.

IRENE. Wo denn? — Ach ja, hier! Und der Tee? . . . Ich weiß ja. *Öffnet einen Schrank, nimmt die notwendigen Sachen heraus. Im Laufe der nächsten Minuten bereitet sie den Tee.*

JULIAN. Du bleibst wirklich nur mehr ein paar Tage hier?

IRENE. Ja, natürlich. Meine Bestellungen sind gemacht. Das kannst du dir ja denken, auf dem Gut bei meiner Schwester braucht man wahrhaftig keine Toiletten.

JULIAN. So erzähl' doch. Wie behagt's dir denn dort?

IRENE. Herrlich! Ah, nur endlich vom Theater nichts mehr wissen, das ist schon eine Seligkeit.

JULIAN. Du kehrst ja doch einmal wieder dahin zurück.

IRENE. Da irrst du dich aber gewaltig. Warum sollt' ich denn? Bedenke doch, daß ich jetzt am Ziel meiner Wünsche angelangt bin: Frische Luft, einen Wald in der Nähe; über Wiesen oder Äcker spazieren reiten, in der Früh' im Schlafrock in einem großen Park sitzen, wo keiner hinein darf. Überhaupt: Keine Leut', keinen Direktor, kein Publikum, keine Kollegen, keine Verfasser — obwohl sie nicht alle so arrogant sind wie dein angebeteter Sala. — Na also, und das

alles hab' ich erreicht. Ich leb' auf dem Land, ich hab' ein Gut, ein kleines Schlösserl kann man schon sagen, einen Park hab' ich und ein Pferd, und Schlafröck', so viel ich will. Es gehört zwar alles nicht mir — außer den Schlafröcken natürlich —, aber das bleibt sich ja gleich. Dabei leb' ich bei den besten Menschen, die es überhaupt auf der Welt gibt; denn mein Schwager ist womöglich ein noch prächtigerer Kerl als die Lori selbst.

JULIAN. Hat der nicht früher dir den Hof gemacht?

IRENE. Aber wie! Er wollte mich um jeden Preis heiraten. Selbstverständlich! — Vorher sind sie ja alle in mich verliebt ... gewesen — gewesen, mein' ich. Aber die Gescheitern sind meistens zur Lori übergegangen. Das hat mich immer ein bißchen mißtrauisch gegen dich gemacht, daß du nie in die Lori verliebt warst. Um was die besser ist als ich — na, das weißt du doch, darüber ist nichts zu reden. Was ich der schuldig bin! ... Wenn die Lori nicht gewesen wäre —! — Also bei denen leb' ich jetzt seit einem halben Jahr.

JULIAN. Es ist nur die Frage, wie lang du's aushalten wirst.

IRENE. Wie lange —? — Ja aber Julian, ich frage dich: Was soll mich veranlassen, aus einem solchen Paradies in den Sumpf zurückkehren, wo ich *leiser* fünfundzwanzig Jahre meines Lebens verbracht habe? Was hab' ich denn überhaupt noch beim Theater zu suchen? Die bejahrten Fächer liegen mir nicht. Ich habe weder Neigung zur Heldenmutter noch zur spitzigen Dame, noch zur komischen Alten. Ich gedenke als Schloßfräulein zu sterben, als alte Jungfer sozusagen, und wenn alles gut geht, erscheine ich den Urenkeln meiner Schwester in hundert Jahren als weiße Dame. Mit einem Wort: Ich hab' das schönste Leben vor mir. — Was lachst denn?

JULIAN. Es freut mich, dich so lustig, — so jung wiederzusehen.

IRENE. Das ist die Landluft, Julian. Das solltest du auch einmal auf längere Zeit versuchen. Herrlich! Ich hab' ja überhaupt meinen Beruf verfehlt: Der liebe Gott hat mich sicherlich zu einer Kuhdirn' oder zu einer Sennerin erschaffen wollen. Oder vielleicht zu einem Hirtenknaben. Ich hab' ja in Hosenrollen immer so gut ausgeschaut. — So. Darf ich dir auch gleich einschenken? *Sie gießt ihm Tee ein.* Hast du nichts dazu?

JULIAN. In der Tasche werden wohl noch ein paar Kakes sein. *Er entnimmt der Reisetasche ein kleines Päckchen.*

IRENE. Danke. Famos.

JULIAN. Das ist übrigens eine ziemlich neue Schwärmerei von dir.

IRENE. Die Kakes —?

JULIAN. Nein. Die Natur.

IRENE. Wie kannst du das sagen? Ich habe die Natur immer unendlich geliebt. Denkst du nicht mehr an unsere Ausflüge von dazumal? Erinnerst du dich nicht, wie wir einmal an einem heißen Sommernachmittag im Wald eingeschlafen sind? Und denkst du nimmer an das Muttergottesbild oben auf dem Hügel, wo uns das Gewitter überrascht hat? ... Ach Gott! Kein leerer Wahn, die Natur. Und gar später, wie die böse Zeit für mich gekommen ist, wie ich mich deinetwegen hab' umbringen wollen, ich Kamel ... da war die Natur ganz einfach meine Rettung. Wirklich, Julian. Ich könnt' dir die Stelle noch zeigen, wo ich mich ins Gras geworfen und geweint hab'. Zehn Minuten vom Bahnhof, durch eine Akazienallee muß man gehen und dann weiter am Bach. Ja, ins Gras hab' ich mich geworfen und geweint und geheult. Es war nämlich ein Tag, wo du mich wieder einmal von deiner Türe davongejagt hast. Na, und wie ich eine halbe Stunde auf dem Gras gelegen war und mich recht ausgeweint hab', bin ich halt wieder aufgestanden — und bin auf der Wiese herumgelaufen. Wie ein kleiner Fratz, ganz allein für mich. Ich hab' mir die Augen ausgewischt, und es war mir eigentlich wieder ganz

gut. *Pause.* Freilich, am nächsten Morgen bin ich wieder vor deiner Tür gewesen und hab' dich angejammert, und die Geschichte hat von vorn angefangen.

Es wird dunkler.

JULIAN. Daß du noch immer daran denkst.

IRENE. Du doch auch. Na, und wer ist schließlich der Dumme von uns zweien gewesen? Wer? Frag' dich nur aufs Gewissen. Wer? ... Bist du mit einer glücklicher gewesen als mit mir? Hat eine so an dir gehangen wie ich? Hat dich je eine andere so gern gehabt? ... Gewiß nicht. Die dumme Geschichte, die mir dann im Engagement draußen passiert ist, meiner Seel', du hättest sie mir wirklich verzeihen können. Es ist wahrhaftig nicht so viel dran, wie ihr Männer immer draus macht — nämlich wenn's uns passiert. *Sie trinken Tee.*

JULIAN. Soll ich Licht machen?

IRENE. Es ist ganz gemütlich in der Dämmerung.

JULIAN. „Nicht viel dran", sagst du. Du magst ja recht haben. Aber wenn's einen trifft, wird man eben doch ziemlich rasend. Und wenn wir uns auch versöhnt hätten — es wäre doch nicht mehr das Rechte geworden. Es ist schon besser so. Wie's einmal verwunden war, sind wir ja die besten Freunde geworden und sind's geblieben. Das ist doch auch was sehr Schönes.

IRENE. Ja. Heut bin ich auch ganz zufrieden. Aber damals —! O Gott, was war das für eine Zeit! Du weißt ja doch nichts davon. Nachher hab' ich dich erst so recht geliebt, — nachher, als ich dich durch meinen Leichtsinn verloren hatte. Ja, da hat sich erst sozusagen die wahre Treue in mir entwickelt. Denn was ich später erlebt habe ... Aber es ist nicht zu verlangen, daß ein Mann so was versteht.

JULIAN. Ich versteh's ganz gut, Irene. Du kannst mir's glauben.

IRENE. Im übrigen will ich dir was sagen, Julian; es war doch nur die gerechte Strafe für uns beide.

JULIAN. Für uns beide?

IRENE. Ja. Darauf bin ich schon lang gekommen. Die gerechte Strafe.

JULIAN. Für uns beide?

IRENE. Ja. Für dich auch.

JULIAN. Ja, wie meinst du das?

IRENE. Wir haben's nicht anders verdient.

JULIAN. Wir? . . . Wieso denn?

IRENE ernst. Du bist ja so gescheit, Julian. Was glaubst du: Wär' das damals geschehen — meinst du, ich hätt' so was anstellen können, wenn wir — ein Kind . . . wenn wir — das Kind gehabt hätten? Frag' dich doch aufs Gewissen, Julian — glaubst du's? Ich nicht, und du auch nicht. Alles wär' anders gekommen. Alles. Wir wären zusammen geblieben, wir hätten noch ein paar Kinder gekriegt, wir hätten uns geheiratet, wir möchten zusammen leben. Ich wär' nicht ein altes Schloßfräulein und du wärst nicht —

JULIAN. Ein alter Junggesell.

IRENE. Na, wenn du's selber sagst. Und die Hauptsache: Wir hätten ein Kind. Ich hätt' ein Kind. *Pause.*

JULIAN ist im Zimmer auf- und abgegangen. Was soll das alles, Irene? Warum sprichst du wieder von allen diesen vergessenen —

IRENE. Vergessenen?

JULIAN. — Vergangenen Dingen?

IRENE. Vergangen sind sie freilich. Aber draußen auf dem Land hat man viel Zeit. Alles mögliche geht einem durch den Kopf. Und gar, wenn man andere Kinder sieht — die Lori hat nämlich zwei Buben —, fällt einem so manches ein. Neulich war's beinahe wie eine Vision.

JULIAN. Was denn?

IRENE. Ich bin übers Feld gegangen gegen Abend. Das tu' ich manchmal, ganz allein. Weit und breit war niemand. Unten das Dorf ist auch ganz still dagelegen. Und ich spazier' so weiter, immer weiter gegen den Wald zu. Und plötzlich war ich nicht mehr allein. Du warst da. Und zwischen uns beiden das Kind. Das

haben wir so an der Hand geführt — unser kleines Kind. *Ärgerlich, um nicht zu weinen.* Es ist ja zu dumm. Ich weiß doch, das Kind wär' jetzt ein Bengel von dreiundzwanzig Jahren, wär' vielleicht ein Lump oder ein schlechtes Mädel. Oder wär' vielleicht schon tot. Oder es wär' irgendwo draußen in der Welt und wir hätten gar nichts mehr von ihm ... ja, ja. — Aber einmal hätten wir es doch gehabt, einmal wär's doch ein kleines Kind gewesen und hätt' uns gern gehabt. Und ... *Sie kann nicht weiter. Stille.*

JULIAN weich. Irene, rede dich doch nicht in solche Dinge hinein.

IRENE. Das ist kein Hineinreden.

JULIAN. Gräm' dich nicht. Nimm's doch, wie es ist. Du hast anderes erlebt, vielleicht besseres. Dein Leben war reicher, als ein Mutterleben hätte sein können ... Du warst eine Künstlerin.

IRENE vor sich hin. Ich pfeif' drauf.

JULIAN. Eine große, eine berühmte — das will doch was heißen. Du hast auch noch mancherlei anderes, sehr schönes erlebt — nach mir. Ich weiß es ja.

IRENE. Was hab' ich davon? Was will das alles bedeuten? Eine Frau, die kein Kind hat, ist gar nie eine Frau gewesen. Aber eine, die einmal eins hätte haben können — haben müssen, und die — *Blick.* — — nicht Mutter geworden ist, das ist eine ... ah! Aber das kann ja kein Mann verstehen! Das kann ja keiner verstehen! Der beste von euch ist in diesen Dingen noch immer eine Art von Schuft. Weiß denn einer von euch, wie viele von ihm in der Welt herumlaufen? Ich weiß wenigstens, daß ich keins gehabt hab'. Weißt du's überhaupt?

JULIAN. Und wenn ich es selbst wüßte —

IRENE. Wieso? Hast du wirklich eins? — So red' doch. Julian, du kannst mir's schon sagen. Wo lebt's denn? Wie alt ist es denn? Ein Bub'? Ein Mädel?

JULIAN. Frag' doch nicht ... Und wenn ich ein Kind hätte, es würde ja doch nicht mir gehören.

IRENE. Er hat ein Kind! Er hat ein Kind! *Pause.* Warum laßt du's denn so in der Welt herumlaufen?

JULIAN. Du hast's ja selbst gesagt: — Der beste beste von uns ist in diesen Dingen auch noch eine Art von Schuft. Und ich bin nicht einmal der beste.

IRENE. Warum holst du dir's denn nicht?

JULIAN. Was geht's mich denn überhaupt an? Was dürft' es mich angehen? Genug ... *Pause.* — Willst du noch eine Tasse Tee?

IRENE. Danke, danke. Nicht mehr. *Pause. Es dämmert.* Er hat ein Kind, und ich hab's nicht gewußt!

Lange Pause.

Vierte Szene

JULIAN, IRENE und DIENER. Dann FELIX.

DER DIENER tritt ein.

JULIAN. Was gibt's?

DIENER. Herr Leutnant Wegrat fragt, ob der gnädige Herr zu Hause sind.

JULIAN. Gewiß. Ich lasse bitten.

DIENER hat das Licht eingeschaltet und geht ab.

IRENE. Der junge Wegrat? — Ich dachte, er sei schon wieder fort. — Der arme Junge, er war wie vernichtet.

JULIAN. Das denk' ich mir.

IRENE. Du hast ihn in Salzburg besucht?

JULIAN. Ja. Im August war ich ein paar Tage dort.

FELIX in Zivilkleidung tritt ein. Guten Abend. — Guten Abend, Fräulein Herms.

IRENE. Guten Abend, Herr Leutnant.

JULIAN. Mein lieber Felix ... ich wollte zu euch kommen — noch heute abend. Es ist sehr freundlich von dir, daß du dich herbemühst.

FELIX. Übermorgen muß ich schon fort, und so wußt' ich gar nicht, ob ich überhaupt noch Gelegenheit finden würde, Sie zu sehen.

JULIAN. Möchtest du nicht ablegen? — Ich hatte keine Ahnung, denk' dir. Erst Sala teilte es mir mit — vor kaum einer Stunde.

IRENE betrachtet beide.

FELIX. Das ahnten wir nicht, als wir im Sommer miteinander im Mirabellgarten spazieren gingen.

JULIAN. Es ist sehr rasch gekommen?

FELIX. Ja. Und ich konnte nicht bei ihr sein ... Am späten Abend bin ich abgereist, und in der Nacht darauf ist sie gestorben.

IRENE. Vielmehr: sie ist am nächsten Morgen nicht mehr erwacht.

FELIX. Ihnen, Fräulein Herms, haben wir viel zu danken.

IRENE. Aber!

FELIX. Meine Mutter hat sich immer so sehr gefreut, wenn Sie bei ihr waren, mit ihr geplaudert oder ihr Klavier vorgespielt haben.

IRENE. O, mein Klavierspiel —!

Eine Uhr schlägt.

IRENE. Schon so spät!? Da muß ich ja gehen.

JULIAN. Warum eilen Sie, Fräulein Herms?

IRENE. Ich fahre in die Oper. Die paar Tage, die ich noch hier bin, will ich doch ausnützen.

FELIX. Sehen wir Sie noch bei uns, Fräulein Herms?

IRENE. Gewiß. — Sie reisen ja schon früher fort als ich.

FELIX. Ja. Mein Urlaub geht zu Ende ...

IRENE wie beiläufig. Wie lang sind Sie denn jetzt eigentlich schon Offizier, Felix?

FELIX. Das bin ich schon vor drei Jahren geworden, — aber erst im Jahr drauf hab' ich mich aktivieren lassen. Ein bißchen spät.

IRENE. Spät? Warum? — Wie alt sind Sie denn, Felix?

FELIX. Dreiundzwanzig Jahre.

IRENE. So. *Pause.* — Aber wie ich Sie vor vier Jahren als Freiwilligen gesehen habe, hab' ich mir gleich

gedacht, Sie werden beim Militär bleiben. — Erinnern Sie sich, Julian? Ich hab' es Ihnen damals gesagt.

JULIAN. Ja —

FELIX. Das war wohl im Sommer, wie Sie uns das letzte Mal besucht haben.

IRENE. Ich glaube . . .

FELIX. Seither ist viel anders geworden.

IRENE. Wahrhaftig! Das waren noch ein paar heitre Tage. — Nicht wahr, Julian? Wir haben uns ja auch seither nicht mehr gesehen, seit diesen schönen Sommerabenden in dem Garten bei Wegrats.

JULIAN nickt.

IRENE hat Felix und Julian noch einigemal betrachtet. — Kleine Pause. Jetzt ist's aber wirklich höchste Zeit, daß ich gehe. — Adieu. Grüßen Sie zu Hause, Herr Leutnant. — Adieu, Julian. *Sie geht, von Julian zur Tür begleitet.*

Fünfte Szene

FELIX und JULIAN.

FELIX. Hat sich hier nicht einiges verändert?

JULIAN. Nicht, daß ich wüßte. Wie sollte dir das übrigens auffallen; du warst doch nur zwei- oder dreimal hier.

FELIX. Ja. Aber das letzte Mal in einem recht wichtigen Moment meines Lebens. Ich kam, Sie um Rat fragen.

JULIAN. Nun hat sich ja alles nach deinem Wunsch gefügt. Und auch dein Vater hat sich dreingefunden.

FELIX. Ja, er hat sich dreingefunden. Es wäre ihm wohl lieber gewesen, wenn ich bei der Technik geblieben wäre; aber nun sieht er ja, daß man auch in Uniform ein ganz vernünftiges Leben führen kann — ohne Schulden, ohne Duelle. Ach, es ist beinahe allzu behaglich. Aber erwarten kann unsereiner immerhin mehr als mancher andere; das ist auch etwas.

JULIAN. Und wie geht's denn zu Hause?

FELIX. Zu Hause ... Wahrhaftig, das Wort hat beinahe seinen Sinn verloren.

JULIAN. Hat dein Vater schon wieder seine Arbeiten aufgenommen?

FELIX. Natürlich. Zwei Tage nachher saß er wieder in seinem Atelier. Es ist bewunderungswürdig. Aber ich versteh' es nicht ganz ... Stör' ich Sie nicht, Herr Fichtner? Sie wollten Papiere in Ordnung bringen?

JULIAN. Ach, das eilt nicht. Die Ordnung ist rasch gemacht. Das meiste wird verbrannt

FELIX. Wie?

JULIAN. Es ist doch am vernünftigsten, Dinge, die man kaum mehr ansehen würde, zu vernichten.

FELIX. Macht Sie das nicht ein bißchen traurig, so mit Ihrer Vergangenheit aufzuräumen?

JULIAN. Traurig? ... Dazu ist es doch ein zu natürlicher Vorgang.

FELIX. Das kann ich nicht finden. Sehen Sie: Einen Brief oder ein Bild oder sonst etwas der Art gleich verbrennen, nachdem man's bekommen hat, das scheint mir selbstverständlich. Aber etwas, das überhaupt wert war, aus einem lebendigen Glück oder aus einem lebendigen Schmerz Erinnerung zu werden, das sollte eigentlich diese Bedeutung nie wieder verlieren können. Und nun gar in einem Leben wie das Ihrige, das so reich und so bewegt war. Haben Sie nicht selbst zuweilen eine gewisse ... Ehrfurcht vor Ihrer Vergangenheit?

JULIAN. Wie kommst du auf solche Gedanken — du, der du so jung bist?

FELIX. Es geht mir eben durch den Sinn.

JULIAN. Du hast vielleicht nicht unrecht. Aber es kommt noch etwas dazu, das mich veranlaßt, aufzuräumen. Ich bin im Begriff, sozusagen heimatlos zu werden.

FELIX. Wie?

JULIAN. Ich gebe diese Wohnung auf und weiß

noch nicht recht, wie es weiter werden soll. Da ist es mir lieber, mit den Dingen ein reinliches Ende zu machen, als sie in einer Kiste begraben und in einem Keller vermodern zu lassen.

FELIX. Es muß Ihnen doch um mancherlei leid tun.

JULIAN. Ich wüßte kaum

FELIX. Und Sie haben gewiß auch manche Erinnerungszeichen, die nicht für Sie allein etwas bedeuten. Entwürfe aller Art, die Sie gewiß zum Teil aufbewahrt haben.

JULIAN. Denkst du an die Kleinigkeiten, die ich dir in Salzburg gezeigt habe?

FELIX. Auch an die denk' ich natürlich.

JULIAN. Die sind noch eingepackt. Willst du sie haben?

FELIX. Gern. Ich werde Ihnen sehr dankbar sein. Sie haben einen ganz eigenen Reiz auf mich ausgeübt. *Pause.* Aber ich habe noch eine andere Bitte an Sie. Eine sehr große. Wenn Sie mir erlauben ...

JULIAN. Rede doch.

FELIX. In Ihrem Besitze dürfte sich noch ein Porträt meiner Mutter aus ihrer Mädchenzeit befinden. Ein kleines Bild in Aquarellfarben, das Sie selbst gemalt haben.

JULIAN. Ja, ein solches Bild hab' ich gemalt.

FELIX. Und Sie haben es noch?

JULIAN. Ich denke wohl, daß es sich finden wird.

FELIX. Das möcht' ich gerne sehen.

JULIAN. An dieses Bild erinnerte sich deine Mutter ...?

FELIX. Ja. Sie sprach mir davon am letzten Abend, an dem ich sie sah, am Abend vor ihrem Ende. Ich habe damals freilich nicht geahnt, daß es so nahe war ... und sie wohl auch nicht. Heute erscheint es mir allerdings eigentümlich, daß sie gerade an diesem Abend so viel von längst verflossenen Tagen sprach.

JULIAN. Und auch von diesem kleinen Bild?

FELIX. Es soll sehr gelungen sein.

JULIAN wie nachdenkend. Wo mag ich es nur aufbewahrt haben? Warte ... *Er geht zu einem Bücherschrank, dessen unterer Teil durch eine Tür verschlossen ist. Er öffnet die Türe, einige Fächer werden sichtbar, in denen Mappen liegen.* Ich habe es auf dem Land gemalt, in dem kleinen Häuschen, das deine Großeltern bewohnten.

FELIX. Ich weiß.

JULIAN. An die alten Leute kannst du dich wohl kaum erinnern?

FELIX. Ganz dunkel. Es waren sehr einfache Menschen, nicht wahr?

JULIAN. Ja. *Er hat eine große Mappe aus einem Fach genommen.* In dieser Mappe wird es wohl sein. *Legt sie auf den Schreibtisch und öffnet sie. Er setzt sich.*

FELIX steht hinter ihm, blickt über seine Schulter.

JULIAN. Das hier ist das Häuschen, in dem sie wohnten, deine Großeltern und deine Mutter. *Blättert weiter.* Und dies hier, das ist der Ausblick ins Tal vom Friedhof aus.

FELIX. Sommer ...

JULIAN. Ja. — Und dies hier, das ist das kleine Dorfwirtshaus, in dem ich und dein Vater wohnten ... Und das — — *Er betrachtet das Blatt still. Beide schweigen längere Zeit.*

FELIX nimmt das Blatt in die Hand. Wie alt war meine Mutter damals?

JULIAN der sitzen bleibt. Achtzehn Jahre.

FELIX entfernt sich ein wenig von ihm, lehnt an einem Bücherschrank, wie um das Bild in besserm Licht zu betrachten. Also ein Jahr, bevor sie heiratete.

JULIAN. Es ist im selben Jahr gemalt. *Pause.*

FELIX. Wie merkwürdig es mich aus diesen Augen auschaut ... Diese Lippen lächeln, sie reden beinahe zu mir ...

JULIAN. Was hat dir denn deine Mutter erzählt — an diesem letzten Abend?

FELIX. Nicht viel. Aber mir ist, als wüßt' ich mehr, als sie mir erzählt hat. Es ist seltsam zu denken: So

wie sie mich aus diesem Bilde anblickt, hat sie auch Sie betrachtet. Mir scheint, als wenn eine gewisse Befangenheit in diesem Blick läge. Angst beinahe . . . So sieht man Menschen an, die aus einer andern Welt kommen, nach der man sich sehnt und die man doch fürchtet.

JULIAN. Damals war deine Mutter noch selten aus ihrem Dorf herausgekommen.

FELIX. Sie war wohl anders als die meisten Frauen, die Ihnen begegnet sind, nicht wahr? . . . Warum schweigen Sie? Ich gehöre nicht zu den Menschen, die es nicht begreifen — nicht begreifen wollen, daß auch Mütter und Schwestern Frauen sind. Ich kann mir wohl denken, daß damals eine Gefahr über ihr schwebte . . . und über einem andern. *Einfach.* Sie haben meine Mutter sehr lieb gehabt?

JULIAN. Du frägst sonderbar. — Ja, ich habe sie lieb gehabt.

FELIX. Und es waren gewiß sehr glückliche Stunden, als Sie in dem kleinen Garten am grünumrankten Zaune saßen, mit dieser Leinwand auf den Knien, und Ihnen gegenüber auf der hellen Wiese, mitten unter roten und weißen Blumen, stand dieses junge Mädchen, den Strohhut in der Hand mit den angstvoll lächelnden Augen.

JULIAN. Von diesen Stunden sprach deine Mutter am letzten Abend?

FELIX. Ja. — Es ist vielleicht kindisch, aber seither erscheint es mir wie unmöglich, daß Ihnen irgend ein Wesen mehr bedeutet haben sollte als dieses.

JULIAN immer bewegter, aber einfach. Ich will darauf nicht antworten. — Am Ende käme ich in die Versuchung, mich unwillkürlich besser zu machen, als ich bin. Du weißt ja, wie ich mein Leben geführt habe, daß es keinen so geregelten und einfachen Verlauf genommen hat wie das von manchen anderen. Die Gabe, dauerndes Glück zu geben oder zu empfangen, lag wohl nicht in mir.

FELIX. Das fühl' ich. Das hab' ich immer gefühlt. Manchmal mit einer Art von Bedauern, — von Schmerz beinahe. — Aber gerade Menschen wie Sie, die schon von Natur bestimmt scheinen, sehr vieles und wechselvolles durchzumachen ... gerade solche Menschen, denk' ich mir, bewahren stille und milde Erinnerungen wie diese treuer und dankbarer in ihrem Gedächtnis als andere ... an leidenschaftlichere und trübere Erlebnisse. — Hab' ich nicht recht?

JULIAN. Es mag wohl so sein.

FELIX. Nie vorher hatte mir die Mutter von diesem Bild gesprochen. Ist es nich sonderbar? ... An jenem letzten Abend zum ersten Male. — Wir waren ganz allein auf der Veranda, den andern hatt' ich schon adieu gesagt ... Und plötzlich begann sie von diesen fernen, fernen Sommertagen zu reden. In ihren Worten klang allerlei mit, was sie gewiß nicht ahnte. Ich glaube, ihre eigene Jugend, die sie selbst kaum mehr verstand, vertraute sich unbewußt der meinen an. Das hat mich mehr bewegt, als ich sagen kann. — So gern sie mich gehabt hat, nie hatte sie so zu mir gesprochen. Und ich glaube, so teuer wie in dieser Stunde ist sie mir nie vorher gewesen. — Und als ich endlich fort mußte, fühlte ich: sie hatte mir noch manches zu erzählen. — Sie werden es nun verstehen, warum ich eine so starke Sehnsucht hatte, dieses Bild zu sehen. — Mir ist wirklich, als könnte es weiter zu mir reden, wie es meine Mutter selbst getan hätte, — wenn ich sie noch einmal hätte fragen dürfen!

JULIAN. Frag' es nur ... Frag' es, Felix.

FELIX durch die Bewegtheit von Julians Stimme aufmerksam gemacht, sieht von dem Bilde auf zu ihm.

JULIAN. Ich denke wohl, daß es dir noch manches wird sagen können.

FELIX. Was ist Ihnen? ...

JULIAN. Willst du das Bild behalten?

FELIX. Wie? ...

JULIAN. Nun ja. Nimm es. Ich schenk' es dir

nicht. Sobald ich ein ständiges Quartier habe, will ich es wieder haben. Du sollst es aber sehen dürfen, so oft du willst. Hoffentlich fügt es sich, daß es dich keinen zu weiten Weg kostet.

FELIX die Augen auf das Bild gerichtet. Es wird lebendiger von Sekunde zu Sekunde ... Dieser Blick war auf Sie gerichtet! ... Dieser Blick —? Sollt' ich ihn ganz verstehen?

JULIAN. Auch Mütter haben ihre Schicksale wie andere Frauen.

FELIX. Ich glaube wirklich, es verschweigt mir nichts mehr.

Legt das Bild hin. — Große Pause. — Er sieht ihn an.

JULIAN. Nimmst du es nicht mit dir?

FELIX. Nicht jetzt. Es gehört Ihnen mehr, als ich ahnte.

JULIAN. Und dir ...

FELIX. Nein, ich will es doch erst haben, bis sich mir dieses Schicksal völlig geoffenbart hat. *Er sieht Julian fest in die Augen.* Ich weiß nicht, wie mir ist; es hat sich in Wirklichkeit doch nichts geändert? Nichts, — als daß ich weiß, was ich ...

JULIAN. Felix!

FELIX. Nein, das ahnt' ich nicht. *Ihn mit einem langen Blick betrachtend, in dem Zärtlichkeit und eine Art von Neugier liegen.* Leben Sie wohl.

JULIAN. Du willst jetzt gehen?

FELIX. Es verlangt mich sehr, eine Weile allein zu sein. — Auf morgen.

JULIAN. Auf Wiedersehen, Felix. Morgen bin ich in euerm ... morgen bin ich bei dir, Felix.

FELIX. Ich erwarte Sie. *Er geht.*

JULIAN bleibt eine Weile ruhig stehen, dann geht er zum Schreibtisch und bleibt, in den Anblick des Bildes versunken, stehen.

Vorhang.

DRITTER AKT

Zimmer im Hause Wegrat, an das die Veranda grenzt. Entsprechender Ausblick.

Erste Szene

JOHANNA allein. Dann SALA.

JOHANNA sitzt auf einem Sessel, mit verschlungenen Händen.

SALA tritt ein. Guten Morgen, Johanna.

JOHANNA steht auf, tritt ihm entgegen, sieht ihn an. Kommst du zum letztenmal?

SALA. Zum letztenmal? Was fällt dir ein? Es hat sich in unsern Dispositionen nicht das Geringste geändert. Heut ist der siebente Oktober, am sechsundzwanzigsten November geht das Schiff von Genua ab.

JOHANNA. Du wirst plötzlich von hier verschwunden sein. Ich werde bei der Gartentüre stehen, und sie wird verschlossen bleiben.

SALA. Solche Dinge sind doch zwischen uns nicht notwendig.

JOHANNA. Nein, wahrhaftig nicht. Bedenke das.

Zweite Szene

JOHANNA und SALA. FELIX tritt ein.

FELIX. Sie sind es, Herr von Sala? *Händedruck.* Nun, wie weit halten Sie mit Ihren Vorbereitungen?

SALA. Es braucht keiner besondern. Ich packe meine Koffer, lasse die Vorhänge herunter, sperre die Türen ab — und dann geht es in rätselhafte Fernen. Ich habe übrigens eine Frage an Sie, Felix. Hätten Sie einige Lust, mit uns zu kommen?

FELIX erstaunt. Ob ich Lust hätte —? Fragen Sie mich das im Ernst, Herr von Sala?

SALA. Die Frage ist genau so ernst gemeint, als Sie sie nehmen wollen.

FELIX. Wie soll ich das verstehen? Ob ich mit Ihnen nach Asien gehen will? Was sollte man denn mit mir bei einem Unternehmen dieser Art anfangen?

SALA. Das liegt doch ziemlich nahe.

FELIX. Handelt es sich denn nicht um eine Expedition von rein wissenschaftlichem Charakter?

SALA. Als solche ist sie wohl gedacht. Aber es ist sehr leicht möglich, daß es allerlei geben wird, wobei junge Männer wie Sie sehr gut am Platze sein werden.

FELIX. Männer wie ich —?

SALA. Vor sieben Jahren unter Rolston war mancherlei zu bestehen, was nicht im Reiseprogramm vorgesehen war. Und in der Ebene Karakum am Flusse Amu Darja gab es eine regelrechte kleine Schlacht.

Dritte Szene

JOHANNA, FELIX, SALA. DOKTOR REUMANN ist aufgetreten.

DOKTOR REUMANN. Für die, die dort liegen geblieben sind, wird sie groß genug gewesen sein, Ihre kleine Schlacht. *Flüchtige Begrüßung, Händereichen, ohne daß das Gespräch unterbrochen wird.*

SALA. Da mögen Sie wohl recht haben, Herr Doktor.

FELIX. Erlauben Sie, Herr von Sala, haben Sie nur im eigenen Namen gesprochen? Ist es ein plötzlicher Einfall — oder ist es mehr?

SALA. Ich spreche zwar nicht direkt im Auftrag von irgend jemand, aber nach einer Besprechung, die gestern im Ministerium des Äußern stattgefunden hat und der ich beigezogen war, halte ich mich für berechtigt, noch einiges hinzuzufügen. — O, es sind keine Geheimnisse. Sie haben ja wahrscheinlich gelesen, Felix, daß uns ein Herr vom Generalstab, einige Genie- und Artillerieoffiziere sozusagen in offiziöser Eigenschaft beigegeben werden. Nach den letzten Nachrichten aus Asien, die mir allerdings nicht ganz

zuverlässig erscheinen, da sie über England zu uns gelangt sind, hat man sich entschlossen, sich der weitern Mitwirkung von einigen jüngern Truppenoffizieren zu versichern, was vorerst auf dem Weg privater Aufforderung geschehen soll.

FELIX. Und es bestünde eine Möglichkeit, daß ich —?

SALA. Gestatten Sie mir, mit dem Grafen Ronsky zu reden?

FELIX. Sie nannten dem Grafen meinen Namen?

SALA. Ich habe die Erlaubnis, die Frage an Sie zu richten, ob Sie bereit wären, sich am sechsundzwanzigsten November mit uns in Genua einzuschiffen.

DOKTOR REUMANN. So bald schon gedenken Sie Wien zu verlassen?

SALA. Ja. *Leicht.* Warum sehen Sie mich so an, Herr Doktor? Dieser Blick ist ein wenig unvorsichtig gewesen.

DOKTOR REUMANN. Inwiefern?

SALA. Er sagt ungefähr: Abreisen magst du; aber ob du zurückkommen wirst, das ist eine recht zweifelhafte Sache.

DOKTOR REUMANN. Nun hören Sie, Herr von Sala, einer solchen Unternehmung gegenüber dürfte man auch einen solchen Zweifel laut werden lassen. Aber interessiert Sie denn das überhaupt, Herr von Sala, ob Sie wiederkommen werden oder nicht? Sie gehören doch nicht zu der Sorte Menschen, die ihre Angelegenheiten ordnen wollen?

SALA. Ach nein. Umsoweniger, als es in solchen Fällen doch immer die Angelegenheiten anderer sind, mit denen man sich überflüssigerweise beschäftigt. Und wenn es mich interessieren würde, wie es mit mir steht, so hätt' ich einen triftigeren Grund.

JOHANNA. Welchen?

SALA. Ich wünsche nicht um das Bewußtsein meiner letzten Tage betrogen zu werden.

DOKTOR REUMANN. Das ist ein Wunsch, mit dem Sie ziemlich vereinzelt dastehen dürften.

SALA. Jedenfalls wären Sie verpflichtet, Doktor, mir die absolute Wahrheit zu sagen, wenn ich Sie darum fragen sollte. Ich finde, man hat das Recht, sein Dasein vollkommen auszuleben, mit allen Wonnen und mit allen Schaudern, die darin verborgen liegen. So wie wir wahrscheinlich die Pflicht haben, jede gute Tat und jede Schurkerei zu begehen, die innerhalb unserer Fähigkeiten liegt . . . Nein, Sie sollen mir meine Todesstunde nicht wegeskamotieren! Es wäre ein kleinlicher Standpunkt, meiner und Ihrer nicht würdig. — Nun Felix, am sechsundzwanzigsten November. Es sind sieben Wochen bis dahin! Was die Erledigung der Formalitäten anbelangt, brauchen Sie sich keinerlei Sorgen zu machen.

FELIX. Innerhalb welcher Frist muß ich mich entscheiden?

SALA. Es ist kein Anlaß, sich zu übereilen. Wann läuft Ihr Urlaub ab?

FELIX. Morgen abend.

SALA. Sie werden sich wohl mit Ihrem Vater besprechen wollen.

FELIX. Mit meinem Vater — natürlich. — Aber jedenfalls bringe ich Ihnen morgen früh die Antwort, Herr von Sala.

SALA. Schön. Ich würde mich sehr freuen. Aber immerhin bedenken Sie: Ein Spaziergang ist es nicht. Also auf Wiedersehen. Adieu, Fräulein Johanna. Leben Sie wohl, Herr Doktor. *Er geht ab.*

Kurze Pause. Die Zurückbleibenden in einiger Bewegung.

JOHANNA erhebt sich. Ich gehe auf mein Zimmer. Adieu, Herr Doktor. *Ab.*

Vierte Szene

FELIX, DOKTOR REUMANN. Dann JOHANNA.

DOKTOR REUMANN. Sie sind entschlossen, Felix?

FELIX. Beinahe.

DOKTOR REUMANN. Nun werden Sie viel Neues kennen lernen.

FELIX. Unter anderm hoffentlich mich selbst, wozu es nun endlich Zeit wäre ... *Zitierend.* „In rätselhafte Fernen ..." Wird es nur wahr werden? Es wäre geradezu berauschend!

DOKTOR REUMANN. Und Sie haben sich Bedenkzeit ausgebeten?

FELIX. Ich weiß kaum, warum. Und doch ... Der Gedanke, daß man Menschen zurückläßt und sie vielleicht nicht wiederfindet, — und keineswegs so wiederfindet, wie man sie verlassen hat, und daß man ihnen vielleicht ein Leid zufügt, dadurch, daß man geht ...

DOKTOR REUMANN. Wenn Sie nichts anderes zögern macht, so ist es um jede Stunde der Ungewißheit schade. Nichts entfernt Sie sicherer von Menschen, die Ihnen teuer waren, als das Bewußtsein, durch eine Pflicht in ihre Nähe gebannt zu sein. Ergreifen Sie nur diese einzige Gelegenheit und reisen Sie nach Genua, Kleinasien, Tibet, Baktrien ... Ja, es muß schön sein. Meine besten Wünsche begleiten Sie. *Reicht ihm die Hand.*

FELIX. Ich danke Ihnen. Aber mit diesen Wünschen hat es wohl noch Zeit. Wie immer die Sache sich entscheidet, wir sehen uns vor meiner Abreise noch zu öfteren Malen.

DOKTOR REUMANN. Hoffentlich. Natürlich.

FELIX sieht ihn fest an. Herr Doktor! — In Ihrem Händedruck hab' ich etwas gespürt wie einen ernsten Abschied.

DOKTOR REUMANN lächelnd. Kann man denn jemals wissen, ob man einander wiedersieht?

FELIX. Herr Doktor ... hat Herr von Sala Ihren Blick richtig gedeutet?

DOKTOR REUMANN. Für Sie kommt das kaum in Betracht.

FELIX. Er wird nicht mit uns gehen?

DOKTOR REUMANN zögernd. Das ist schwer vorherzusagen.

FELIX. Zu lügen haben Sie nicht gelernt, Herr Doktor.

DOKTOR REUMANN. Wie die Dinge stehen, glaube ich, können Sie die Angelegenheit ohne weitere Beihilfe zu Ende führen.

FELIX. Herr von Sala war vor wenigen Tagen bei Ihnen?

DOKTOR REUMANN. Ja, es ist noch nicht lange her. *Pause.* Nun, daß er leidend ist, das sehen Sie ja selbst, nicht wahr? — Also grüß' Sie Gott, Felix.

FELIX. Werden Sie der Freund unseres Hauses bleiben, wenn ich fort bin?

DOKTOR REUMANN. Warum stellen Sie solche Fragen an mich, Felix?

FELIX. Sie wollen nicht wiederkommen! ... Ja, warum?

DOKTOR REUMANN. Ich versichere Sie ...

FELIX. Ich verstehe ...

DOKTOR REUMANN verlegen. Was gibt es hier zu verstehen ... ? ...

FELIX. Lieber Doktor ... Nun weiß ich ... warum Sie in dieses Haus nicht mehr kommen wollen ... Es hat sich wieder einmal ein anderer den Hals gebrochen ... Lieber Freund —

DOKTOR REUMANN. Leben Sie wohl ... Felix ...

FELIX. Und wenn man Sie zurückrufen sollte ...

DOKTOR REUMANN. Man wird es nicht tun ... Wenn man mich b r a u c h t, werd' ich immer zu finden sein ...

JOHANNA tritt ins Zimmer.

DOKTOR REUMANN. Adieu ... Adieu Fräulein Johanna ...

JOHANNA. Sie gehen schon, Herr Doktor?

DOKTOR REUMANN. Ja ... Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater. Adieu ... *Reicht ihr die Hand.*

Fünfte Szene

JOHANNA, FELIX.

JOHANNA ruhig. Hat er dir gesagt, daß Sala verloren ist?

FELIX zögert.

JOHANNA. Ich wußt' es. *Wie Felix reden will, hat sie eine seltsam abwehrende Bewegung.* Und du gehst — mit ihm oder ohne ihn.

FELIX. Ja. *Pause.* Es wird jetzt hier recht still werden.

JOHANNA unbeweglich.

FELIX. Und wie wirst du leben, Johanna? . . . Ich meine, wie werdet ihr beide leben, du und der Vater?

JOHANNA sieht ihn an, als wundere sie sich, daß er sie fragt.

FELIX. Er wird sich einsam fühlen. Er würde es sehr dankbar empfinden, denk' ich, wenn du dich ein bißchen mehr mit ihm beschäftigtest, vielleicht mit ihm in freien Stunden spazieren gingst. Auch für dich — —

JOHANNA herb. Was hülfe es mir oder ihm? Was soll er mir sein oder ich ihm? Ich bin nicht dazu geschaffen, Menschen beizustehen in trüben Tagen. Ich kann mir nicht helfen, es ist nun einmal so. Wie eine Feindschaft regt es sich in mir gegen Menschen, die auf mein Mitleid angewiesen sind. Ich hab' es gefühlt die ganze Zeit hindurch, als die Mutter krank war.

FELIX. Nein, du bist nicht dazu geschaffen . . . Wozu nur magst du geschaffen sein?

JOHANNA zuckt die Achseln, sitzt wieder mit verschlungenen Händen und sieht vor sich hin.

FELIX. Johanna! Warum redest du denn nicht mehr zu mir wie sonst? Hast du mir nicht vielleicht etwas zu sagen? Erinnere dich doch, wie wir uns früher alles erzählt haben.

JOHANNA. Das ist lange her. Damals waren wir Kinder.

FELIX. Warum kannst du nicht mehr so zu mir

reden wie damals, Johanna? Weißt du denn nicht mehr, wie gut wir uns einmal verstanden haben? Wie wir uns alle Geheimnisse anvertraut haben! Wie gute Kameraden wir gewesen sind! . . . Wie wir zusammen in die weite Welt haben ziehen wollen!

JOHANNA. In die weite Welt . . . O ja. Ich weiß es noch. Aber jetzt gibt es keine solchen Märchen- und Wunderworte mehr!

FELIX. Das käme vielleicht nur auf uns an.

JOHANNA. Nein, jetzt bedeuten die Worte nicht dasselbe wie früher.

FELIX. Wie meinst du das?

JOHANNA. In die weite Welt . . .

FELIX. Was hast du, Johanna?

JOHANNA. Einmal hab' ich zusammen mit dir im Belvedere ein Bild gesehen, an das denk' ich oft: Da ist eine Wiese mit Rittern und Damen — und ein Wald, ein Weinberg, ein Wirtshaus, und Burschen und Mädeln im Tanz, und eine große Stadt mit Kirchen und Türmen und Brücken. Und über die Brücke marschieren Soldaten, und auf dem Fluß gleitet ein Schiff dahin. Und weiter draußen ist ein Hügel, und auf dem Hügel ein Schloß, und in der Ferne hohe Berge. Und über dem Berg stehen Wolken, und über der Wiese schwimmen Nebel, und über die Stadt ergießt sich Sonnenglanz, und über das Schloß zieht ein Gewitter, und auf den Bergen liegt Schnee und Eis. — Und wenn einer sagte „die weite Welt", oder wenn ich das Wort irgendwo las, so hab' ich immer an das Bild denken müssen. Und so ging's mir mit vielen von diesen Worten, die so großartig klingen. Gefahr, das war ein Tiger mit weitaufgesperrtem Rachen, — Liebe, das war ein Page mit blonden Locken, der vor einer Dame kniet, — der Tod war ein schöner Jüngling mit schwarzen Flügeln und einem Schwert in der Hand, — und Ruhm war Schall von Trompeten, Menschen, die sich verneigen, und ein blumenbestreuter Weg. Damals

konnte man freilich über alles reden, Felix. Aber jetzt sieht alles anders aus ... Ruhm und Liebe und Tod und die weite Welt.

FELIX zögernd. Mir wird ein wenig bang um dich, Johanna.

JOHANNA. Warum, Felix?

FELIX. Johanna! — Ich möchte, daß du unserm Vater keinen Kummer bereitest.

JOHANNA. Steht das bei mir allein?

FELIX. Ich weiß, wohin deine Träume gehen, Johanna. — Was soll das werden?

JOHANNA. Muß denn alles etwas werden? — Ich denke, Felix, daß es die Bestimmung mancher Menschen sein mag, einander gar nichts anderes zu bedeuten als Erinnerung.

FELIX. Johanna! — Du hast es selbst gesagt, — daß du nicht geschaffen bist, Menschen leiden zu sehen.

JOHANNA zuckt leicht zusammen.

FELIX. Leiden ... und ...

Sechste Szene

FFLIX, JOHANNA. JULIAN tritt ein.

JULIAN. Guten Tag. *Er reicht Felix die Hand.*

JOHANNA ist aufgestanden. Herr Fichtner! *Sie reicht ihm die Hand.*

JULIAN. Ich hätte dich kaum wiedererkannt, Johanna. Du bist ja eine junge Dame geworden. — Euer Vater ist noch nicht zu Hause?

JOHANNA. Er ist noch gar nicht weggegangen. Erst um zwölf hat er auf der Akademie zu tun.

JULIAN. Er wird wohl im Atelier sein?

JOHANNA. Ich will ihn gleich rufen.

JULIAN sieht um sich.

Wie Johanna weggehen will, tritt Wegrat ein, mit Hut und Stock.

Siebente Szene

FELIX, JOHANNA, JULIANA, WEGRAT. Dann STUBENMÄDCHEN.

WEGRAT reicht Julian die Hand. Mein lieber Freund! Ich freue mich sehr.

JULIAN. Erst gestern nach meiner Ankunft habe ich es erfahren — durch Sala. Ich brauche dir nicht erst zu sagen ...

WEGRAT. Ich danke dir für deine Teilnahme. Ich danke dir herzlich. — Setz' dich doch, Julian.

JULIAN. Du wolltest fortgehen?

WEGRAT. Es ist nicht so eilig; erst um zwölf hab' ich auf der Akademie zu tun. Johanna, möchtest du so gut sein, mir für alle Fälle einen Wagen holen zu lassen —?

JOHANNA ab.

WEGRAT setzt sich.

JULIAN ebenso.

FELIX steht an den Kamin gelehnt.

WEGRAT. Nun, du bist ja diesmal recht lange fortgeblieben.

JULIAN. Mehr als zwei Jahre.

WEGRAT. Wärest du nur um zehn Tage früher gekommen, so hättest du sie noch einmal gesehen. Es kam so schnell; — wenn auch nicht unerwartet.

JULIAN. Ich habe gehört.

WEGRAT. Und nun bleibst du wohl wieder daheim, nicht wahr?

JULIAN. Einige Zeit. Wie lange, kann ich freilich nicht sagen.

WEGRAT. Nun ja. Programme zu machen, ist deine Sache nie gewesen.

JULIAN. Ja. Dagegen hab' ich eine gewisse Abneigung. *Pause.*

WEGRAT. Ach Gott, mein lieber Freund — wie oft habe ich in der letzten Zeit an dich gedacht! —

JULIAN. Und ich ...

WEGRAT. Du hast nicht so oft Gelegenheit dazu ... Aber ich ... wenn ich das Gebäude betrete, wo ich jetzt in Amt und Würden schalte, fällt es mir natürlich manchmal ein, wie wir als junge Leute nebeneinander im Modellsaal gesessen sind, mit tausend Plänen und Hoffnungen.

JULIAN. Das sagst du so melancholisch. Es haben sich doch manche erfüllt.

WEGRAT. Manche ... ja ... Und man möchte doch wieder jung sein, selbst um den Preis der gleichen Sorgen und Kämpfe ...

JULIAN. Und selbst auf die Gefahr hin, allerlei Schönes noch einmal durchmachen zu müssen.

WEGRAT. Wahrhaftig, das trägt sich am allerschwersten, wenn es Erinnerung geworden ist. — Du warst wieder in Italien?

JULIAN. Ja, auch in Italien war ich.

WEGRAT. Ich bin nun lange nicht mehr dort gewesen. Seit wir zusammen mit dem Ränzel auf dem Rücken durchs Ampezzaner Tal gewandert sind — nach Pieve und bis hinunter nach Venedig. Erinnerst du dich noch? So hell hat die Sonne nicht wieder geschienen.

JULIAN. Es sind wohl beinahe dreißig Jahre her.

WEGRAT. Nein, so lang ist es nicht. Du warst ja damals schon ein bekannter Mann. Du hattest gerade das schöne Bild von Irene Herms gemalt. Es war im Jahr, bevor ich heiratete.

JULIAN. Ja, ja.

Pause.

WEGRAT. Erinnerst du dich noch an den Sommermorgen, an dem du mich zum erstenmal in die Kirchau begleitet hast?

JULIAN. Natürlich.

WEGRAT. Wie wir auf dem leichten Landwägelchen durch das breite sonnige Tal fuhren? Und erinnerst du dich an das kleine Gärtchen am Hügelhang, wo du Gabriele und ihre Eltern kennen lerntest?

FELIX mit beherrschter Bewegung. Vater, steht denn das Haus noch, in dem die Mutter damals wohnte?

WEGRAT. Nein, längst nicht mehr. Man hat eine Villa hingebaut. Vor fünf oder sechs Jahren waren wir nämlich zum letztenmal dort und haben das Grab deiner Großeltern besucht. Alles hat sich dort verändert, nur der Friedhof nicht . . . *Zu Julian.* Weißt du noch, Julian, wie wir einmal an einem schwülen, wolkigen Nachmittag auf der niederen Friedhofsmauer gesessen sind und ein so merkwürdiges Zukunftsgespräch geführt haben?

JULIAN. Der Tag ist mir sehr deutlich im Gedächtnis. Aber worüber wir sprachen, erinnere ich mich nicht mehr.

WEGRAT. Die Worte sind mir auch entschwunden, aber ich weiß noch, es war ein sonderbares Gespräch . . . Die Welt tat sich gewissermaßen weiter auf als sonst. Und ich spürte eine Art von Neid auf dich, wie manchmal zu jener Zeit. In mir erwachte ein Gefühl, als könnt' ich auch alles, — wenn ich nur wollte. Es gab so viel zu sehen, zu erfahren, — das Leben strömte so mächtig hin; man mußte nur etwas frecher sein und selbstbewußter und sich hineinwerfen . . . Ja, so war mir zu Mute, während du redetest . . . Und da kam Gabriele heraufgeschritten, auf dem schmalen Weg zwischen den Akazien, vom Dorfe her, den Strohhut in der Hand, und nickte mir zu. Und alle meine Zukunftsträume schwebten nur mehr um sie, und die ganze Welt war wieder wie in einen Rahmen gefaßt und war doch groß genug und schön genug . . . Wo nimmt das nur mit einem Male wieder seine Farben her? Alles war doch schon so gut wie vergessen, und nun, seit sie tot ist, schimmert es wieder so lebendig, daß man erschrecken könnte . . . Ah, man sollte lieber nicht dran denken. Wozu? Wozu? *Pause. Er geht zum Fenster.*

JULIAN in Befangenheit, die er zu überwinden sucht. Es ist klug und mutig von dir, daß du so rasch wieder deine Tätigkeit aufgenommen hast.

WEGRAT. Wenn man sich einmal entschlossen hat, weiter zu existieren —?! Arbeit ist doch das einzige, was einem über dieses Gefühl des Alleinseins hinweghilft . . . dieses Alleingelassenseins.

JULIAN. Mir ist, als wenn dich der Schmerz ein wenig ungerecht machte gegenüber — manchem, was dir geblieben.

WEGRAT. Ungerecht —? Nein, ich will es wirklich nicht sein. Ihr nehmt es mir doch nicht übel, Kinder . . .! Nicht wahr, Felix, du verstehst mich ganz gut? Es gibt so vieles, was die jungen Leute von uns fortruft — fortlockt — fortreißt von allem Anbeginn. Wir führen ja doch nur einen Kampf um unsere Kinder von dem Augenblick an, da sie überhaupt da sind — und einen ziemlich aussichtslosen obendrein. Das liegt im Laufe der Welt: Sie können uns ja nie gehören. Und was die andern Menschen anbelangt . . . auch unsere Freunde sind doch nur Gäste in unserem Leben, erheben sich vom Tisch, wenn abgespeist ist, gehen die Treppe hinab und haben — wie wir — ihre eigene Straße und ihr eigenes Geschäft. Das ist ja auch ganz natürlich . . . Was nicht hindert, Julian, daß man sich freut — aufrichtig freut, wenn einer den Weg wieder zu uns findet. Und gar einer, der einem wirklich sein Lebtag sehr wert gewesen. Das kannst du mir glauben, Julian. *Händedruck.* Und nicht wahr, so lang du in Wien bleibst, seh' ich dich wieder öfters bei mir? Du würdest mir einen rechten Gefallen erweisen.

JULIAN. Gewiß werd' ich kommen.

STUBENMÄDCHEN tritt ein. Der Wagen ist da, Herr Professor. *Ab.*

WEGRAT. Ich komme schon. *Zu Julian.* Du hast mir viel zu erzählen. Du warst ja so gut wie verschollen. Es interessiert mich natürlich zu wissen, was du alles gemacht hast — und noch mehr, was du vorhast. Felix sprach uns von einigen sehr interessanten Entwürfen, die du ihm gezeigt hast.

JULIAN. Ich begleite dich, wenn es dir recht ist.

WEGRAT. Danke. Aber noch freundlicher wäre es von dir, wenn du gleich bei uns bliebst und mit uns zu Mittag speisen wolltest.

JULIAN. Nun . . .

WEGRAT. Ich bin rasch fertig; ich habe heute nur rein administrative Angelegenheiten zu erledigen — ein paar Unterschriften. In Dreiviertelstunden bin ich zurück. Indes leisten dir die Kinder Gesellschaft, wie so oft in früherer Zeit . . . Kinder! — — Also du bleibst? Auf Wiedersehen. *Ab.*

Achte Szene

FELIX, JULIAN.

Lange Pause.

FELIX. Warum sind Sie nicht mit ihr fortgegangen?

JULIAN. Deine Mutter ist ohne Schuld; wenn es eine gibt, so trag' ich sie allein. Ich will dir alles erzählen.

FELIX nickt.

JULIAN. Es war damals verabredet, daß wir zusammen fort sollten. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Wir wollten im geheimen den Ort verlassen, weil deine Mutter vor Auseinandersetzungen und Erklärungen eine begreifliche Scheu hatte. Unsere Absicht war, von der Reise aus, nach wenigen Tagen, die Sache aufzuklären. Die Stunde unserer gemeinschaftlichen Abreise war schon bestimmt. Der . . . später ihr Gatte wurde, war eben auf einige Tage nach Wien gereist, um Dokumente zu besorgen; in einer Woche sollte die Hochzeit sein. *Pause.* Unser Plan stand fest. Alles war verabredet. Der Wagen war schon bestellt, der abseits vom Orte warten sollte. Am Abend hatten wir einander Adieu gesagt und waren beide überzeugt, daß wir uns am nächsten Morgen wiedersehen würden, um uns überhaupt nie wieder zu trennen. — Es kam

anders. — — Du darfst nicht daran denken, daß es deine Mutter war, du mußt mich anhören, als wäre es die Geschichte von fremden Leuten — dann wirst du alles verstehen.

FELIX. Ich höre.

JULIAN. Im Juni war ich in die Kirchau gekommen, an einem schönen Sommermorgen — mit ihm . . . Du weißt es ja. Ich wollte mich nur wenige Tage aufhalten. Aber ich blieb. Einigemal nahm ich mir vor, zur rechten Zeit wieder abzureisen: Aber ich blieb. Und *lächelnd* mit schicksalshafter Notwendigkeit glitten wir in Sünde, Glück, Verhängnis, Verrat — und Traum. Ja wahrhaftig, davon hatte es am allermeisten. Und nach diesem letzten Abschied, der nur für eine Nacht gelten sollte; — als ich in das kleine Wirtshaus zurückgekehrt war und alles für die Reise in Ordnung brachte, kam ich eigentlich das erstemal recht zum Bewußtsein der Dinge, die geschehen waren und die bevorstanden. Es war wirklich beinah, wie wenn ich erwachte. Erst jetzt, in der Stille der Nacht, während ich am offenen Fenster stand, wurde es mir klar, daß morgen früh eine Stunde kam, die über meine ganze Zukunft entscheiden sollte. Und da begann es . . . wie leichte Schauer über mich zu fließen. Unten sah ich die Straße hinlaufen, auf der ich gekommen war; die führte ins Land hinaus, stieg die Hügel hinan, die die Aussicht versperrten, und verlor sich ins Weite, ins Unbegrenzte — zu tausend unbekannten, unsichtbaren Straßen, die alle in diesem Augenblick noch zu meiner freien Verfügung standen. Mir war, als läge dort, hinter jenen Hügeln meine Zukunft, schimmernd von Glanz und Abenteuern, und wartete auf mich . . . aber auf mich allein. Das Leben gehörte mir — aber nur dieses eine. Und um es ganz zu nehmen und ganz zu genießen, um es so zu leben, wie es mir bestimmt war, braucht' ich völlige Sorglosigkeit und Freiheit wie bisher. Und ich wunderte mich beinah, daß ich so bereit gewesen war, die Unbekümmertheit meiner Jugend,

die Fülle meines Daseins hinzugeben ... Und wofür? — Für eine Leidenschaft, die in all ihrer Glut und Süßigkeit doch begonnen hatte wie manche andere und bestimmt war zu enden wie alle.

FELIX. Bestimmt war zu enden?... Enden mußte?

JULIAN. Ja. Mußte. Im Augenblick, da ich das Ende vorhersah, war es gewissermaßen schon da. Auf etwas warten, das kommen muß, heißt, es tausendmal, heißt — es in Wehrlosigkeit und Überdruß und Zorn erleben. Das wußt' ich tief in dieser Stunde. Und ich hatte Angst davor. Dabei fühlt' ich ganz gut, daß ich im Begriff war, gegen ein Wesen, das sich mir vertrauensvoll hingegeben, rücksichtslos, verräterisch zu handeln. — Aber alles schien mir wünschenswerter — nicht nur für mich, auch für sie — als ein langsames, klägliches, unwürdiges Vergehen. Und alle meine Bedenken gingen unter in der ungeheuern Sehnsucht, mein Leben pflichtenlos, ungebunden weiterzuführen. Viel Zeit zu überlegen hatt' ich nicht. Und ich war froh darüber. Ich war entschlossen. Ich wartete den Morgen nicht ab. Noch eh' die Sterne untergegangen waren, bin ich fort.

FELIX. Entflohen ...

JULIAN. Nenn' es, wie du magst. — Ja, es war eine Flucht, so gut und so schlecht, so unbedenklich und ... so feig wie irgend eine ... mit aller Angst des Verfolgtwerdens, mit aller Glückseligkeit des Entkommenseins. Ich verhehle dir nichts, Felix. Du bist jung, es wäre sogar möglich, daß du es besser begreifst, als ich selbst es heute begreife. Es zog mich nicht zurück, keine Spur von Reue regte sich. Wie ein Rausch durchströmte mich das Gefühl, frei zu sein. — Schon am Ende des ersten Tages war ich weit, — weiter, als auf irgend einem Meilenzeiger zu lesen stand. Schon an diesem ersten Tag begann das Bild der Frau zu verblassen, die zu einer schmerzlichen Enttäuschung, vielleicht zu schlimmerem erwacht war, verklang mir die Erinnerung ihrer Stimme, war sie ein Schatten gleich

andern, die weit hinter mir zurück im Vergangenen schwebten.

FELIX. Nein, es ist nicht wahr! So rasch war sie nicht vergessen, so reuelos zogen Sie nicht in die Welt. Dies soll eine Art von Buße sein. Sie stellen sich anders dar, als Sie sind.

JULIAN. Nicht, um mich zu beschuldigen, und nicht, um mich zu verteidigen, sprech' ich zu dir. Ich sage dir einfach die Wahrheit. Du sollst sie hören. Es war deine Mutter, und ich bin es, der sie verlassen hat. Und ich sage dir noch mehr. Gerade an die Zeit, die dieser Flucht gefolgt ist, denk' ich zurück wie an die hellste und reichste, die ich jemals erlebt habe. Niemals, nicht früher und nicht später, hab' ich in einem so herrlichen Bewußtsein von Jugend und Unbeschränktheit geschwelgt, niemals war ich so völlig Herr meiner Gaben, meines Lebens . . . nie ein so glücklicher Mensch als gerade damals.

FELIX ruhig. Und wenn sie sich getötet hätte?

JULIAN. Ich glaube, ich hätte mich dessen für wert gehalten — in dieser Zeit.

FELIX. Und vielleicht waren sie es damals wirklich. — Und sie wollte es tun, des bin ich gewiß. Der Lüge und Qual wollte sie ein Ende machen, wie es hunderttausend Mädchen vor ihr getan. Aber Millionen tun es nicht, und es sind die klügern. Und sicher dachte sie auch daran, dem, der sie zur Gattin nahm, die Wahrheit zu gestehen. Aber freilich, es schreitet sich leichter durchs Leben, wenn man nicht die Last eines Vorwurfs oder gar die einer Verzeihung zu tragen hat.

JULIAN. Und wenn sie gesprochen hätte —?

FELIX. O, ich begreife, daß sie es nicht getan hat. Sie hätte niemandem damit genützt. So hat sie geschwiegen. Geschwiegen, als sie von der Trauung heimkam, — geschwiegen, als das Kind geboren wurde, — geschwiegen, als der Geliebte das Haus ihres Gatten nach zehn Jahren wieder betrat, — geschwiegen bis

zum letzten Tag ... Solche Schicksale gibt es allerorten, und man muß nicht einmal ... verworfen sein, um sie zu erleben oder um sie zu verschulden.

JULIAN. Und es gibt wenige, denen es zusteht, zu richten — oder zu verurteilen.

FELIX. Ich maße es mir nicht an. Es will mir nicht einmal ein, daß ich nun Betrüger und Betrogene vor mir sehen soll, wo mir bis vor einer Stunde Menschen, die mir wert sind, in so reinen Beziehungen zu einander erschienen. Und völlig unmöglich ist es mir, mich selbst als einen andern zu empfinden als den, für den ich mich bis heute gehalten habe. Es ist eine Wahrheit ohne Kraft ... Ein lebhafter Traum wäre zwingender als diese Geschichte aus verflossenen Tagen, die Sie mir erzählt haben. Es hat sich nichts verändert ... nichts. Das Andenken meiner Mutter ist mir so heilig als zuvor. Und der Mann, in dessen Haus ich geboren und auferzogen bin, der meine Kindheit und meine Jugend mit Sorgfalt und Zärtlichkeit umgeben hat und der meine Mutter — geliebt hat, gilt mir gerade so viel, als er mir bisher gegolten — und beinahe mehr.

JULIAN. Und doch, Felix, so kraftlos dir diese Wahrheit scheint, — eines weißt du schon in diesem Augenblick des Zweifels: Als meinen Sohn hat deine Mutter dich geboren ...

FELIX. Zu einer Zeit, da sie Sie verfluchte.

JULIAN. ... auferzogen als meinen Sohn ...

FELIX. In Haß gegen Sie.

JULIAN. Zuerst. Später in Verzeihung, und endlich — vergiß es nicht — in Freundschaft für mich. — Und an jenem letzten Abend, woran hat sie sich erinnert? ... Wovon mit dir gesprochen? ... Von jenen Tagen, in denen sie das größte Glück erlebte, das einer Frau beschieden sein kann.

FELIX. Und das tiefste Elend.

JULIAN. Denkst du, es war Zufall, daß ihr am letzten Abend gerade jene Tage wieder durch den Sinn

gingen? ... Glaubst du, sie wußte nicht, daß du zu mir kommen und jenes Bild von mir verlangen würdest? ... Und denkst du, dein Wunsch bedeutete etwas anderes als den letzten Gruß deiner Mutter an mich? — Verstehst du es, Felix? ... Und in dieser Sekunde — wehre dich nicht — steht es vor deinen Augen, — das Bild, das du gestern in deiner Hand hieltest; und deine Mutter sieht dich an. — Und der gleiche Blick ruht auf dir, Felix, der damals auf mir geruht hat, an dem glühenden und heiligen Tag, da sie in meine Arme sank und dich empfing. — Und was immer dich jetzt bewegt, Zweifel und Verwirrung, du weißt nun einmal die Wahrheit, deine Mutter selbst hat es gewollt, und es gibt für dich keine Möglichkeit mehr, zu vergessen, daß du mein Sohn bist.

FELIX. Ihr Sohn ... — Es ist nichts als ein Wort. Es klingt ins Leere. — Ich sehe Sie an, ich weiß es, aber ich erfass' es nicht.

JULIAN. Felix! —

FELIX. Sie sind mir ein Fremder geworden, seit ich es weiß. *Er wendet sich ab.*

Vorhang.

VIERTER AKT

Garten im Hause des Herrn von Sala. Links das weiße ebenerdige Haus, mit breiter Terrasse, von der sechs Steinstufen in den Garten herabführen. Von der Terrasse führt eine breite Glastüre in den Salon. Im Vordergrund ein kleiner Teich, im Halbkreis herum eine kleine Baumanlage. Eine Allee läuft von hier aus schief nach rechts hin. Am Beginn dieser Allee, dem Teich nahe, zwei Säulen. Auf diesen Säulen die Marmorbüsten von zwei römischen Kaisern. Eine steinerne Bank mit Lehne halbkreisförmig, rechts vom Teich, unter Bäumen. Rückwärts schimmert das Gitter durch das dünn gewordene Gesträuch. Hinter dem Gitter Wald, rötlich belaubt, mäßig ansteigend. Blaßblauer Herbsthimmel. Stille. — Die Szene einige Augenblicke leer.

Erste Szene

Von der Terrasse aus treten auf SALA und JOHANNA. Johanna schwarz gekleidet, Sala in grauem Anzug, dunklen Überzieher um die Schulter geworfen. — Sie gehen langsam die Treppe hinab.

SALA. Es wird dir ein wenig kühl sein. *Er macht ein paar Schritte ins Zimmer zurück, nimmt ein Cape, das dort bereit lag, legt es Johanna um die Schultern. Sie kommen allmählich in den Garten herab.*

JOHANNA. Weißt du, was ich mir einbilde? . . . Daß dieser Tag heute unser Tag ist — uns gehört, uns ganz allein. Wir haben ihn gerufen, und wenn wir wollten, könnten wir ihn halten . . . Die andern Menschen wohnen heute nur wie zu Gast in der Welt. Nicht wahr? . . . Es kommt wohl daher, daß du einmal von diesem Tag gesprochen hast.

SALA. Von diesem —?

JOHANNA. Ja . . . als die Mutter noch lebte . . . Und nun ist er wirklich da. Die Blätter sind rot, der goldene Dunst liegt über den Wäldern, der Himmel ist blaß und fern, — und der Tag ist noch viel schöner und trauriger, als ich ihn je hätte ahnen können. Und ich erlebe ihn in deinem Garten und spiegle mich in deinem Teich. *Sie steht dort und blickt hinab.* Und doch werden wir ihn so wenig halten können, diesen goldenen

Tag, als das Wasser hier mein Bild behalten wird, wenn ich gehe.

SALA. Sonderbar, in dieser klaren, lauen Luft weht doch schon eine Ahnung von Winter und Schnee.

JOHANNA. Was kümmert's dich? Wenn diese Ahnung hier Wahrheit wird, bist du längst in einem andern Frühling.

SALA. Wie meinst du das?

JOHANNA. Nun, dort wo ihr hingeht, gibt's doch wohl keinen Winter wie bei uns.

SALA nachdenklich. Nein, keinen Winter wie bei uns. *Pause.* Und du?

JOHANNA. Ich —?

SALA. Ich meine, wenn ich nun fort bin, was wirst du tun?

JOHANNA. Wenn du fort bist —? *Sie betrachtet ihn. Er schaut in die Ferne.* Warst du nicht lange fort von mir? Und bist du's nicht am Ende auch in diesem Augenblick?

SALA. Was sprichst du denn da? Ich bin bei dir ... Was wirst du tun, Johanna?

JOHANNA. Ich habe dir's ja schon gesagt: Fortgehen — wie du.

SALA schüttelt den Kopf.

JOHANNA. So bald als möglich. Jetzt hab' ich noch den Mut dazu. Wer weiß, was später aus mir wird, wenn ich hierbleibe.

SALA. Solang man jung ist, stehen alle Türen offen, und vor jeder Türe fängt die Welt an.

JOHANNA. Aber erst, wenn man an niemandem hängt, ist die Welt weit und der Himmel unendlich. Und darum will ich fort.

SALA. Fort — das sagt sich so leicht. Dazu braucht es doch Vorbereitungen aller Art und irgend einen Plan. Du sprichst aber dieses Wort aus, als wenn du dir nur Flügel anzulegen brauchtest, um in die Ferne zu fliegen.

JOHANNA. Entschlossen sein — heißt auch Flügel haben.

SALA. Hast du gar keine Angst, Johanna?

JOHANNA. Eine Sehnsucht ohne Angst, das wäre eine wohlfeile Sehnsucht, der man gar nicht wert wäre.

SALA. Wohin wird sie dich führen?

JOHANNA. Ich werde meinen Weg finden.

SALA. Man kann sich den Weg wählen, aber nicht die Menschen, denen man begegnet.

JOHANNA. Denkst du, ich weiß nicht, daß es mir nicht bestimmt sein kann, nur Schönes zu erleben? Auch Häßliches, auch Gemeines steht mir bevor.

SALA. Und wie wirst du es tragen? ... Wirst du es ertragen können?

JOHANNA. Ich werde ja nicht immer wahr sein wie zu dir. Ich werde lügen, — und ich freu' mich darauf. Ich werde nicht immer froh sein und nicht immer klug. Ich werde irren und leiden. So muß es wohl sein.

SALA. Du weißt das alles im voraus, und doch ...

JOHANNA. Ja.

SALA. Und warum? ... Warum gehst du fort, Johanna?

JOHANNA. Warum ich fortgehe? ... Ich will später einmal vor mir selbst erschauern müssen. So tief erschauern, wie man es nur kann, wenn einem nichts fremd geblieben ist. So wie es dir geschehen muß, wenn du auf dein Leben zurückblickst. Nicht wahr?

SALA. Manchmal wohl. Aber gerade in solchen Augenblicken des Schauerns liegt eigentlich nichts hinter mir zurück, — alles ist wieder gegenwärtig. Und das Gegenwärtige ist vergangen. *Er sitzt auf der Bank.*

JOHANNA. Wie meinst du das?

SALA *die Hand vor den Augen, schweigt.*

JOHANNA. Was ist dir? Wo bist du?

Leiser Wind, Blätterrauschen und -fallen.

SALA. Ich bin ein Kind und reite auf dem Ponny übers Feld. Mein Vater ist hinter mir her und ruft. Dort am Fenster wartet meine Mutter; sie hat einen grauen Seidenshawl ums dunkle Haar und winkt mir

zu ... Und ich bin ein junger Leutnant auf Manöver und steh' auf einem Hügel und melde meinem Obersten, daß hinter dem Gehölz die feindlichen Jäger lauern, bereit, hervorzubrechen, und unten in der Mittagssonne seh' ich Bajonette und Knöpfe leuchten ... Und ich liege einsam im treibenden Kahn und schau' in die dunkelblaue Sommerluft, und unbegreiflich schöne Worte reihen sich mir aneinander, — so schön, wie ich sie niemals habe niederschreiben können ... Und ich ruhe auf einer Bank in dem schwülen Park am See von Lugano, und Helene sitzt neben mir; sie hat ein Buch mit rotem Umschlag in der Hand; drüben unter dem Magnoliabaum spielt Lilli mit dem blonden englischen Buben, und ich höre, wie sie plaudern und lachen ... Und ich spaziere mit Julian über raschelnden Blättern langsam auf und ab, und wir reden über ein Bild, das wir gestern gesehen haben. Und ich sehe das Bild: Zwei alte Matrosen mit zermürbten Gesichtern; sie sitzen auf einem umgewandten Nachen, den trüben Blick aufs unendliche Meer hinaus. Und ich fühle ihr Elend tiefer, als der Maler, der er gemalt hat, tiefer, als sie selber es fühlten, wenn sie lebendig wären ... All das, all das ist da — wenn ich nur die Augen schließe, ist mir näher als du, Johanna, wenn ich dich nicht sehe und wenn du schweigst.

JOHANNA hat die Augen mit Wehmut auf ihn gerichtet.

SALA. Gegenwart ... was heißt das eigentlich? Stehen wir denn mit dem Augenblick Brust an Brust, wie mit einem Freund, den wir umarmen, — oder mit einem Feind, der uns bedrängt? Ist das Wort, das eben verklang, nicht schon Erinnerung? Der Ton, mit dem eine Melodie begann, nicht Erinnerung, ehe das Lied geendet? Dein Eintritt in diesen Garten nicht Erinnerung, Johanna? Dein Schritt über diese Wiese dort nicht gerade so vorbei wie der Schritt von Wesen, die längst gestorben sind?

JOHANNA. Nein, es soll nicht so sein. Es macht mich traurig.

SALA wieder in der Gegenwart. Warum? ... das sollt' es nicht Johanna. Gerade in solchen Stunden wissen wir, daß wir nichts verloren haben und eigentlich nichts verlieren können.

JOHANNA. Ach, hättest du doch alles vergessen und verloren und könnte ich dir alles sein!

SALA beinah erstaunt. Johanna —

JOHANNA leidenschaftlich. Ich liebe dich. *Pause.*

SALA. In wenig Tagen bin ich fort, Johanna. Du weißt es ... du hast es gewußt.

JOHANNA. Ich weiß es. Warum wiederholst du es? Denkst du vielleicht, ich will mich mit einemmal an dich hängen wie ein verliebtes Ding und von Ewigkeiten träumen? — Nein, das ist wahrhaftig nicht meine Art, o nein! ... Aber ich wollt' es dir doch einmal sagen, daß ich dich lieb habe. Einmal darf ich's doch? — Hörst du? Ich liebe dich. Und ich möchte, daß du es später einmal geradeso hörst, wie ich es jetzt sage — in irgend einem andern Augenblick, schön wie dieser ... und in dem wir beide nichts mehr voneinander wissen werden.

SALA. Wahrhaftig, Johanna, dessen darfst du sicher sein, daß der Ton deiner Stimme mir niemals entschwinden wird. — Aber wozu von ewiger Trennung reden? Vielleicht sehen wir uns später wieder ... in drei Jahren ... oder in fünf ... *Lächelnd.* Dann bist du vielleicht eine Prinzessin geworden und ich Fürst einer versunkenen Stadt ... Warum schweigst du?

JOHANNA nimmt das Cape fester um.

SALA. Fröstelt dich?

JOHANNA. O nein. — Aber ich muß nun gehen.

SALA. Eilst du so?

JOHANNA. Es wird spät. Ich möchte zu Hause sein, eh' mein Vater nach Hause kommt.

SALA. Wie sonderbar! — Heute eilst du nach Hause und willst dich nicht verspäten, damit dein Vater sich nicht ängstigt, und in ein paar Tagen ...

JOHANNA. Dann wird er mich auch nicht mehr erwarten. Leb' wohl, Stephan.

SALA. Auf morgen also.

JOHANNA. Ja, auf morgen.

SALA. Du kommst wieder durch die Gartentür, natürlich.

JOHANNA. Bleibt nicht ein Wagen vor dem Hause stehen?

SALA. Die Türen sind abgeschlossen. Es kann niemand in den Garten kommen.

JOHANNA. Also leb' wohl.

SALA. Auf morgen.

JOHANNA. Ja. *Sie sind im Gehen.*

SALA. Höre, Johanna. — Wenn ich dir nun sagte: Bleibe.

JOHANNA. Nein, ich muß jetzt fort.

SALA. Nicht so mein' ich's.

JOHANNA. Wie denn?

SALA. Ich meine, wenn ich dich bäte, bei mir zu bleiben — für ... lange.

JOHANNA. Du machst sonderbare Scherze.

SALA. Ich scherze nicht.

JOHANNA. Vergißt du, daß du — fortfährst?

SALA. Ich bin nicht gebunden. Nichts hindert mich, zu Hause zu bleiben, wenn ich nicht gelaunt bin, fortzugehen.

JOHANNA. Um meinetwillen?

SALA. Das sag' ich nicht. Um meinetwillen vielleicht.

JOHANNA. O nein, du darfst darauf nicht verzichten. Du würdest es mir nicht verzeihen, daß ich dir das genommen habe.

SALA. Glaubst du? *Lauernd.* Und wenn wir beide gingen?

JOHANNA. Wie?

SALA. Wenn du mit mir die Reise wagtest? Nun, es gehört ein bißchen Kourage dazu, natürlich. Du wärst vielleicht nicht die einzige Frau. Die Baronin Golobin geht auch mit, wie ich höre.

JOHANNA. Sprichst du im Ernst?

SALA. Ganz im Ernst. Ich frage dich, ob du die Reise mit mir machen willst ... als meine Frau natürlich, um auch von diesen äußerlichen Dingen zu reden.

JOHANNA. Ich sollte —?

SALA. Was bewegt dich so sehr?

JOHANNA. Mit dir? ... Mit dir?

SALA. Mißversteh mich nicht, Johanna. Du sollst deswegen nicht für alle Zeit an mich gebunden sein. Wenn wir wieder zurückkommen, können wir einander Lebwohl sagen — ohne weiteres. Es ist eine ganz einfache Sache. Denn alle deine Träume kann ich dir nicht erfüllen — das weiß ich ganz gut ... Du brauchst nicht gleich zu erwidern. Stunden wie diese verleiten allzu leicht zu Worten, die am nächsten Tage nicht mehr wahr sind. Ich möchte dich nie ein solches Wort reden hören.

JOHANNA hat ihn während dieser Worte angeschaut, als wollte sie seine Worte eintrinken. Nein, ich sage nichts ... ich sage gar nichts.

SALA sieht sie lang an. Du wirst darüber nachdenken und wirst mir morgen antworten.

JOHANNA. Ja. *Sie sieht ihn lang an.*

SALA. Was ist dir?

JOHANNA. Nichts. — Auf morgen. Leb' wohl.

Er geleitet sie. Sie geht durch die Gartentür ab.

SALA kommt zurück und bleibt vor dem Tisch stehen. Als wollt' ich ihr Bild drin suchen ... Warum war sie so bewegt? ... Glück? — Nein, das war nicht Glück ... Warum hat sie mich so angesehen? Warum ist sie erschrocken? In dem Blick lag etwas wie Abschied für ewig. *Erschrickt plötzlich.* Sollte es so mit mir stehen? ... Aber woher kann sie's wissen? ... Dann wissen es andre auch —! *Er starrt vor sich hin.*

Er geht langsam die Terrasse hinauf, dann in den Salon, kommt gleich wieder, mit Julian.

Zweite Szene

SALA und JULIAN.

JULIAN. Und diese Herrlichkeit wollen Sie so bald verlassen?

SALA. Sie wird sich hoffentlich wiederfinden lassen.

JULIAN. Ich wünsch' es für uns beide.

SALA. Sie sagen das so zweifelnd ...

JULIAN. Nun ja, — ich denke an den merkwürdigen Artikel in der Tagespost.

SALA. Worüber?

JULIAN. Nun, über die Vorgänge am Kaspischen Meer.

SALA. Ah, haben das die hiesigen Zeitungen auch schon aufgegriffen?

JULIAN. Die Zustände in einzelnen Strichen, die Sie passieren, scheinen ja wirklich höchst gefahrvoll zu sein.

SALA. Übertreibungen. Wir sind besser unterrichtet. Meiner Ansicht nach stecken hinter diesen Artikeln englische Gelehrten-Eifersüchteleien. Was Sie gelesen, ist aus den Daily News übersetzt. Da stand es schon vor drei Wochen. — Haben Sie übrigens Felix gesehen?

JULIAN. Er war noch gestern abend bei mir. Und heute war ich bei Wegrat. Er verlangte das Bild seiner Mutter zu sehen, das ich vor dreiundzwanzig Jahren gemalt habe. — Und so hat es sich gefügt, daß ich ihm alles gesagt habe.

SALA. So. *Nachdenklich.* Und wie hat er es denn aufgenommen?

JULIAN. Es hat ihn beinahe mehr bewegt, als ich gedacht hatte.

SALA. Nun, Sie haben hoffentlich nicht erwartet, daß er Ihnen in die Arme stürzen würde wie der wiedergefundene Sohn in der Komödie.

JULIAN. Nein. Gewiß nicht. — Ich habe ihm alles erzählt, ohne jede Schonung für mich; darum

fühlte er das Unrecht, das an dem Gatten seiner Mutter verübt worden ist, stärker als alles andere. Aber das wird nicht lange währen. Er wird bald verstehen, daß im höheren Sinne kein Unrecht geschehen ist. Leute von der Art Wegrats sind nicht dazu geschaffen, wirklich zu besitzen — weder Frau noch Kinder. Sie mögen Zuflucht, Aufenthalt bedeuten — Heimat nie. Verstehen Sie, wie ich das meine? Es ist ihr Beruf, Wesen in ihren Armen aufzunehmen, die von irgend einer Leidenschaft müde oder zerbrochen sind. Aber sie ahnen nicht, woher sie kommen. Es ist ihnen auch gegönnt, Wesen heranzuziehen und zu betreuen, aber sie verstehen nicht, wohin sie gehen. Sie sind da, um sich unbewußt aufzuopfern und in diesen Opfern ein Glück zu finden, das andern vielleicht recht armselig vorkäme ... Sie schweigen?

SALA. Ich höre Ihnen zu.

JULIAN. Und sagen mir nichts?

SALA. Nun ja ... es läßt sich ganz geläufig Skalen spielen, auch wenn der Geigenkasten einen Sprung hat ...

Dritte Szene

JULIAN, SALA und FELIX. Dann der DIENER.

Es wird etwas dunkler.

SALA. Wer ist's?

FELIX auf der Terrasse. Ich bin's. Ihr Diener sagte mir ...

SALA. Oh Felix! Seien Sie mir willkommen.

FELIX herunterkommend. Guten Abend, Herr von Sala. — Guten Abend, Herr Fichtner.

JULIAN. Guten Abend, Felix.

SALA. Ich freue mich sehr, Sie bei mir zu sehen.

FELIX. Die prachtvollen alten Bäume!

SALA. Ein Stück Wald — Sie müssen sich nur das Gitter wegdenken. — Was führt Sie zu mir, Felix?

Ich habe Sie erst morgen früh erwartet. Sollten Sie schon zu einem Entschluß gekommen sein?

JULIAN. Stör' ich?

FELIX. O nein. Es ist kein Geheimnis. — Ich nehme Ihren Vorschlag an, Herr von Sala, und bitte Sie um die Freundlichkeit, mit dem Grafen Ronsky zu sprechen.

SALA reicht ihm die Hand. Das freut mich ... *Zu Julian.* Es handelt sich um unsere asiatische Unternehmung.

JULIAN. Wie? ... Du hast die Absicht, dich dieser Expedition anzuschließen?

FELIX. Ja.

SALA. Haben Sie mit Ihrem Vater schon darüber gesprochen?

FELIX. Ich will es heute abend tun. — Aber das ist eine Formalität. Ich bin entschlossen, wenn nicht irgend ein anderes Hindernis dazwischen tritt ...

SALA. Ich werde den Grafen heute noch sprechen.

FELIX. Wie soll ich Ihnen danken?

SALA. Dazu liegt gar keine Ursache vor. Es braucht überhaupt keines Wortes mehr von mir. Der Graf weiß alles über Sie, was zu wissen notwendig ist.

DER DIENER erscheint auf der Terrasse. Eine Dame fragt, ob der gnädige Herr zu Hause sind.

SALA. Sie nannte ihren Namen nicht? — Die Herren entschuldigen einen Augenblick. *Dem Diener entgegen, entfernt sich.*

Vierte Szene

JULIAN und FELIX.

JULIAN. Du gehst fort?

FELIX. Ja. Ich bin sehr glücklich, daß sich mir diese Gelegenheit bietet.

JULIAN. Hast du dich denn über das eigentliche Wesen dieser Unternehmung auch schon näher unterrichtet?

FELIX. Jedenfalls steht mir eine wirkliche Tätigkeit bevor und eine neue weitere Welt.

JULIAN. Ob sich nicht all dies finden könnte in Verbindung mit hoffnungsvolleren Aussichten?

FELIX. Das wäre wohl möglich. Aber ich habe keine Lust zu warten.

Fünfte Szene

FELIX, JULIAN, SALA und IRENE.

IRENE noch auf der Terrasse, mit Sala. Ich konnte doch nicht Wien verlassen, ohne mein Wort zu halten.

SALA. Ich danke Ihnen sehr, Fräulein Herms.

IRENE mit Sala herunterkommend. Sie haben es hier aber wirklich wundervoll. — Guten Abend, Julian. Guten Abend, Herr Leutnant.

SALA. Sie hätten etwas früher kommen sollen, Fräulein Herms, da hätten Sie alles noch im Sonnenschein gesehen.

IRENE. Ich war ja schon vor zwei Stunden da. Aber da war es ein verzaubertes Schloß. Man hat nicht hereinkönnen. Die Klingel hat gar keinen Ton gegeben.

SALA. Ach ja. Entschuldigen Sie; wenn ich geahnt hätte . . .

IRENE. Aber es macht ja gar nichts. Ich habe die Zeit ganz gut benützt. Ich bin tiefer in den Wald hineingefahren, bis über Neustift und Salmannsdorf. Und dann bin ich ausgestiegen und bin einen Weg gegangen, der mir aus früherer Zeit in Erinnerung war. *Sie sieht Julian an.* Ich hab' mich auf einer Bank ausgeruht, wo ich vor vielen, vielen Jahren mit einem guten Bekannten gesessen bin. *Lächelnd.* Wissen Sie noch, Herr Fichtner? Der Blick ist so schön. Über die Wiesen und über die ganze Stadt sieht man hin, bis zur Donau.

SALA auf die Steinbank weisend. Wollen Sie hier nicht ein bißchen Platz nehmen, Fräulein Herms?

IRENE. Danke. *Sie lorgnettiert die Kaiserbüsten.* Da kommt man sich ja ganz römisch vor . . . Aber hab' ich die Herren nicht in einer Unterredung gestört?

SALA. Durchaus nicht.

IRENE. Es scheint mir doch. Sie schauen alle so ernst drein. — Ich will lieber gehen.

SALA. Nein, das dürfen Sie nicht, Fräulein Herms. — Haben Sie vielleicht noch irgend eine Frage an mich, Felix, in unserer Angelegenheit?

FELIX. Wenn Fräulein Herms uns eine Minute entschuldigt . . .

IRENE. Aber bitte, natürlich!

SALA. Sie verzeihen, Fräulein Herms —

FELIX. Es handelt sich nämlich um die Schritte, die ich bei meinem Kommando . . . *Im Gehen. Er entfernt sich langsam mit Sala.*

Sechste Szene

IRENE und JULIAN.

IRENE. Was haben die zwei für Geheimnisse? Was geht hier überhaupt vor?

JULIAN. Gar nichts Geheimnisvolles. Dieser junge Mann will auch die Expedition mitmachen, hör' ich. Und da haben sie natürlich einiges zu besprechen.

IRENE hat Felix und Sala nachgesehen. Julian. — Er ist es.

JULIAN schweigt.

IRENE. Du brauchst nicht zu antworten. Ich hab' ununterbrochen darüber nachdenken müssen . . . ich begreif' nur nicht, daß ich's nicht früher gewußt hab'. Er ist es. — Und dreiundzwanzig Jahre ist er alt. — Und ich hab' mir damals wirklich gedacht, wie du mich davongejagt hast: Wenn er sich nur nicht umbringt! . . . Und dort spaziert sein Sohn.

JULIAN. Was hilft's mir? Mir gehört er nicht.

IRENE. Schau' doch hin! Er ist da, er lebt, er ist

jung und schön! Ist das nicht genug? *Sie steht auf.* Und ich war ruiniert.

JULIAN. Wie? . . .

IRENE. Verstehst du mich? Ruiniert . . .

JULIAN. Das hab' ich nicht geahnt.

IRENE. Du hättest mir doch nicht helfen können. *Pause.* Adieu. Entschuldig' mich. Sag' ihnen, was du willst. Ich fahr' fort, ich will nichts mehr wissen.

JULIAN. Was hast du denn? Es hat sich ja nichts geändert.

IRENE. Glaubst du? . . . Mir kommt vor, diese ganzen dreiundzwanzig Jahre sind plötzlich was ganz anderes geworden. — Leb' wohl.

JULIAN. Leb' wohl. Auf Wiedersehen.

IRENE. Auf Wiedersehen? Liegt dir denn was daran? Ja? — Bist du traurig, Julian? . . . Jetzt tust du mir schon wieder leid. *Kopfschüttelnd.* Ihr seid halt so. Was soll man da machen!

JULIAN. Nimm dich zusammen, da kommen sie.

Siebente Szene

IRENE, JULIAN, SALA und FELIX.

SALA. So, nun wäre alles erledigt.

FELIX. Ich danke Ihnen sehr. Nun muß ich mich empfehlen.

IRENE. Morgen fahren Sie schon wieder weg?

FELIX. Ja, Fräulein.

IRENE. Sie wollen jetzt wahrscheinlich auch in die Stadt, Herr Leutnant? Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, nehm' ich Sie gleich mit.

FELIX. Sie sind sehr freundlich.

SALA. Wie, Fräulein Herms . . .? Das war aber ein kurzer Besuch.

IRENE. Ja, ich habe noch einiges zu besorgen. Denn morgen geht's wieder in die Wildnis; und jetzt komm' ich wahrscheinlich so bald nicht wieder nach Wien. — Also, Herr Leutnant?

FELIX. Adieu, Herr Fichtner. Und falls ich Sie nicht mehr sehen sollte . . .

JULIAN. Wir werden uns noch sehen.

IRENE. Die Leute werden sich denken: Der Herr Leutnant mit der Frau Mama. *Sie wirft einen letzten Blick auf Julian.*

SALA begleitet Irene und Felix die Terrasse hinauf.

JULIAN bleibt zurück; er geht auf und ab. Nach einiger Zeit kommt Sala wieder zurück.

Achte Szene

JULIAN und SALA.

JULIAN. Sie halten es für zweifellos, daß Ihre Schritte beim Grafen Ronsky Erfolg haben werden?

SALA. Ich habe schon vorher vom Grafen bestimmte Zusicherungen erhalten, sonst hätte ich Felix keine Hoffnungen gemacht.

JULIAN. Warum haben Sie das getan, Sala?

SALA. Wahrscheinlich, weil mir Felix sehr sympathisch ist, und ich gern in angenehmer Gesellschaft reise.

JULIAN. Und Sie haben gar nicht daran gedacht, daß mir der Gedanke schmerzlich ist, ihn zu verlieren?

SALA. Was soll das, Julian! Verlieren kann man doch nur, was man besessen hat. Und besitzen kann man nur, worauf man sich ein Recht erwarb. Das wissen Sie so gut wie ich.

JULIAN. Verleiht es nicht schließlich auch ein gewisses Anrecht auf jemanden, wenn man seiner bedarf? — Verstehen Sie es denn nicht, Sala, daß er meine letzte Hoffnung ist? . . . Daß ich überhaupt niemand und nichts mehr habe außer ihm? . . . Daß ich nach allen Seiten ins Leere greife? . . . Daß mir vor der Einsamkeit graut, die mich erwartet?

SALA. Und was hülfe es Ihnen, wenn er bliebe? Was hülfe es Ihnen selbst, wenn er irgend etwas wie

kindliche Zärtlichkeit zu Ihnen empfände? ... Was hülfe er Ihnen oder irgend ein anderer als er? ... Es graut Ihnen vor der Einsamkeit? ... Und wenn Sie eine Frau an Ihrer Seite hätten, wären Sie heute nicht allein? ... Und wenn Kinder und Enkel um Sie lebten, wären Sie es nicht? ... Und wenn Sie sich Ihren Reichtum, Ihren Ruhm, Ihr Genie bewahrt hätten — wären Sie es nicht? ... Und wenn uns ein Zug von Bacchanten begleitet — den Weg hinab gehen wir alle allein ... wir, die selbst niemandem gehört haben. Das Altern ist nun einmal eine einsame Beschäftigung für unsereinen, und ein Narr, wer sich nicht beizeiten darauf einrichtet, auf keinen Menschen angewiesen zu sein.

JULIAN. Und Sie, Sala, Sie glauben, daß Sie keines Menschen bedürfen?

SALA. So, wie ich sie gebraucht habe, werden sie mir jederzeit zu Gebote stehen. Ich bin stets für gemessene Entfernungen gewesen. Daß es die andern nicht merken, ist nicht meine Schuld.

JULIAN. Da haben Sie allerdings recht, Sala. Sie haben nie ein Wesen auf Erden geliebt.

SALA. Möglich. Und Sie? So wenig, Julian, als ich ... Lieben heißt, für jemand andern auf der Welt sein. Ich sage nicht, daß es ein wünschenswerter Zustand sei, aber jedenfalls, denke ich, wir waren beide sehr fern davon. Was hat das, was unsereiner in die Welt bringt, mit Liebe zu tun? Es mag allerlei Lustiges, Verlogenes, Zärtliches, Gemeines, Leidenschaftliches sein, das sich als Liebe ausgibt, — aber Liebe ist es doch nicht .. Haben wir jemals ein Opfer gebracht, von dem nicht unsere Sinnlichkeit oder unsere Eitelkeit ihren Vorteil gehabt hätte? ... Haben wir je gezögert, anständige Menschen zu betrügen oder zu belügen, wenn wir dadurch um eine Stunde des Glücks oder der Lust reicher werden konnten? ... Haben wir je unsere Ruhe oder unser Leben aufs Spiel gesetzt — nicht aus Laune oder Leichtsinn ... nein, um das

Wohlergehen eines Wesens zu fördern, das sich uns gegeben hatte? ... Haben wir je auf ein Glück verzichtet, wenn dieser Verzicht nicht wenigstens zu unserer Bequemlichkeit beigetragen hätte? ... Und glauben Sie, daß wir von einem Menschen — Mann oder Weib — irgend etwas zurückfordern dürften, das wir ihm geschenkt hatten? Ich meine keine Perlenschnur und keine Rente und keine wohlfeile Weisheit, sondern ein Stück von unserm Wesen — eine Stunde unseres Daseins, das wir wirklich an sie verloren hätten, ohne uns gleich dafür bezahlt zu machen, mit welcher Münze immer. Mein lieber Julian, wir haben die Türen offen stehen und unsere Schätze sehen lassen — aber Verschwender sind wir nicht gewesen. Sie so wenig als ich. Wir können uns ruhig die Hände reichen, Julian. Ich bin etwas weniger wehleidig als Sie, das ist der ganze Unterschied. — Aber ich erzähle Ihnen ja da nichts neues. Sie wissen das alles gerade so gut wie ich. Es gibt ja für uns gar keine Möglichkeit, uns nicht zu kennen; wir geben uns wohl zuweilen redliche Mühe, uns über uns selbst zu täuschen, aber es gelingt uns nicht. Andern mögen unsere Torheiten, unsere Niederträchtigkeiten verborgen bleiben — uns selber nie. In unserer tiefsten Seele wissen wir immer, woran wir mit uns sind. — Es wird kühl, Julian, gehen wir ins Zimmer. *Sie beginnen hinaufzugehen.*

JULIAN. All das mag wahr sein, Sala. Aber Sie werden mir zugeben: Wenn es einen auf der Welt gibt, der uns die Fehler unseres Lebens nicht dürfte entgelten lassen, so ist es gewiß der, der uns selbst das Dasein verdankt.

SALA. Von entgelten ist hier gar nicht die Rede. Ihr Sohn hat den Sinn für das Wesentliche, Julian, Sie selbst haben es gesagt. Und er fühlt es, daß man sehr wenig für einen Menschen getan hat, wenn man nichts tat, als ihn in die Welt zu setzen.

JULIAN. So soll es wenigstens werden wie vorher, da er noch nichts wußte. Ich will wieder ein Mensch

für ihn sein wie jeder andere. So darf er nicht von mir gehen ... Ich ertrag' es nicht. Verdien' ich denn, daß er vor mir flieht? ... Und wenn auch alles, was ich bis heute in mir für gut und wahr gehalten — am Ende auch die Neigung für diesen jungen Menschen, der mein Sohn ist —, nichts gewesen ist als Selbstbetrug — jetzt lieb' ich ihn ... Verstehen Sie mich, Sala? Ich liebe ihn und verlange nichts anderes mehr, als daß er es glaube, eh' ich ihn für immer verlieren muß ...

Dunkelheit. — Beide über die Terrasse hinauf, durch den Salon ab. — Bühne eine Weile leer. Der Wind ist etwas stärker geworden.

Neunte Szene

JOHANNA kommt von rechts durch die Allee, langsam am Teich vorbei bis zur Terrasse. — Die Fenster des Gartensaals sind erleuchtet. Sala hat sich an den Tisch gesetzt; der Diener ist gekommen und schenkt ein Glas Wein ein. — Johanna bleibt stehen. Sie scheint in großer Erregung und geht zwei Stufen der Terrasse hinauf. Sala hört ein Geräusch und wendet flüchtig den Kopf. Johanna bemerkt es, eilt wieder die Treppe hinunter und bleibt am Teiche stehen. Sie blickt ins Wasser.

Vorhang.

FÜNFTER AKT

Garten bei Wegrat.

Erste Szene

DOKTOR REUMANN und JULIAN.

DOKTOR REUMANN sitzt an einem kleinen Tischchen und schreibt etwas in sein Notizbuch.

JULIAN kommt rasch über die Veranda. Ist es wahr Herr Doktor?

DOKTOR REUMANN steht auf. Ja, es ist wahr,

JULIAN. Verschwunden?

DOKTOR REUMANN. Ja, sie ist verschwunden. Seit gestern nachmittag ist sie fort. Sie hat keine Nachricht zurückgelassen, sie hat nichts mit sich genommen — sie ist einfach fortgegangen und nicht mehr zurückgekommen.

JULIAN. Ja, was kann denn geschehen sein?

DOKTOR REUMANN. Darüber haben wir nicht einmal eine Vermutung. Vielleicht hat sie sich verirrt und kommt wieder. Oder es ist irgend ein plötzlicher Entschluß . . . Wüßte man nur, wozu.

JULIAN. Wo sind die andern?

DOKTOR REUMANN. Wir wollten um zehn Uhr alle hier wieder zusammentreffen. Ich war in den verschiedenen Spitälern und an andern Orten, wo die Möglichkeit vorlag, eine Spur zu finden . . . Der Professor dürfte wohl jetzt die Anzeige erstattet haben.

Zweite Szene

DOKTOR REUMANN und JULIAN. FELIX kommt rasch.

FELIX. Nichts?

DOKTOR REUMANN. Nichts.

JULIAN gibt Felix die Hand.

DOKTOR REUMANN. Woher kommen Sie?

FELIX. Ich war bei Herrn von Sala.

DOKTOR REUMANN. Wie?

FELIX. Es schien mir doch nicht unmöglich, daß er irgend welche Vermutung haben, daß er uns irgend eine Richtung angeben könnte. Aber er weiß nichts. Offenbar. Wenn er etwas wüßte — etwas Bestimmtes wüßte, hätte er es mir gesagt. Dessen bin ich sicher. Er lag noch zu Bette, als ich mich bei ihm melden ließ. Er meinte wohl, es handle sich um unsere Angelegenheit. Als er hörte, daß Johanna verschwunden sei, wurde er sehr blaß . . . Aber er weiß nichts.

Dritte Szene

JULIAN, DOKTOR REUMANN und FELIX. WEGRAT kommt.

WEGRAT. Nichts? . . .

Die andern schütteln den Kopf. Julian drückt ihm die Hand.

WEGRAT setzt sich nieder. Man hat nähere Daten, man hat Anhaltspunkte von mir verlangt. Gibt es welche? . . . Ich habe keine . . . Mir ist es vollkommen rätselhaft. *Zu Julian gewendet.* Nachmittag ist sie fort, zu einem kleinen Spaziergang wie manchmal . . . *Zu Felix gewendet.* Konnte man ihr das Geringste anmerken? . . . Es erscheint mir vollkommen unmöglich, daß sie schon an irgend etwas dachte, als sie das Haus verließ, . . . daß sie schon wußte — sie geht auf immer fort.

FELIX. Vielleicht doch.

WEGRAT. Verschlossen war sie wohl — und besonders in der letzten Zeit, seit ihre Mutter tot ist. — Ob es das sein könnte? . . . Halten Sie es für möglich, Herr Doktor?

DOKTOR REUMANN zuckt die Achseln.

FELIX. Wer hat sie denn gekannt von uns allen? Wer kümmert sich denn überhaupt um die andern?

DOKTOR REUMANN. Es ist wahrscheinlich gut

so, sonst würden wir alle toll vor Mitleid oder Ekel oder Angst. *Pause.* Ich muß jetzt zu meinen Kranken; ich habe einige unaufschiebbare Besuche. Zu Mittag bin ich wieder da. Auf Wiedersehen. *Ab.*

Vierte Szene

JULIAN, FELIX und WEGRAT.

WEGRAT. Da hat man nun so ein Geschöpf heranwachsen sehen, aus einem Kinde ein Mädchen werden, eine junge Dame, — und hunderttausend Worte zu ihr gesprochen ... Und eines Tages steht sie vom Tisch auf, nimmt Hut und Mantel und geht ... geht ohne Abschied, und man hat keine Ahnung, wohin sie entschwebt ist, ob ins Nichts, ob in ein neues Leben.

FELIX. Aber was immer geschehen sein mag, Vater — sie wollte von uns fort. Und das kann in jedem Fall eine Art von Beruhigung für uns sein.

WEGRAT *den Kopf schüttelnd, ratlos.* Alles flattert davon ... mit Willen, ohne Willen — alles davon.

FELIX. Vater, was sich ereignet hat, können wir nicht wissen. Denkbar wäre ja jedenfalls, daß Johanna irgend einen Vorsatz gefaßt hatte, von dem sie wieder abkommt. Vielleicht ist sie in ein paar Stunden oder Tagen wieder hier.

WEGRAT. Du glaubst ... du hältst es für möglich?

FELIX. Für möglich — ja. Aber wenn sie nicht käme ... den Plan, von dem ich gestern sprach mit dir, Vater, den geb' ich selbstverständlich auf. Unter diesen Verhältnissen denk' ich nicht daran, mich so weit und auf so lange Zeit von dir zu entfernen.

WEGRAT *zu Julian.* Nun will er mir gar ein Opfer bringen!

FELIX. Vielleicht ließe es sich auch veranlassen, daß ich hierher transferiert werde.

WEGRAT. Nein, Felix, du weißt wohl, daß ich das nicht annehme.

FELIX. Es ist kein Opfer. Ich versichere dich, Vater, ich bleibe bei dir, weil ich jetzt nicht fort könnte.

WEGRAT. O Felix, du könntest — du wirst können. Um meinetwillen sollst du nicht hierbleiben — darfst du nicht hierbleiben. Ich wüßte nicht, inwiefern mir damit gedient sein sollte, daß du diesen Plan aufgibst, den du mit solcher Begeisterung aufgegriffen hast. Ich fände es unverzeihlich von dir, zurückzutreten, und sträflich von mir, es von dir anzunehmen. Sei doch glücklich, daß sich nun endlich für dich ein Weg eröffnet, auf dem du vielleicht alles finden wirst, wonach deine Wünsche gehen. Ich selbst bin glücklich, Felix. Du würdest dein Lebenlang darunter leiden, wenn du diese Gelegenheit versäumtest.

FELIX. Aber seit gestern kann sich viel, unendlich viel geändert haben — für dich und für mich.

WEGRAT. Für mich — vielleicht. — Aber nichts mehr davon. Ich duld' es nicht, ich nehme ein Opfer nicht an. Ich würde es ja annehmen, wenn ich irgend einen besonderen Vorteil für mich darin sähe. Aber ich hätte dich ja dann nicht mehr, als wenn du fort wärst ... weniger ... gar nicht. Das Schicksal, das über uns hereinbricht, soll nicht zu all seiner eingeborenen Macht auch die schlimmere haben, daß es uns in unserer Verwirrung Dinge tun läßt, die unserm Wesen zuwider sind. Irgend einmal kommen wir doch über das Unglück hinweg, und wär' es das furchtbarste. Aber was wir gegen unser tiefstes Innere verbrochen haben, das ist dann nicht mehr gut zu machen. *Zu Julian gewendet.* Ist's nicht so, Julian?

JULIAN. Du hast vollkommen recht.

FELIX. Ich danke dir, Vater. Ich danke dir, daß du es mir so leicht machst, dir beizustimmen.

WEGRAT. Es ist gut, Felix ... In den paar Wochen, die du noch in Europa bleibst, wird man ja

noch manches mit einander reden können, — vielleicht mehr als in den letzten Jahren. Wahrhaftig, man weiß nicht viel von einander ... Ah, ich bin müde. Die ganze Nacht sind wir wachgesessen.

FELIX. Willst du dich nicht ein wenig ausruhen, Vater?

WEGRAT. Ausruhen ... Du bleibst zu Hause, Felix, nicht wahr?

FELIX. Ja, ich will warten. Was soll man anders tun?

WEGRAT. Ich zermartere mir den Kopf ... Warum hat sie nichts zu mir gesprochen? Warum hab' ich nichts von ihr gewußt? Warum bin ich ihr so fern gewesen? *Er geht ab.*

Fünfte Szene

JULIAN und FELIX.

FELIX. Und dieser Mann wurde belogen — sein Leben lang — von uns allen.

JULIAN. Es gibt auf dieser Welt keine Sünde, kein Verbrechen, keinen Betrug, der nicht gutzumachen ist. Und gerade für das, was hier geschehen ist, sollte es keine Sühne und kein Vergessen geben?

FELIX. Sollten Sie es nicht verstehen? ... Hier hat man die Lüge ins Ewige getrieben. Darüber kann ich nicht weg. Und die das getan hat, war meine Mutter, — der sie dahin gebracht hat, waren Sie, — und die Lüge bin ich selbst, solange ich für einen gelte, der ich nicht bin.

JULIAN. So laß uns die Wahrheit sagen, Felix. — Ich stelle mich jedem Richter, den du wählst, füge mich jedem Spruch, der über mich verhängt wird. — Soll gerade ich auf immer verdammt sein? Soll ich, der einzige unter allen, die gefehlt haben, niemals sagen dürfen: „Es ist gesühnt“?

FELIX. Es ist zu spät. Ein Geständnis hebt eine

Schuld nur auf, solange der Schuldige dafür bezahlen kann. Diese Frist, Sie fühlen es wohl selbst, ist längst abgelaufen.

Sechste Szene

FELIX, JULIAN und SALA.

FELIX. Herr von Sala! Sie haben mir etwas zu sagen?

SALA. Ja. — Guten Morgen, Julian ... Bleiben Sie, Julian. Es ist mir willkommen, daß ich einen Zeugen habe. *Zu Felix.* Sie sind entschlossen, die Expedition mitzumachen?

FELIX. Das bin ich.

SALA. Ich auch. Aber es wäre möglich, daß einer von uns von dem Entschlusse abstehen wird.

FELIX. Herr von Sala ...?

SALA. Es wäre nicht in der Ordnung, könnte man finden, sich mit jemandem auf eine so weite Reise begeben, der einen vielleicht lieber totschösse, wenn er einen vollkommen kennte.

FELIX. Herr von Sala, wo ist meine Schwester?

SALA. Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht, wo sie in diesem Augenblicke ist. Gestern Abend, eh' Sie kamen, hat sie mich zum letztenmal verlassen.

FELIX. Herr von Sala —

SALA. Ihr Abschiedswort an mich war: Auf morgen. Sie sehen, daß ich heute früh allen Grund hatte, überrascht zu sein, als Sie bei mir erschienen. Erlauben Sie mir ferner, Ihnen zu sagen, daß ich gerade gestern Johanna bat, meine Frau zu werden, was sie lebhaft zu erschüttern schien. Diese Mitteilung mache ich Ihnen keineswegs, um etwas zu beschönigen. Denn in meiner Bitte lag nicht die Absicht, irgend ein Unrecht gut zu machen, sondern es war wahrscheinlich nur eine Laune — wie mancherlei anderes. Es handelt sich nur darum, daß Sie die Wahrheit erfahren. Ich

stehe Ihnen also in jeder Weise zur Verfügung. — Das zu sagen, hielt ich für durchaus notwendig, ehe wir am Ende in den Fall kommen, zusammen in die Tiefen der Erde hinabzusteigen oder vielleicht unter einem Zelte zu schlafen.

FELIX nach einer langen Pause. Herr von Sala ... wir werden nicht unter einem Zelte schlafen.

SALA. Wie?

FELIX. So weit geht Ihre Reise nicht mehr.

Große Pause.

SALA. So ... Ich verstehe Sie. Sie sind dessen sicher?

FELIX. Vollkommen. — *Pause.*

SALA. Johanna wußte es?

FELIX. Ja.

SALA. Ich danke Ihnen. — O, Sie können ruhig meine Hand nehmen. Die Angelegenheit ist ja so ritterlich geordnet als nur möglich. — Nun? ... Es ist nicht einmal üblich, die Hand demjenigen zu verweigern, der zu Boden liegt.

FELIX reicht ihm die Hand. Dann: Und wo mag sie sein?

SALA. Ich weiß es nicht.

FELIX. Machte sie keinerlei Andeutungen?

SALA. Keine.

FELIX. Aber haben Sie keine Vermutung? Hat sie vielleicht irgend welche Verbindung angeknüpft — im Ausland? Hat sie irgendwo Freundinnen oder Freunde, von denen mir nichts bekannt ist?

SALA. Nicht, daß ich wüßte.

FELIX. Glauben Sie, daß sie noch lebt?

SALA. Ich weiß nicht.

FELIX. Wollen Sie nicht mehr reden, Herr von Sala?

SALA. Ich kann nicht mehr reden. Ich habe jetzt nichts mehr zu sagen. Leben Sie wohl, reisen Sie glücklich. Grüßen Sie den Grafen Ronsky.

FELIX. Wir sehen einander doch nicht zum letztenmal?

SALA. Wer kann das wissen?

FELIX reicht ihm die Hand. Ich eile zu meinem Vater. Ich glaube mich verpflichtet, ihm mitzuteilen, was ich von Ihnen erfahren habe.

SALA nickt.

FELIX zu Julian. Adieu. *Ab.*

Siebente Szene

JULIAN und SALA.

Beide entfernen sich.

JULIAN da Sala plötzlich stehen bleibt. Warum zögern Sie? Gehen wir.

SALA. Es ist sehr seltsam, es zu wissen. Schleier gleiten über alles ... Fort mit euch! Ich habe keine Lust, es mir gefallen zu lassen, solange ich noch da bin — und wär' es auch nur für eine Stunde ...

JULIAN. Glauben Sie es denn?

SALA sieht Julian lange an. ... Ob ich es glaube ...? — Er hat sich gut benommen, Ihr Sohn ... Wir werden nicht unter einem Zelte schlafen ... Nicht übel! Das hätte mir einfallen können ..

JULIAN. Warum kommen Sie nicht? Haben Sie vielleicht doch noch etwas zu sagen?

SALA. Das will ich Sie fragen, Julian.

JULIAN. Sala?!

SALA. Ich habe nämlich von einer sonderbaren Halluzination nicht gesprochen, die mir begegnet ist, eh' ich hierher fuhr. Ich denke, es war eine ...

JULIAN. So reden Sie doch!

SALA. Denken Sie: Eh' ich mich vom Hause entfernte — gleich nachdem Felix fortgegangen war, ging ich in meinen Garten — das heißt, ich lief durch ihn — in einem sonderbaren Zustand von Erregung, den Sie begreifen werden. Und als ich am Teich vorbei kam, da war mir, als säh' ich auf dem Grund ...

JULIAN. Sala!

SALA. Die Wasser schimmern grünlich blau, überdies fallen am frühen Morgen die Schatten der Buchen darüber hin. Und seltsamerweise sprach Johanna gestern dieses Wort: „So wenig dies Wasser mein Bild behalten kann . . .“ — Es ist auch eine Art, das Schicksal herauszufordern . . . Und als ich an dem Teich vorüberkam, war mir, als hätte . . . das Wasser doch ihr Bild behalten.

JULIAN. Ist das wahr?

SALA. Wahr — oder nicht wahr . . . was soll mir das bedeuten? Das könnte doch nur dann ein Interesse für mich haben, wenn ich in einem Jahr oder in einer Stunde noch auf der Welt wäre.

JULIAN. Sie wollen — —?

SALA. Natürlich will ich. Sie denken doch nicht, ich werde warten? Das fänd' ich ein wenig peinlich. *Zu Julian, lachend.* Wer wird Ihnen jetzt die Stichworte bringen, lieber Freund? Ja, nun ist es aus . . . Wo ist nun alles? . . . Wo sind die Thermen des Caracalla? Wo ist der Park von Lugano? . . . Wo ist mein hübsches kleines Haus? . . . Nicht weiter und nicht näher als jene marmornen Stufen, die in eine geheimnisvolle Tiefe führen . . . Schleier über alles . . . — Ihr Sohn wird es vielleicht erfahren, ob es mit der dreihundertzwölften zu Ende ist — und wenn nicht, so wird es ihn wenig kümmern. — Finden Sie nicht, daß er sich brav gehalten hat? . . . Es scheint mir überhaupt, daß jetzt wieder ein besseres Geschlecht heranwächst, — mehr Haltung und weniger Geist. — Grüß' Sie der Himmel, Julian.

JULIAN will ihm folgen.

SALA mild und bestimmt. Bleiben Sie, Julian. Unser Dialog ist zu Ende. Leben Sie wohl. *Rasch ab.*

Achte Szene

JULIAN und FELIX. Dann WEGRAT.

FELIX kommt rasch. Herr von Sala ist fort? Mein

Vater wollte mit ihm reden. — Und Sie sind noch hier? ... Warum ist Herr von Sala fort? Was hat er Ihnen gesagt? — Johanna ...! ... Johanna ...?

JULIAN. Sie ist tot ... sie hat sich im Teich ertränkt.

FELIX mit einem Aufschrei des Entsetzens. Wo ist er hin?!

JULIAN. Du findest ihn wohl nicht mehr.

FELIX. Was hat er vor?

JULIAN. Er bezahlt ... zur rechten Zeit ...

WEGRAT kommt von der Veranda.

FELIX ihm entgegen. Vater ...

WEGRAT. Felix! Was ist geschehen?

FELIX. Wir wollen nach Salas Villa fahren, Vater.

WEGRAT. Tot? ...

FELIX. Vater! *Er ergreift die Hand Wegrats und küßt sie.* Mein Vater!

JULIAN ist langsam gegangen.

WEGRAT. Müssen solche Dinge geschehen, daß mir dieses Wort klingt, als hört' ich's zum erstenmal ...?

Vorhang.

ZWISCHENSPIEL

Komödie in drei Akten

PERSONEN

AMADEUS ADAMS, Kapellmeister
CÄCILIE ADAMS-ORTENBURG, Opernsängerin, seine Frau
PETERL, 5 Jahre, beider Kind
ALBERTUS RHON
MARIE, seine Frau
SIGISMUND, FÜRST VON UND ZU MARADAS-LOHSENSTEIN
GRÄFIN FRIEDERIKE MOOSHEIM, Opernsängerin
FRÄULEIN } *bei Adams*
STUBENMÄDCHEN } *bei Adams*

Wien. — Gegenwart

ERSTER AKT

Studiersalon bei Adams. Dunkelgrau gemalt mit einfachem Fries. Im Hintergrund Tür, die auf eine kleine Gartenveranda führt, rechts und links von der Türe je ein Fenster; Blick auf den Garten, der drei Stufen tiefer liegt. Zwischen dem rechten Fenster und der Tür eine Etagere, zwischen dem linken Fenster und der Türe ein Notenpult. Sowohl über der Etagere als über dem Pult Reliefs nach Antiken. — Rechts vorn Haupteingang, rechts hinten Türe in die Zimmer Cäciliens. Links hinten Tapetentür zu Amadeus. — Rechte Seite: hoher Bücherschrank, oben Büste von Verrocchio. In der Ecke rechts hinten hohe Vase auf Ständer, mit Blumen. Links vorn Kamin, darüber Spiegel; auf dem Kamin eine einfache französische Uhr; vor dem Kamin ein Tischchen mit Sesseln. Weiter rückwärts links Etagere mit Noten; über ihr Stiche: Schumann, Brahms, Mozart usw. In der Ecke links eine Beethoven-Büste. — Links gegen die Mitte Klavier mit Klaviersessel; ein Sessel steht vorn ans Klavier gerückt. Rechts Schreibtisch, dahinter Fauteuil; Divan an den Schreibtisch gerückt. Rechts und links vom Zuschauer.

Erster Auftritt

AMADEUS, FRIEDERIKE.

AMADEUS dreißig Jahre, schlank, dunkles schlichtes Haar, bartlos. Seine Bewegungen rasch, zuweilen hastig. Grauer Sakkoanzug; elegant, aber ein wenig nachlässig. Gewohnheit, mit der linken Hand zuweilen dasSakko zurückzuschlagen und es festzuhalten. Er sitzt am Klavier und begleitet Friederike.

FRIEDERIKE achtundzwanzig Jahre, hellgrau englisches Kostüm, rote Seidenbluse; breitrandiger eleganter Sommerhut. Sie ist zierlich und rötlich blond. Singt aus „Mignon"):* „Hahaha! ist's wahr, wirklich wahr? . . ." *Bewegung, als wenn sie mit der Reitpeitsche den Staub von den Kleidern klopfte.*

AMADEUS begleitet und markiert die Rolle des Friedrich. „Lachen Sie nur, ich bin ein Narr, ruiniere mein Pferd . . ."

FRIEDERIKE. „Wünschen Sie vielleicht . . ."

AMADEUS nervös. Warten Sie doch! . . Sie wissen ja noch nicht, warum ich mein Pferd ruiniere . . . „Ruiniere mein Pferd, um früher Sie zu sehen . . ."

---

*) Ausgabe: Klavierauszug S. 129. Paris. *Au Ménestrel, 2bis Rue Vivienne.*

FRIEDERIKE wie oben. „Wünschen Sie vielleicht, daß ich weine?“

AMADEUS wie oben. „O, schon bereu' ich es schwer, daß ich nur kam.“

FRIEDERIKE wie oben. „Nun so . . .

AMADEUS. Gis!

FRIEDERIKE wie oben. „Nun so kehren Sie um. Bald genug erblick' ich Sie wieder!“

AMADEUS. Das sagt sie ironisch, nicht zärtlich! „Bald genug erblick' ich Sie wieder . . .“

FRIEDERIKE wie oben. „Bald genug erblick' ich Sie wieder . . .“

AMADEUS. Nicht mit Haß, sondern ironisch, Frau Gräfin.

FRIEDERIKE. Sie sollen mich nicht Frau Gräfin nennen, sondern Friederike, wenn Sie mit mir studieren.

AMADEUS. Sehen Sie, das ist der Ton für die Philine. Den halten Sie fest . . . Und das sind die richtigen Augen . . . Wenn Sie das auf der Bühne träfen, dann wären Sie beinah eine Künstlerin.

FRIEDERIKE. Ach Gott, ich habe die Philine schon mindestens zwanzigmal gesungen!

AMADEUS. Aber hier nicht, Fried . . . Frau Gräfin. Und nicht, wenn Frau Adams-Ortenburg die Mignon sang. *Beugt sich vor und sieht nach dem Garten hinaus.*

FRIEDERIKE. Sie kommt noch nicht. *Lächelnd.* Vielleicht ist die Probe noch nicht aus.

AMADEUS. Vielleicht. *Er ist aufgestanden.*

FRIEDERIKE. Ist es richtig, daß Frau Adams-Ortenburg nächsten Herbst in Berlin gastiert?

AMADEUS. Es ist noch nicht sicher. — *Er geht zum Fenster rechts.* Sie gestatten. *Öffnet.*

FRIEDERIKE. Ein herrlicher Sommertag! Und wie Ihre Rosen duften. Beinah — —

AMADEUS. Beinahe wie in Tremezzo — ich weiß.

FRIEDERIKE. Wie können Sie das wissen? Sie waren ja noch nicht dort.

AMADEUS. Aber Sie haben mir genug davon erzählt. Eine Villa liegt am Wasser, leuchtend und weiß, Marmorstufen führen geradeaus in den blauen See.

FRIEDERIKE. Ja. Und in sehr heißen Nächten schlafe ich zuweilen mitten im Park auf dem Rasen unter einer Platane.

AMADEUS. Die Platane ist berühmt. — Aber die Zeit vergeht. Singen wir doch lieber. *Wieder am Klavier.* Die Polonaise. Ich bitte, Frau Gräfin. *Er begleitet.*

FRIEDERIKE singt):*

„Titania ist herabgestiegen,
Die Fee der Luft vom blauen Wolkensitz,
Will die Welt behende nun durchfliegen,
Noch schneller als der Vogel, schneller als der Blitz . . .“

AMADEUS bricht ab, läßt den Kopf sinken. Nein, nein, es geht nicht. — Bitten Sie doch den Direktor, er möchte die Partie mit Ihnen studieren. Was mich anbelangt, ich habe eine gewisse Achtung auch vor den Leuten, die im Sommer ins Theater gehen. Sie müssen sich nicht alles bieten lassen. Gehn Sie zum Direktor: Ich lass' ihn grüßen und ich hab' was Besseres zu tun. *Klappt die Noten zu.*

FRIEDERIKE freundlich. Das glaub' ich schon. Wie weit sind Sie denn eigentlich mit Ihrer Oper?

AMADEUS. Um Gottes willen, tun Sie doch nicht, als ob Sie dergleichen interessierte. Es verlangt's ja niemand.

FRIEDERIKE. Ist sie bald fertig?

AMADEUS. Fertig —? . . . Wie stellen Sie sich das vor? Abends mindestens zweimal wöchentlich dirigieren, vormittag Proben oder gar Korrepetition . . . glauben Sie, daß man sich nach einer solchen Stunde hinsetzen kann und die Muse erwarten?

---

*) l. c. S. 285.

FRIEDERIKE. Nach einer solchen Stunde! ... Sie sind nicht ganz unbefangen mir gegenüber, Amadeus.

AMADEUS. Nicht unbefangen? ich? Ihnen gegenüber? — Ich glaube, Frau Gräfin, auch in Ihren verwegensten Augenblicken denken Sie nicht daran, daß meine Frau von Ihnen etwas zu fürchten hätte.

FRIEDERIKE. Sie wollen mich wahrscheinlich mißverstehen. *Sie ist zum Kamin gegangen und wendet sich jetzt wieder zu Amadeus.* Sie wissen sehr wohl, warum Sie gegen mich so gereizt tun, Amadeus. Weil Sie in mich verliebt sind.

AMADEUS sieht in die Luft und spielt Klavier.

FRIEDERIKE. Mit dem Dreiklang da werden Sie mir nicht das Gegenteil beweisen.

AMADEUS. Dreiklang da ... Sagen Sie mir lieber, was es für einer ist. *Schlägt ihn nochmals wütend an.*

FRIEDERIKE. *As dur.*

AMADEUS gelangweilt. *G dur* selbstverständlich.

FRIEDERIKE neben ihm, lächelt. An dem halben Ton soll unser Glück nicht scheitern.

AMADEUS steht auf, geht nach hinten und blickt in den Garten.

FRIEDERIKE. Ihre Frau?

AMADEUS. Nein, mein Bub' spielt draußen. *Am Fenster, winkt hinaus.*

Pause.

FRIEDERIKE. Sie nehmen das Leben zu schwer, Amadeus.

AMADEUS am Fenster, sich zu ihr wendend. Ich kann nicht lügen — ich will nicht lügen. Das heißt nicht: das Leben schwer nehmen.

FRIEDERIKE. Nicht lügen ... Sie waren doch manchmal viele Monate von Ihrer Frau fort — nicht wahr? Ihre Frau war doch schon hier engagiert, während Sie noch irgendwo draußen Kapellmeister waren? ... Also ...

AMADEUS. Das sind Dinge, die Sie nicht ganz verstehen, Frau Gräfin. *Blickt zur Eingangstüre.*

FRIEDERIKE. Nein, es kann Ihre Frau noch nicht sein. An einem so schönen Tag wie heute wird sie auf ihren Spaziergang doch nicht verzichten.

AMADEUS. Was Sie da versuchen, Friederike, ist ziemlich kläglich.

FRIEDERIKE. Warum denn? Ich weiß ja, daß sie zuweilen auch mit Ihnen spazieren geht.

AMADEUS. Wenn es meine Zeit erlaubt, ja. Und manchmal mit Sigismund. Heute wahrscheinlich mit dem Fürsten Sigismund ... das wollten Sie mir doch sagen?

FRIEDERIKE. Weshalb denn? Sie wissen es doch. Mir fällt es wahrhaftig nicht ein, was Übles daran zu finden; er ist ja Ihr Freund.

AMADEUS. Mehr — oder weniger als das. Er war mein Schüler.

FRIEDERIKE. Das hab' ich ja gar nicht gewußt.

AMADEUS. Als ganz junger Mensch, vor zehn Jahren, hab' ich auf dem Schloß seines Vaters gelebt. Wer weiß, wo ich heute wäre ohne den alten Fürsten Lohsenstein. Ja, wir Männer haben im allgemeinen eine andere Jugend hinter uns als ihr ...

FRIEDERIKE. ... Als ihr Künstlerinnen.

AMADEUS. ... als ihr Gräfinnen wollt' ich sagen. Drei Jahre hab' ich jeden Sommer auf dem Schloß in Krumau verbracht. Dort konnt' ich — zum erstenmal in meinem Leben — für mich in Ruhe arbeiten und hatte nichts weiter zu tun, als Sigismund zu unterrichten.

FRIEDERIKE. Wollte er denn Pianist werden?

AMADEUS. Das nicht; er wollte in einen Orden eintreten.

FRIEDERIKE. So? ist das wahr? — Nein, wie sich die Menschen ändern!

AMADEUS. Nicht so sehr, als Sie glauben. Er ist ein sehr ernster Charakter geblieben.

FRIEDERIKE. Und spielt dabei so hübsch Tanzmusik —?

AMADEUS. Warum nicht? Dem Himmel ist ein guter Walzer und ein guter Choral gleich wohlgefällig.

FRIEDERIKE. Was waren das einmal für reizende Abende in Ihrem Haus! Noch in diesem Winter. Wir sprechen manchmal davon, der Graf und ich. — Lädt man den Fürsten Sigismund auch nicht mehr ein, so wie mich?

AMADEUS. Liebe Gräfin, er ist erst vor vierzehn Tagen bei uns gewesen — einen ganzen Abend lang. Wir haben draußen in der Laube soupiert, dann noch lang hier im Zimmer geplaudert, und vor dem Fortgehen hat er über den Cagliostro-Walzer phantasiert. — Und was meine Frau auf diesem Spaziergang mit ihm redet, während ich nicht dabei bin, bleibt mir so wenig unbekannt, als ich ihr verschweige, was wir zwei zueinander reden. So stehen wir zueinander, meine Frau und ich, damit Sie es doch endlich begreifen, Friederike!

FRIEDERIKE. Es gibt aber doch Dinge, die man einander nicht sagen kann.

AMADEUS. Zwischen Menschen unserer Art gibt es keine Geheimnisse.

FRIEDERIKE. Ja dann . . . dann werden Sie Ihrer Frau heute mehr gestehen müssen, als Sie mir selbst gesagt haben, Amadeus. Adieu . . . *Reicht ihm die Hand.*

AMADEUS. Was soll das nun eigentlich werden, Friederike?

FRIEDERIKE. Warum wehren Sie sich gegen Ihr Schicksal? Ist es denn gar so schlimm? Was Sie mir sind, war mir ja doch noch keiner!

AMADEUS. Verlangen Sie, daß ich Ihnen auch das glaube?

FRIEDERIKE. Ich würde es nicht zur Bedingung machen. Aber es ist wahr, Amadeus. Nun leben Sie wohl. Auf morgen, Amadeus. Das Leben ist wahrhaftig viel leichter, als Sie denken . . . Es könnte so schön sein — es wird schön sein. *Sie geht.*

AMADEUS allein. Setzt sich zum Klavier; spielt ein paar Töne. Es wird ernst . . . oder wird es heiter? . . . *Schüttelt den Kopf.*

Zweiter Auftritt

AMADEUS. — ALBERTUS RHON tritt ein.

ALBERTUS mittelgroß; ziemlich langes, schwarzes, graumeliertes Haar; eher nachlässig gekleidet.

AMADEUS. Ah, du bist's, Albertus? Grüß' dich Gott!

ALBERTUS. Ich komme mich erkundigen, Amadeus, wie es mit unserer Oper steht. Hast du was gemacht?

AMADEUS. Nein.

ALBERTUS. Wieder nichts?

AMADEUS. Ich komme hier wohl nicht mehr dazu. Wir müssen die Ferien abwarten; ich habe zu viel zu tun. Jetzt bringen wir die „Mignon" heraus mit einigen Neubesetzungen — —

ALBERTUS. Wenn ich mich nicht täusche, sah ich Philine eben an mir vorüberschweben — mit ziemlich trunkenen Augen . . . O! sollt' ich wieder ein wenig taktlos gewesen sein? Entschuldige.

AMADEUS abgewandt. Es stimmt; sie war eben hier. Das verdammte Korrepetieren! Aber es dauert hoffentlich nicht mehr lang. Im nächsten Winter muß sich meine Zukunft endgültig entscheiden; Urlaub hab' ich schon.

ALBERTUS. Also wird's Ernst mit der Tournee?

AMADEUS. Ja, ich gehe diesmal auf zwei Monate fort.

ALBERTUS. Deutsche Städte?

AMADEUS. Wahrscheinlich auch einige italienische. Ja, mein Lieber, man weiß im Auslande mehr von mir als daheim. Ich werde meine dritte dirigieren und hoffentlich auch die vierte.

ALBERTUS. Bist du denn schon so weit?

AMADEUS. Nein; aber ich verspreche mir was von

dem heurigen Sommer. Da soll wieder einmal ordentlich gearbeitet werden.

ALBERTUS. Zeit wär's ja. — Unsere Fußtour hab' ich übrigens zusammengestellt. Ich hab' auch die Karte mitgebracht. Schau' einmal her. In Niederdorf beginnen wir, von dort über Plätzwiesen nach Schluderbach, dann Cortina, dann über den Giaupaß nach Caprile, dann über den Fedaja — —

AMADEUS. Ich überlasse dir alles, ich vertraue dir vollkommen.

ALBERTUS. Also es bleibt dabei, daß wir wieder einmal mit dem Rucksack und Bergstock durch die Lande ziehen, wie in jungen Jahren —?

AMADEUS. Ja. Ich freue mich sehr darauf.

ALBERTUS. Du brauchst einfach Sammlung; — ein paar Wochen Gebirgsluft und Ruhe, das wird dich schon herausreißen.

AMADEUS. Ich bin ja nirgends versunken. Nervös bin ich, das ist alles.

ALBERTUS. Merkst du nicht, Amadeus, wie du schon diese Ausflucht mir gegenüber, dem du ja zur Ehrlichkeit nicht verpflichtet bist, deiner Natur abringen mußt? wie du an diese kleine Unaufrichtigkeit gewissermaßen einen Teil deiner geistigen Kraft verschwendest? Ich habe es dir immer gesagt: Verstellung liegt deiner Natur fern. Wenn du einmal in die Lage kämst, einem Wesen gegenüber, das dir nahesteht, Komödie zu spielen, so gingst du daran zugrunde.

AMADEUS. Diese Sorge ist überflüssig! Du kennst uns doch lang genug, mich und Cäcilie, und weißt, daß unsere Ehe vor allem auf vollkommene Aufrichtigkeit gegründet ist.

ALBERTUS. Den guten Willen hätten viele, aber im richtigen Moment fehlt manchmal der Mut.

AMADEUS. Wir haben einander noch nie etwas verschwiegen.

ALBERTUS. Weil ihr euch vorläufig noch nichts zu gestehen hattet.

AMADEUS. Vielleicht doch mancherlei, was andere für sich behalten hätten. Unser Leben hat ja keinen so einfachen Verlauf genommen. Monatelang haben wir getrennt voneinander existieren müssen. Ich habe schon mit andern Sängerinnen studiert als mit Philine, und *überlegen* auch andere Männer als Fürst Sigismund haben gefunden, daß Cäcilie schön ist.

ALBERTUS. Ich habe nicht von Cäcilie gesprochen.

AMADEUS. Und nebstbei wäre zwischen Cäcilie und mir auch jeder Versuch des Verschweigens aussichtslos. Wir kennen einander so gut — gewiß hat es noch nie zwei Menschen gegeben, die sich so vollkommen verstanden haben wie wir.

ALBERTUS. Ich kann mir einen Punkt denken, wo das Verständnis aufhört und damit alles andere.

AMADEUS. Alles andere, das wäre möglich, — aber gerade das Verständnis nicht.

ALBERTUS. Nun ja. Wenn nur das Verständnis übrig bleibt, so bedeutet es auch nichts anderes als den Anfang vom Ende.

AMADEUS. Das sind — Zufälle, auf die jeder Mensch gefaßt sein muß.

ALBERTUS. Du redest aber nicht wie einer, der gefaßt, sondern wie einer, der entschlossen ist.

AMADEUS. Wer könnte völlig für sich oder einen andern einstehen? Jedenfalls haben wir beide nie das Schicksal durch ein Gefühl zu großer Sicherheit herausgefordert.

ALBERTUS. Mein Lieber, was das anbelangt: das Schicksal fühlt sich immer herausgefordert, durch Zweifel geradeso wie durch Vertrauen.

AMADEUS. Daß einen nichts unvorbereitet treffen kann, gibt immerhin ein Gefühl der Beruhigung.

ALBERTUS. Mehr Beruhigung gäbe vielleicht der feste Entschluß, alles abzuwehren, wodurch ein sicheres Glück aufs Spiel gesetzt werden könnte.

AMADEUS. Glaubst du, daß mit einer solchen Abwehr etwas gewonnen wäre? Glaubst du nicht,

daß: Verlockungen widerstehen mit Sehnsucht in der Seele, von allen Lügen die schlimmste und gefährlichste wäre, und daß man aus Abenteuern eher heil nach Hause käme als aus Wünschen?

ALBERTUS. Abenteuer ...! Müssen sie denn gerade erlebt sein? Einem Maler, der über Stümperei erhaben und über Jugendtorheit hinaus ist, genügt ein Modell für alle Gestalten, die er träumt und schafft — und den, der zu leben weiß, erwarten alle Abenteuer, nach denen ihn gelüstet, im Frieden seines Heims. Er erlebt sie geradeso wie ein anderer, aber ohne Zeitverschwendung, ohne Unannehmlichkeiten, ohne Gefahr; und wenn er Phantasie hat, bringt ihm seine Gattin, ohne daß sie es ahnt, lauter uneheliche Kinder zur Welt.

AMADEUS. Es ist die Frage, ob man das Recht hat, einem Wesen, das einem wert ist, solch eine Rolle zuzumuten.

ALBERTUS. Man darf die Menschen nie darüber aufklären, was sie einem bedeuten. Ich habe darauf einen Spruch gemacht:

Kennst du mich, so störst du mich,
kenn' ich dich, so hab' ich dich.

Dritter Auftritt

DIE VORIGEN — MARIE und PETERL aus dem Garten. Dann das FRÄULEIN.

MARIE. Peterl wünscht durchaus, daß ich hereinkomme; ich wollte im Garten auf Cäcilie warten.

AMADEUS. Grüß' Sie Gott, Marie.

MARIE. Ich habe hoffentlich nicht gestört?

FRÄULEIN aus dem Garten, will den Buben holen. Peterl!

PETERL. Nein, Fräulein, ich bleibe bei den Großen.

AMADEUS. Ja, lassen Sie ihn uns nur da, Fräulein.

FRÄULEIN ab auf die Veranda; bleibt sichtbar.

MARIE. Nun, habt ihr viel gearbeitet?

AMADEUS. Wir haben mehr geplaudert.

ALBERTUS. Weißt du, warum sie sich erkundigt? Weil sie in den Herrn von Rabagas verliebt ist.

AMADEUS. In wen?

ALBERTUS. Du erinnerst dich nicht einmal an ihn! Es ist der interessante junge Mensch, der im ersten Akt im Gefolge des Königs auftritt. Früher hat sie sich wenigstens nur in die Helden meiner Stücke verliebt, jetzt werden ihr schon die Episodenfiguren gefährlich.

AMADEUS. Da müßtest du doch eigentlich stolz darauf sein.

ALBERTUS. Stolz? Manchmal bedauert man doch, daß man dazu verurteilt ist, alle Schönheiten und Tugenden der Welt in die Gestalten zu legen, die man schafft, und daß einem fürs eigene Fortkommen nichts übrig bleibt als das bißchen Geist.

Vierter Auftritt

DIE VORIGEN. CÄCILIE von rechts.

PETERL. Da ist die Mama!

CÄCILIE. Guten Tag. *Reicht allen die Hand.* Grüß' dich Gott, Marie. Das ist aber schön! Hätt' ich das gewußt ... Ich bin ein bißchen spazieren gegangen; das Wetter ist so wundervoll! — Na Peterl *küßt ihn*, schon gegessen?

PETERL. Ja.

FRÄULEIN kommt von der Veranda herein. Guten Tag, gnädige Frau. Peterl hat noch nicht seinen Mittagsschlaf gehabt.

MARIE. So, schläft er noch immer am Nachmittag? Unsere zwei haben sich das vollkommen abgewöhnt.

ALBERTUS. Dafür spielen sie jetzt jeden Nachmittag ein wunderschönes Spiel, das sie selbst erfunden haben; es heißt „Trommler und Trompeter“.

MARIE. Komm nur bald wieder zu uns, Peterl; dann kannst du mitspielen.

PETERL. Ja, ich hab' ein Werkel, das nehm' ich mir mit, damit mehr Lärm ist.

CÄCILIE. Jetzt geh, sag' aber schön adieu zuerst.

PETERL. Habe die Ehre, sag' ich; adieu ist mir zu gemein.

Alle lachen; er geht mit dem Fräulein.

Die beiden Frauen gehen langsam zum Kamin und setzen sich dann dort nieder.

MARIE. Ich komme natürlich, dich um etwas bitten.

CÄCILIE. Ich höre.

MARIE. Es handelt sich um ein Konzert, bei dem du gebeten wirst mitzuwirken.

CÄCILIE. Heuer noch?

MARIE. Ja, Cäcilie. Es soll auch nicht in der Stadt sein, sondern auf dem Land . . . zu einem wohltätigen Zweck natürlich. Wenn du nur zwei, drei Lieder singst, wird das Komitee ganz glücklich sein.

CÄCILIE. Das wird sich schon machen lassen.

MARIE. Ich wäre dir sehr dankbar.

AMADEUS. Machen Ihnen solche Veranstaltungen nicht viel Mühe?

MARIE. Irgend eine Beschäftigung muß der Mensch doch haben. Wenn ich zu irgendwas Talent hätte, wie ihr alle, so kümmerte ich mich gewiß nicht um Volksküchen und Teeanstalten, — da wären mir die Menschen wahrscheinlich auch egal.

CÄCILIE lächelnd. Auch . . . ?

MARIE. Es war nicht so gemeint.

ALBERTUS. Du solltest aus der Wiesenanmut deines holden Plauderns dich nicht in das Dickicht psychologischer Erörterungen begeben, Marie. — Übrigens komm, Kind; diese beiden Menschen werden Mittag essen wollen.

CÄCILIE. O, bis dahin ist's noch eine Stunde.

AMADEUS. Wir arbeiten vor Tisch gewöhnlich noch ein bißchen zusammen. Heute könnten wir zum Beispiel die Lieder für Ihr Konzert durchmachen.

CÄCILIE. Ja, da bin ich ganz einverstanden.

MARIE. Ich bin dir so dankbar, Cäcilie!

CÄCILIE. Wann sieht man sich denn wieder?

ALBERTUS. Ja richtig. Wir haben eben über den Sommer gesprochen. Amadeus und ich unternehmen eine Fußwanderung. Wie wär's, wenn ihr beide während dieser Zeit mit den Kindern an den selben Ort gingt, irgendwohin nach Tirol vielleicht, um uns dort zu erwarten?

MARIE. Das wäre ja wunderschön!

CÄCILIE. Hörst du, Amadeus?

AMADEUS der etwas abseits stand. Natürlich. Das wäre sehr gut ... Ihr erwartet uns in Tirol.

CÄCILIE. Willst du morgen nachmittag zu mir kommen, Marie? Da besprechen wir das Nähere.

MARIE. Gern. Ich bin ja so froh, wenn du ein wenig Zeit für mich hast. — Also auf Wiedersehen!

ALBERTUS. Adieu. *Albertus und Marie ab.*

Fünfter Auftritt

AMADEUS, CÄCILIE.

AMADEUS geht auf und ab.

CÄCILIE folgt ihm mit den Blicken; sie sitzt auf dem Divan.

AMADEUS zum Fenster; dann zurück. Mit eigentümlich trockenem Ton. Nun, wie war's denn? geht das Finale endlich zusammen?

CÄCILIE. Leidlich.

AMADEUS. Vorgestern war es noch nicht recht auf der Höhe. Ich finde, sie lassen dich nicht ganz heraus; deine Stimme müßte über den andern schweben, nicht im Schwarm mitfliegen.

CÄCILIE. Willst du morgen nicht wieder einmal zu einer Probe kommen ... wenn du Zeit hast?

AMADEUS. Es wäre dir angenehm —?

CÄCILIE. Ich fühle mich sicherer, wenn ich dich in der Nähe weiß; das ist dir ja bekannt.

AMADEUS. Ich werde kommen — ja. Ich werde dem Neumann und der Gräfin absagen.

CÄCILIE. Wenn du damit kein zu großes Opfer bringst — —

AMADEUS *absichtlich trocken.* Ich kann sie ja auch für Nachmittag zu mir bitten.

CÄCILIE. Dann kämst du aber gar nicht dazu, für d i c h zu arbeiten. Lassen wir's doch lieber.

AMADEUS. Was sollen wir lassen?

CÄCILIE. Komm morgen nicht zur Probe.

AMADEUS. Wie du meinst, Cäcilie. Ich dränge mich natürlich nicht auf. Eben sagtest du aber, du fühltest dich sicherer, wenn ich in der Nähe bin. Und was das Arbeiten anbelangt, damit wird es ja — ich sprach eben mit Albertus davon — damit wird's vor den Ferien doch nichts.

CÄCILIE. Das dacht' ich mir.

AMADEUS. Aber im Sommer will ich meine Vierte fertig machen. Ich will heuer was neues zu dirigieren haben. Im übrigen handelt es sich nur mehr um den letzten Satz. Die übrigen sind, innerlich wenigstens, so gut wie fertig.

CÄCILIE. Du hast mir schon lang nichts daraus vorgespielt, Amadeus.

AMADEUS. Zum Vorspielen ist es noch nichts; aber die Hauptthemen kennst du doch . . . das Allegro . . . das Zwischenspiel . . *Er ist am Klavier und spielt einige Töne.*

CÄCILIE. Also im November gehst du fort?

AMADEUS. Ja, für drei Monate.

CÄCILIE. Und im Oktober werde ich in Berlin sein.

AMADEUS. So . . . gibt's etwas Neues in dieser Angelegenheit?

CÄCILIE. Ja; ich habe so ziemlich abgeschlossen. Reichenbach hat mich in der Oper aufgesucht. Drei Gastrollen: die Carmen jedenfalls, die andern kann ich wählen.

AMADEUS. Und welche wirst du — —

CÄCILIE. Die Tatjana, denk' ich. Sie sollen dort einen so ausgezeichneten Onegin haben.

AMADEUS. Wedius, ja; ich kenne ihn. Er war zu meiner Zeit in Dresden. — Na, Carmen, Tatjana und —?

CÄCILIE. Das überlege ich noch ... Vielleicht besprechen wir's miteinander.

AMADEUS. Selbstverständlich. *Pause.*

CÄCILIE. Es wird ein bewegter Winter.

AMADEUS. Allerdings. Man wird nicht viel voneinander haben.

CÄCILIE. Wir werden uns wieder Briefe schreiben.

AMADEUS. Wie einst.

CÄCILIE. Wir sind es ja gewöhnt.

AMADEUS. Ja. *Pause.* Im übrigen, sage: du willst tatsächlich bei diesem Wohltätigkeitskonzert mitwirken?

CÄCILIE. Warum nicht? Ich konnte es doch Marie nicht abschlagen. Hast du was dagegen?

AMADEUS. Nein ... warum denn? Wir könnten nun wirklich die halbe Stunde vor Tisch benützen, um noch was durchzunehmen. *Zur Etagere hin.* Was willst du denn singen?

CÄCILIE. Nun, etwas von dir jedenfalls — —

AMADEUS. O nein, nein.

CÄCILIE. Warum denn nicht?

AMADEUS. Aus einem innern Bedürfnis heraus singst du's ja doch nicht.

CÄCILIE. Wie du meinst, Amadeus. — Ich dränge mich auch nicht auf.

AMADEUS gebückt, suchend. Wie wär' es mit Schumann ... „Schneeglöckchen"? ... oder ... „Alte Laute" ... und ... „Verratene Liebe" ...

CÄCILIE. Ja. Dann vielleicht von Wolf „Verborgenheit" und irgendwas von Brahms. „Nicht mehr zu dir zu gehen, beschloß ich ..."

AMADEUS. Ja. Eben habe ich das Heft in der Hand. *Leicht, trocken.* Du bist doch mit Sigismund spazieren gegangen?

CÄCILIE. Ja. Er läßt dich grüßen.

AMADEUS lächelnd. Wozu? *Mit den Noten zum Klavier.* Da könnte er ebensogut wieder zu uns kommen.

CÄCILIE. Es gefällt mir nicht am wenigsten an ihm, daß er das nicht tut.

AMADEUS. So? — Nun ja. — Ich lass' ihn gleichfalls grüßen. Aber es ist wirklich schade, daß er nicht mehr kommt. Es war so hübsch, wenn er seine Walzer spielte — wirklich, es waren so nette Abende ... Ich sprach eben mit der Gräfin von diesen Abenden.

CÄCILIE. So? — Und ich habe eben ihr Bild gesehen.

AMADEUS. Ihr Bild?

CÄCILIE. Ich war mit Sigismund im Künstlerhaus.

AMADEUS. So. — Es soll sehr gelungen sein, das Bild.

CÄCILIE. Es wäre ein Wunder, wenn das nicht gelungen wäre! Der Maler soll ja ein halbes Jahr dazu gebraucht haben ...

AMADEUS. Ist das so lang für ein gutes Bild?

CÄCILIE. Nein. Aber für die Gräfin. — Sie wird übrigens sicher auch die Philine sehr gut singen.

AMADEUS. Glaubst du? Ich fürchte, du wirst dich irren ... *Pause.* Also, Cäcilie, was habt ihr denn heute miteinander gesprochen ... du und Sigismund?

CÄCILIE. Was wir gesprochen haben ...? *Pause.* Die Worte findet man doch nicht wieder ... *Langsam zum Kamin hin.* Sie klingen auch anders, wenn man sie nur wiederfindet.

AMADEUS. Das ist richtig. *Näher zu ihr.* Auf die Worte kommt es wohl nicht so sehr an ... Nun, Cäcilie, solltest du mir nicht mehr zu sagen haben?

CÄCILIE. Mehr —? *Zögernd.* Glaubst du nicht, Amadeus, daß manche Dinge geradezu anders werden dadurch, daß man versucht sie auszusprechen?

AMADEUS. Unter Menschen wie wir — nein!

CÄCILIE. Was du da sagst, hatte vielleicht früher

einmal Geltung. Aber ... du weißt es ja geradesogut wie ich ... es ist nicht mehr, wie es war.

AMADEUS. Nicht mehr ganz. Ja. Aber das dürfte doch für keinen von uns ein Grund sein, dem andern eine Antwort zu verweigern. Solche Bedenken wären unserer nicht würdig. Wir sind es ja: Cäcilie, du, und ich! Sag' mir ungescheut, was du mir zu sagen hast.

CÄCILIE steht auf. Du mußt mir nicht Mut zusprechen, Amadeus.

AMADEUS. Nun —?

CÄCILIE schweigt.

AMADEUS. Liebst du ihn?

CÄCILIE. Ob ich ihn liebe ...?

AMADEUS mahnend. Cäcilie! ...

CÄCILIE. Soll ich mehr sagen, als ich für wahr halte? Wäre das nicht wieder Lüge? — so gut und so schlecht als eine andere? — Nein, ich glaube nicht, daß ich ihn liebe. Als ich dich kennen lernte, Amadeus, war es anders.

AMADEUS. Die Zeit liegt fern! — Du hast wahrscheinlich vergessen, wie es damals war. Im ganzen wird es doch das Gleiche sein. Nur daß du eben seither älter geworden bist, und daß du sieben Jahre mit mir — auch wenn wir fern voneinander waren, mit mir — gelebt hast, daß wir ein Kind haben ...

CÄCILIE. Nun ja, vielleicht ist's nur darum anders; — aber es ist doch anders.

AMADEUS. Das, worauf es ankommt, ist doch das Gleiche: du fühlst dich zu ihm hingezogen.

CÄCILIE sehr innig, beinahe zärtlich. Aber vielleicht gibt es heute etwas, das zurückhält, ... das zurückhalten könnte, wenn es nur wollte.

AMADEUS nach einer Pause, herb. Es will nicht ... es darf nicht wollen. Was hätte es für einen Sinn? Heute wäre ich vielleicht der Stärkere, — und vielleicht noch ein anderes Mal — und endlich käme doch der Tag, an dem ich unterliegen würde.

CÄCILIE. Warum? ... Das müßte ja nicht sein!

AMADEUS. Und selbst wenn man immer der Sieger bliebe: wäre das noch ein Glück, um das man oft kämpfen und immer zittern müßte? Ein Glück für uns, die ein so hohes gekannt haben? ... Nein, Cäcilie, in der Angst umeinander sollte unsere Liebe nicht enden. Ich halte dich nicht, Cäcilie, wenn es dich anderswohin zieht; — du hast gewußt, daß ich dich niemals halten würde.

CÄCILIE. Vielleicht hast du recht, Amadeus. Aber es ist nicht allein aus Stolz, daß du mich so leicht entgleiten läßt.

AMADEUS. Es ist ja nicht nur aus Liebe, daß du dich noch auf halbem Wege zurückrufen ließest. *Pause. Er beim Fenster.*

CÄCILIE. Amadeus, wollen wir diese Stunde wirklich durch Bitterkeit entweihen? Wir haben einander doch nichts vorzuwerfen. Wahrheit haben wir einander versprochen, und i c h habe mein Wort gehalten bis zu dieser Stunde.

AMADEUS. Auch ich hab' es immer getan. Und wenn du es wünschest, kann ich dir auch, was heute zwischen mir und der Gräfin Friederike gesprochen wurde, so getreu berichten wie ich's jedesmal getan. I c h, Cäcilie, würde sogar die Worte wiederfinden.

CÄCILIE sieht ihn lang an. Ich weiß genug. *Pause.*

AMADEUS hin und her, fern von ihr stehen bleibend. Und was nun?

CÄCILIE. Was nun —? Es trifft sich vielleicht ganz gut, daß die Ferien kommen. Da werden wir, jeder für sich, in Ruhe überlegen können, was nun weiter werden soll.

AMADEUS. Es scheint ja beinahe, als hätten wir beide das vorausgeahnt. Wir haben nicht einmal gemeinschaftliche Sommerpläne gemacht wie sonst.

CÄCILIE. Es ist wohl das beste, ich gehe mit dem Buben irgendwohin nach Tirol, an einen stillen Ort ... so wie ihr besprochen habt.

AMADEUS. Ja.

CÄCILIE. Und du? ...

AMADEUS. Ich? ... Ich werde mit Albert meine Fußtour unternehmen; ich will wieder einmal im Gebirge herumklettern.

CÄCILIE. Und dann herniedersteigen in ein schönes Tal — nicht wahr?

AMADEUS. Das ... wäre möglich.

CÄCILIE herb. Da müßten wir aber v o r h e r — endgültig Abschied nehmen, denn von dort her gibt's kein Zurück.

AMADEUS. Natürlich nicht! So wenig es für dich eines gibt.

CÄCILIE. Für mich ...?

AMADEUS. Es könnte ja sein, daß du Lust bekämst ... deine Pläne zu ändern ... nicht mit Marie zusammen zu bleiben ... lieber ungestört — —

CÄCILIE. Ich ändre meine Pläne nicht. Und du sollst es auch nicht tun.

AMADEUS. Wenn du es wünschest —

CÄCILIE. Ich wünsche es.

Pause.

AMADEUS. Sollte jetzt, mit einemmal, wirklich die Stunde da sein?

CÄCILIE. Welche Stunde?

AMADEUS. Nun — die wir beide so lang, auch in den schönsten Tagen vorhergesehen, die wir beinahe wie etwas Unausbleibliches erwartet haben?

CÄCILIE. Sie ist da. Ja. Jetzt wissen wir, daß es vorbei ist.

AMADEUS. Vorbei? ...

CÄCILIE. Ich glaube, wir sprechen die ganze Zeit von nichts anderm.

AMADEUS. Ja. Du hast recht. Im Grunde ist es gut, daß es endlich mit klaren Worten ausgesprochen ist. Die Stimmungen der letzten Zeit waren zuweilen etwas bang.

CÄCILIE. Das wird jetzt jedenfalls besser werden.

AMADEUS. Besser ... Warum? ... Nun ja. .. du magst recht haben. Mir ist beinah, als fing' es jetzt schon an, besser zu werden. Seltsam ... Man ... atmet freier.

CÄCILIE. Ja. Jetzt haben wir eben den Lohn davon, daß wir immer ehrlich gewesen sind, Amadeus. Wie müde wären andre schon in einem solchen Augenblick von allerlei peinlichen Ausflüchten, mühseligen Beschwichtigungen und kläglich süßen Versöhnungen. Wie feindselig ständen sie sich vielleicht gegenüber in ihrer verspäteten Aufrichtigkeit. Wir zwei, Amadeus, wir werden doch wenigstens als Freunde voneinander scheiden.

Pause.

AMADEUS. Und unser Bub'?

CÄCILIE. Ist's dir nur um ihn?

AMADEUS. Es ist mir um manches. Wie soll es nun eigentlich werden?

CÄCILIE. Das sind Dinge, über die wir in den nächsten Tagen ausführlich reden wollen, — eh' wir verreisen. Bis dahin bleibt alles beim alten. So wie es das letzte Jahr gewesen ist, darf es ja bleiben; damit tun wir niemandem ein Unrecht.

Pause.

AMADEUS setzt sich zum Klavier.

Eine bange Pause.

AMADEUS beginnt, das Capriccio-Thema wie früher zu spielen.

CÄCILIE nahe der Veranda, wendet sich um und lauscht.

AMADEUS bricht brüsk ab.

CÄCILIE. Warum spielst du nicht weiter?

AMADEUS lacht kurz.

CÄCILIE. War es nicht das Zwischenspiel?

AMADEUS nickt.

CÄCILIE noch fern. Hast du dich schon entschieden, wie du es bezeichnen wirst? Bleibt es bei „Capriccio"?

AMADEUS. Vielleicht: Capriccio doloroso. Es ist seltsam, wie man manchmal seine eigenen Einfälle anfangs mißversteht. Die verborgene Traurigkeit des Themas hast du mir entdeckt.

CÄCILIE. Du wärst schon selbst darauf gekommen, Amadeus.

AMADEUS. Vielleicht.

Pause.

AMADEUS. Mit wem, Cäcilie, gedenkst du denn vom nächsten Jahr ab zu korrepetieren?

CÄCILIE. Das wird sich schon finden. Die Lieder für das Konzert, die nimmst du wohl noch mit mir durch — nicht wahr? Und auch am Abend selbst hast du wohl die Freundlichkeit, mich zu begleiten?

AMADEUS. Selbstverständlich. — Aber ich möchte wirklich gern wissen, wer von nun ab mit dir studieren wird.

CÄCILIE. Sollte das die wichtigste Frage sein, die wir zu erledigen haben?

AMADEUS. Nein, gewiß nicht. Umsoweniger, als gar nicht recht einzusehen ist, warum ich diese Stellung nicht sollte beibehalten dürfen.

CÄCILIE lächelnd. Du glaubst —? . . . Ja, da müßten wir über die Stunde und die Bedingungen einig werden.

AMADEUS. Du, Cäcilie, ich rede nicht im Scherz. Da wir ja im besten Einvernehmen voneinander gehn, weshalb sollte man diese Möglichkeit nicht wenigstens in vorläufige Erwägung ziehen?

CÄCILIE. Das wird sich ja später vielleicht von selber ergeben . . . Daß wir . . . daß du mich in einem Konzert begleitest . . . oder daß du eine Partie mit mir studierst . . .

AMADEUS. Warum denn später? . . . *Steht auf; ans Klavier gelehnt.* Es liegt doch eigentlich kein vernünftiger Grund vor, daß sich unsere musikalischen Beziehungen umgestalten müßten. Ich glaube, wir beide hätten darunter in gleicher Weise zu leiden. Ohne mich zu überheben, halte ich es für unwahrscheinlich, daß du einen besseren Korrepetitor findest als mich. Und was meine Sachen anbelangt, ich wüßte nicht, wer sie besser verstünde . . . mit wem ich sie lieber bespräche als mit dir.

CÄCILIE. Es wird dir doch nichts anders übrig bleiben.

AMADEUS. Das seh' ich nicht ein. Wir haben schließlich auf niemanden Rücksicht zu nehmen — ich gewiß nicht.

CÄCILIE. Ich auch nicht. Ich werde mir meine Freiheit zu bewahren wissen.

AMADEUS. Nun also!

CÄCILIE. Trotzdem, Amadeus ... Daß wir einander sehen und sprechen werden, das bringen ja unsere Stellungen mit sich ... aber so wie früher kann es natürlich auch in Hinsicht auf unsere Arbeit nicht mehr werden. Das mußt du doch einsehen?

AMADEUS. Das seh' ich durchaus nicht ein. Und — ganz abgesehen von unseren künstlerischen Beziehungen — es kommt ja noch allerlei anderes in Betracht — Wichtigeres. Unser Bub', Cäcilie. Warum soll denn der Junge mit einemmal vaterlos dastehen, sozusagen?

CÄCILIE. Davon ist nicht die Rede. Da werden wir schon ein Übereinkommen treffen.

AMADEUS. Ein Übereinkommen! ... Wozu denn diese Schwierigkeiten, die vielleicht bei einigem guten Willen alle zu vermeiden wären! Der Bub' gehört mir so gut als dir. Warum sollen wir ihn denn nicht gemeinschaftlich weiter erziehen dürfen?

CÄCILIE. Du sprichst von Dingen, die undurchführbar sind.

AMADEUS. Das find' ich durchaus nicht. — Im Gegenteil! Je ruhiger ich die Sachlage überschaue, um so unsinniger erscheint es mir, daß wir wie die ersten besten geschiedenen Eheleute voneinandergehn, daß wir unser schönes gemeinschaftliches Heim aufgeben sollen ...

CÄCILIE. Amadeus, du träumst wieder einmal!

AMADEUS. Wir sind doch nebstbei auch gute Kameraden! Das können wir doch bleiben.

CÄCILIE. Ja, das bleiben wir jedenfalls.

AMADEUS. Nun also! Was uns verbindet, ist ja so stark, daß alles andere, was uns etwa noch in unserer Freiheit bevorstehen mag, dagegen geradezu unwesentlich erscheint. Das spürst du doch geradeso wie ich? Auf die Leute brauchen wir keine Rücksicht zu nehmen! Wir haben wohl das Recht, einen etwas höheren Standpunkt einzunehmen. Wir gehören doch schließlich noch immer zusammen, auch wenn von hundert Fäden, die uns verknüpfen, einer zerrissen ist. Oder sollen wir mit einemmal vergessen, was wir einander gewesen sind und was wir uns bleiben können und müssen? Das steht einmal fest, daß dich niemand mehr so verstehen wird wie ich, und mich niemand mehr wie du ... Und darauf kommt's doch an! Also warum sollten wir nicht — —

CÄCILIE. Nein, es ist unmöglich! Nicht wegen der Leute; die sind mir so gleichgültig wie dir. Aber um unsrer selbst willen.

AMADEUS. Um unsrer selbst willen —?

CÄCILIE. Du vergißt nämlich eins: daß wir von heute ab Geheimnisse voreinander haben werden. Wer weiß, wie viele ... wie schwere ... Und schon das leichteste würde sich zwischen uns wie ein Schleier senken.

AMADEUS. Geheimnisse —?

CÄCILIE. Ja, Amadeus.

AMADEUS. Nein, Cäcilie.

CÄCILIE. Wie?

AMADEUS. Das dürfte eben nicht der Fall sein.

CÄCILIE. Aber — — Amadeus!

AMADEUS. Geheimnisse dürfte es zwischen uns nicht geben. Darin liegt alles — ganz richtig. Aber warum sollte es auch Geheimnisse zwischen uns geben? Bedenke nur, daß wir von heute ab nicht Ehegatten' sondern Kameraden — wirklich nur Kameraden wären, die einander nichts verbergen müßten — ja nicht einmal es dürften. Oder fehlt dir der Mut dazu?

CÄCILIE. Der Mut? Nein.

AMADEUS. Nun also. Wir werden uns über alles

aussprechen, geradeso wie bisher — ja gewissermaßen über mehr. Da wäre natürlich die Voraussetzung unserer weiteren Beziehungen: Wahrheit — rückhaltlose Wahrheit. Und das käme nicht nur unseren Beziehungen zueinander, sondern jedem einzelnen von uns sehr zu statten. Denn könntest du einen bessern Kameraden finden als mich, ich eine bessere Kameradin als dich? — Mit unseren Freuden und mit unseren Schmerzen kämen wir zueinander, wären Freunde wie bisher, vielleicht bessere als je, und würden uns die Hände reichen, auch über Abgründe. So behielten wir alles, was uns bisher gehört hat: unsere Arbeit, unser Kind, unser Heim — alles, was wir gemeinsam haben müssen, damit es seinen ganzen Wert für uns behält. Und gewännen zugleich manches, wonach wir uns beide seit einiger Zeit sehnen, und wovon ich im übrigen auch gar keine Freude hätte, wenn ich dich verlieren müßte.

CÄCILIE verneigt sich.

AMADEUS. Dir geht es ja geradeso, Cäcilie. Ich weiß es ja. Wir können ohne einander gar nicht leben. Ich ohne dich gewiß nicht. — Und du?

CÄCILIE. Es ist wohl möglich, daß es auch mir schwer fiele.

AMADEUS. Da sind wir ja einig, Cäcilie!

CÄCILIE. Du findest —!

AMADEUS. Cäcilie! *Er zieht sie plötzlich an sich.*

CÄCILIE. Was tust du? *Neue Hoffnung im Blick.*

AMADEUS umarmt sie. Ich habe meiner Geliebten Lebewohl gesagt.

CÄCILIE. Auf immer.

AMADEUS. Auf immer. *Er drückt ihr die Hand.* Und nun begrüße ich die Freundin.

CÄCILIE. Für alle Zeit — nur Freundin.

AMADEUS. Für alle Zeit — ganz natürlich!

CÄCILIE atmet tief.

AMADEUS. Nun, Cäcilie, ist dir jetzt nicht mit einemmal ganz leicht?

CÄCILIE. Etwas sonderbar scheint mir all das — beinah wie ein Traum.

AMADEUS. Es ist gar nicht sonderbar; es ist alles so vernünftig und einfach als möglich. Das Leben geht weiter ... und alles ist gut ... Komm, Cäcilie — laß uns jetzt die Lieder durchnehmen.

CÄCILIE. Die Lieder —?

AMADEUS. Willst du nicht?

CÄCILIE. Warum nicht? ... Gern ...

AMADEUS *am Klavier.* Ah, ich kann dir gar nicht sagen, wie froh mir zumute ist! Es hat sich wahrhaftig nicht viel geändert. Nur die Befangenheit ist fort ... die Bangigkeit dieser letzten Wochen ... Es ist nicht schön gewesen in der letzten Zeit. Der Himmel so trüb über unserm Haus ... und nicht nur über unserm Haus. Jetzt schwinden die Wolken, jetzt wird die ganze Welt geradezu wieder licht. Und ich werde eine Symphonie schreiben — eine Symphonie —!

CÄCILIE. Alles zu seiner Zeit ... Für jetzt das eine Lied wenigstens ... Ach dieses ...?

AMADEUS. Willst du nicht? ...

CÄCILIE. Da es schon daliegt ...

AMADEUS. Also — ich beginne. *Schlägt an.* Bitte, nimm den Anfang nicht zu sentimental. Es ist gehalten und schwer.

CÄCILIE *singt.* „Nicht mehr zu dir zu gehen, beschloß ich ..."

AMADEUS. Sehr schön.

CÄCILIE. O Amadeus!

AMADEUS. Was denn?

CÄCILIE. Ich fürchte, daß du jetzt am Ende plötzlich zu nachsichtig mit mir wirst.

AMADEUS. Nachsichtig ...! Du weißt sehr gut, daß du als Künstlerin für mich die einzige bist und bleibst.

CÄCILIE. Amadeus, du sollst nicht allen deinen Schülerinnen den Hof machen.

AMADEUS. Ich verehre dich sehr. — Also weiter!

CÄCILIE. „Nicht mehr zu dir . . .“

AMADEUS. Was ist dir denn?

CÄCILIE. Nichts. Ich habe ja schon so lange kein Lied gesungen. Nur weiter!

AMADEUS spielt.

CÄCILIE. „Nicht mehr zu dir zu gehen, beschloß ich und beschwor ich, und geh' doch jeden Abend . . .“

Während sie singt, fällt der

Vorhang.

ZWEITER AKT

Gleiche Dekoration.
Oktoberabend. — Die Bühne dunkel.

Erster Auftritt

MARIE. Das STUBEBMÄDCHEN von rechts.

STUBENMÄDCHEN macht Licht.

MARIE. Danke. — Aber bitte, sagen Sie der gnädigen Frau, wenn sie sehr müde ist, so soll sie sich meinetwegen nicht stören.

STUBENMÄDCHEN. Die gnädige Frau ist ja noch gar nicht da. Sie kommt erst mit dem Abendzug.

Zweiter Auftritt

DIE VORIGEN. AMADEUS kommt von rechts.

AMADEUS im Überrock und mit Hut. Wer ist's denn? .. Ach Sie, Marie! Grüß' Sie Gott. Sind Sie schon lange da?

MARIE. Ich komme eben. Ich wollte Cäcilie begrüßen, aber ich höre — —

AMADEUS. Nun, so erwarten Sie sie mit mir. *Zum Stubenmädchen.* Bitte, nehmen Sie das. *Gibt ihr Rock und Hut.*

STUBENMÄDCHEN ab.

AMADEUS. Ich komme auch eben nach Hause. Ich war in der Stadt, hatte Besorgungen zu machen. Übermorgen fahre ich ab.

MARIE. So bald! — Das wird eine kurze Freude sein.

AMADEUS. Ja. — Bitte, nehmen Sie doch Platz. *Sieht auf die Uhr.* In einer Stunde muß Cäcilie da sein.

MARIE. Sie hat ja wieder kolossale Erfolge gehabt!

AMADEUS. Das will ich glauben! Sehen Sie, das Telegramm kam heute früh. *Reicht es vom Schreibtisch.* Über die gestrige Abschiedsvorstellung.

MARIE. O! . . . Einundsiebzig Hervorrufe! . . .

AMADEUS. Wie? . . . Ah nein, der Strich gehört zum „H"! Sieben! Sonst wäre sie ja noch heute dort.

MARIE liest weiter. „Erneuter Antrag unter glänzenden Bedingungen."

AMADEUS. Unter glänzenden Bedingungen!

MARIE. So wird's am Ende doch ernst werden?

AMADEUS. Ernst? . . .

MARIE. Nun, mit der Übersiedlung nach Berlin.

AMADEUS. Das ist noch nicht sicher. „Antrag" steht da, nicht „Annahme". Darüber müssen wir uns noch beraten.

MARIE. So? . . .

AMADEUS. Selbstverständlich. Wir beraten uns über alles, liebe Marie; geradeso wie früher. Und mit noch mehr Objektivität vielleicht als früher. Und was mich anbelangt, so dürfte ich vom nächsten Jahr an ganz frei sein und ebensogut in Wien als in Berlin oder Amerika leben können.

MARIE. Aber für mich wäre es furchtbar, wenn Cäcilie fortginge!

AMADEUS. Nun, es wäre ja möglich, daß die Leute hier nach den Erfolgen draußen endlich auch drauf kämen, was sie an Cäcilie haben, und sich dementsprechend benähmen.

MARIE. Hoffentlich. — Übrigens scheint mir wirklich, daß Cäcilie in der letzten Zeit sehr gewachsen ist. Ihre Stimme scheint mir voller, wärmer . . . beseelter sozusagen.

AMADEUS. Nicht wahr? Das finde ich auch.

MARIE. Aber wie sie auch arbeitet! Nein! ich habe mir das früher gar nicht vorgestellt, daß auch fertige Künstler so fleißig sein können!

AMADEUS. Müssen, liebe Marie, müssen.

MARIE. Heuer im Sommer, wenn ich in der Früh' mit den Kindern im Garten gespielt habe, da hat sie schon ihre Skalen und Läufe geübt — wie eine Gesangsschülerin. Ganz regelmäßig, von neun bis

dreiviertel zehn. Dann wieder vor Tisch von zwölf bis einhalb eins, und abends wieder eine halbe Stunde. . . . Bei gutem Wetter und bei schlechtem, ob sie heiter war oder — —

AMADEUS. Oder? . . .

MARIE. Übrigens war sie immer heiter. Ich glaube, nichts auf der Welt hätte sie hindern können, ihre Skalen und Läufe zu üben.

AMADEUS. Ja, das ist ihre Art. Nichts auf der Welt könnte sie hindern . . . Allerdings, was hätte sie heuer abhalten sollen? In eurer ländlichen Zurückgezogenheit, wo ihr keinen Menschen saht — oder beinah keinen . . .

MARIE. Keinen.

AMADEUS. Nun, Sie hatten doch zuweilen Besuche — Cäcilie wenigstens.

MARIE. Ach so, Sie meinen — — den Fürsten Sigismund. Das kann man doch keinen Besuch nennen.

AMADEUS lächelnd, leicht. Wie denn?

MARIE. Der ist nur so vorübergesaust auf seinem Rad.

AMADEUS wie oben. Na, er hat es doch wenigstens auf ein paar Augenblicke an einen Baum gelehnt. Und hat sich sogar, was mich übrigens sehr freut, Zeit genommen, das kleine Haus zu photographieren, in dem Cäcilie gewohnt hat.

Er nimmt das kleine eingerahmte Bild vom Schreibtisch und reicht es Marie, die auf dem Divan sitzt.

MARIE erstaunt. Das haben Sie auf dem Schreibtisch stehen?

AMADEUS leicht geärgert. Warum denn nicht?

MARIE das Bild betrachtend. Richtig — hier auf der Bank Cäcilie und ich . . . ja. Und das ist der Haselstrauch am Gartenzaun . . . Wie man sich da plötzlich erinnert an diesen wunderschönen heißen Sommertag —

AMADEUS über den Schreibtisch hingebeugt. Sie und Cäcilie kann ich unterscheiden, aber gegenüber den drei Buben bin ich ratlos.

MARIE. Wieso denn? ... Das ist Peterl, der so macht *Zwinkert.* — —

AMADEUS. Der macht so?

MARIE. Und das Max — und der mit dem Reifen Moritz.

AMADEUS. Das ist ein Reifen? ... Ich hielt es für ein fernes Bahnwärterhäuschen. Der Hintergrund scheint mir besser gelungen zu sein. Über der Landschaft liegt wirklich so ein Hauch von Sommer und Stille ...

Kleine Pause.

MARIE. Es war auch schön. Der tiefe Waldesschatten gleich hinter den Häusern, und der Ausblick auf die Felsspitzen — wundervoll! Und diese Abgeschiedenheit ... Schade, daß Sie sich den lieben Ort nicht einmal angeschaut haben. Wir dachten — — Cäcilie hat Sie doch eigentlich erwartet ...

AMADEUS ist aufgestanden, hin und her. Das glaub' ich nicht ... Auch fügte es sich nicht mehr. Es hielt mich noch im Süden zurück.

MARIE lächelnd. Süden nennen Sie das.

AMADEUS lächelnd. O Marie!

MARIE leicht verlegen. Sie sind mir doch nicht böse?

AMADEUS. Weshalb denn? Ich habe ja vor niemandem geheim gehalten, wo ich war.

MARIE zutraulich. Albert hat mir auch von der Villa erzählt, von dem Park, den marmornen Stufen — —

AMADEUS. So ausführlich war er? Er ist doch nur eine Stunde lang dort gewesen.

MARIE. Ich glaube, er will den Park für den letzten Akt verwenden.

AMADEUS. Ach so! Wenn er mir ihn nur endlich bringt ... den letzten Akt meine ich. Ich möchte ihn mir auf die Reise mitnehmen.

MARIE. Werden Sie denn dazu kommen, etwas zu arbeiten?

AMADEUS. Warum denn nicht? Ich arbeite immer. In meinem ganzen Leben war ich nicht so

aufgelegt dazu wie jetzt. — Auch ich bin in einer glänzenden Epoche. Es geht mir viel besser als im Verlauf der letzten Jahre. Ich war geradeso fleißig wie Cäcilie. Nur die Regelmäßigkeit ist nicht mein Fall: neun bis dreiviertel zehn, zwölf bis einhalb eins, und so weiter. Aber fragen Sie nur Albertus! In dem Wirtshaus auf dem Fedaja-Paß, während er sich müd' auf dem Bett wälzte, habe ich das Capriccio aus meiner Vierten instrumentiert.

STUBENMÄDCHEN kommt, bringt Briefe und geht wieder ab.

AMADEUS. Sie entschuldigen, liebe Marie.

MARIE. Lassen Sie sich nicht stören. *Steht auf.*

AMADEUS. Ein Brief von Cäcilie, gestern vor der Vorstellung geschrieben. Jeden Tag hab' ich solche Briefe bekommen.

MARIE. Lesen Sie ihn doch, bitte.

AMADEUS hat ihn geöffnet. Aber es hat ja Zeit. In einer Stunde erzählt mir Cäcilie doch alles, was da drin steht ... *Reißt den andern auf. Er fliegt ihn durch, wirft ihn gleich wieder hin.* Dumm sind die Leute — dumm! na! ... Und gemein! *Er fliegt den Brief Cäciliens wieder durch.* Da schreibt mir Cäcilie von der Soiree beim Intendanten ... Auch Sigismund war dort. Sie wissen ja, daß Sigismund in Berlin war?

MARIE verlegen. Ich — ich dachte ... vielmehr ich wußte — —

AMADEUS überlegen. Nun, nun, Sie brauchen doch deswegen nicht verlegen zu werden. Finden Sie nicht, daß der Fürst ein ausnehmend sympathischer Mensch ist?

MARIE. Ja, er ist sehr liebenswürdig. Ich versichere Sie, Amadeus, er war nur ein einziges Mal bei uns im Pustertal, und gewiß nicht länger als zwei Stunden.

AMADEUS lachend. Und wenn er acht Tage dort gewesen wäre ... Sie sind komisch, Marie, wirklich!

MARIE schüchtern. Darf ich was sagen?

AMADEUS. Was Sie wollen, Marie.

MARIE. Ich bin trotz allem überzeugt, Sie werden einander wiederfinden.

AMADEUS. Wiederfinden? ... Wer? Cäcilie und ich? *Steht auf.* Wiederfinden? *Hin und her. Bei ihr stehen bleibend.* Aber Marie, Sie sind doch eine so kluge Frau; Sie sollten doch verstehen, daß wir uns überhaupt nie verloren haben, Cäcilie und ich. Es ist doch merkwürdig! *Wieder hin und her.* Sie müssen doch begreifen, daß die Beziehungen zwischen uns etwas so Schönes sind — ja geradezu erst geworden sind, wie wir es uns gar nicht besser wünschen können. Wir brauchen uns doch nicht wiederzufinden! Sehen Sie doch nur: da sind ihre Briefe. Jeden Tag hat sie mir acht bis zwölf Seiten geschrieben ... ausführlich, aufrichtig, wie man eben nur einem Freunde — seinem besten Freunde schreibt. Es kann überhaupt kein edleres Verhältnis geben.

Dritter Auftritt

AMADEUS, MARIE. ALBERTUS tritt von rechts ein.

ALBERTUS. Guten Abend.

AMADEUS. Ein wenig spät kommst du.

ALBERTUS. Guten Abend, Marie! *Er berührt wohlwollend ihre Wange.*

AMADEUS. Wir werden kaum noch etwas arbeiten können, Cäcilie wird gleich da sein.

ALBERTUS. Nun, eine halbe Stunde haben wir wohl noch für uns. Ich habe da einige Skizzen zum dritten Akt mitgebracht.

MARIE. Ich werde nach Hause gehen; die Buben werden mich schon erwarten.

ALBERTUS. Schön, mein Kind, geh nach Hause.

AMADEUS. Aber bleiben Sie doch; Cäcilie wird sich gewiß sehr freuen. Sie gehen dann mit Albertus fort. Unterhalten Sie sich indes mit Peterl ... Oder wollen Sie nicht zuhören?

ALBERTUS. Kind, geh lieber zu Peterl. Im dritten Akt kommt der Herr von Rabagas ohnedies nicht mehr vor, du versäumst also nicht viel.

MARIE. Ich lass' euch schon allein. Auf Wiedersehen. *Ab.*

Vierter Auftritt

AMADEUS, ALBERTUS.

ALBERTUS. Also zur Sache! *Nimmt Blätter aus seiner Tasche. Liest.* „Die Szene stellt einen Wiesenplan dar, der sich hügelig sanft dem Souffleurkasten entgegensenkt. Im Hintergrund eine Villa, zu der einige marmorne Stufen hinaufführen. Rückwärts ahnt man einen See." *Mit Verbeugung.* „In der Mitte der Szene eine hohe grüne Platane."

AMADEUS lacht. Also richtig!

ALBERTUS. Ich wollte dir eine kleine Aufmerksamkeit erweisen.

AMADEUS. Danke bestens.

ALBERTUS nach einer Pause. Du, Amadeus, ist es übrigens wahr, daß der Graf nach seinem Duell mit dem Maler sich mit der Gräfin wieder versöhnt hatte?

AMADEUS. Ich weiß das nicht. Ich sehe die Gräfin seit geraumer Zeit nur mehr in der Oper. *Steht auf und geht hin und her.*

ALBERTUS kopfschüttelnd. Es ist eigentlich eine unheimliche Geschichte.

AMADEUS. Warum, ich finde sie alltäglich. Ein Ehemann, der den *spöttisch* „Verrat" seiner Frau entdeckt . . .

ALBERTUS. Nein, daran liegt es nicht. Aber daß er ihn ein halbes Jahr zu spät entdeckt, während seine Frau ihn schon mit einem andern betrügt. — Wenn der Graf sich mit dir geschlagen hätte, wär' es ja weiter nichts Besonderes. Aber der Fall liegt weit merkwürdiger. Da wäre ein junger Mensch auf ein Haar umgebracht worden, wegen einer Sache, die längst

vorbei ist. Und du gehst hier vergnügt herum — vorläufig wenigstens.

AMADEUS auf und ab.

ALBERTUS. Weißt du, was mir eigentlich leid tut, im höheren Sinn? Daß der Maler kein Genie ist . . . und daß der Graf ihn nicht wirklich totgeschossen hat. Da läge was großartig Tragikomisches in der Sache. So war's auch zu machen . . . wenn der da droben mehr Geist hätte . . .

AMADEUS. Wieso? Wie meinst du das?

ALBERTUS. Ich meine: wenn ich das Stück zu schreiben hätte — —

AMADEUS lauscht.

ALBERTUS. Was ist denn?

AMADEUS. Ich dachte, ein Wagen, aber es ist nichts. *Sieht auf die Uhr.* Es kann auch noch gar nicht — — Also lies. *Hin und her.*

ALBERTUS. Du bist sehr zerstreut, ich komme lieber morgen vormittag.

AMADEUS. Lies nur, ich bin durchaus nicht — —

ALBERTUS steht auf. Du, Amadeus, ich will dir was sagen: Wenn es dir angenehm ist — für mich hat das ja weiter nichts zu bedeuten — ich begleite dich.

AMADEUS. Wohin? . . . Wie meinst du das?

ALBERTUS. Auf deine Tournee. Zum mindesten für die ersten acht bis vierzehn Tage bin ich gern bei dir; *herzlich* bis das Schwerste überwunden ist.

AMADEUS. Aber — —. Ach Gott! du denkst, daß ich wegen der Gräfin . . .! Die Geschichte ist doch längst vorbei.

ALBERTUS. Ist mir bekannt. Ich weiß auch, daß du dich nun auf andere Weise zu übertäuben suchst. Aber ich verstehe sehr gut, daß dir das doch unter diesen Umständen nicht so ohne weiteres gelingen kann.

AMADEUS. Ja, von welchen Umständen redest du denn eigentlich?

ALBERTUS. Mein Lieber, es wäre mir nie ein-

gefallen, mich in dein Vertrauen zu drängen, aber da die Sache doch schon in den Zeitungen steht — —

AMADEUS. Was steht denn in der Zeitung?

ALBERTUS. Du hast nicht gelesen, was heute abend im Neuen Journal steht?

AMADEUS. Was denn?

ALBERTUS. Daß Cäcilie den Fürsten Sigismund — —. Aber die Tatsache ist dir doch jedenfalls bekannt?

AMADEUS. Nichts weiß ich! Was steht im Neuen Journal?

ALBERTUS. Eine kleine Notiz — ohne Namensnennung, aber deutlich genug ... Sie lautet ungefähr: „Eine unserer ersten Künstlerinnen, die jetzt eben in der Metropole eines befreundeten Staates Triumphe feiert ... bisher die Gattin eines begabten Musikers" oder „hochbegabten" ... und so weiter — und so weiter ... „wird sich, wie wir hören, mit einem bekannten österreichischen Kavalier aus einem der ältesten Adelsgeschlechter" ... und so weiter ...

AMADEUS. Cäcilie und der Fürst?! ...

ALBERTUS. Ja ... Dann Anspielungen, daß in diesem Fall der Dispens des Papstes leicht zu erlangen sein wird ...

AMADEUS. Ja, sind denn die Leute toll? ... Ich erkläre dir, daß kein Wort daran wahr ist! ... Du zweifelst? ... Du meinst doch nicht, daß ich es dir ableugnen würde, wenn — — Oder meinst du gar, daß Cäcilie es mir — — Höre! und das ist nun ein Freund, ein Seelenkenner, ein Dichter!

ALBERTUS. Entschuldige, aber nach allem Vorhergegangenen wäre es doch nicht unwahrscheinlich — —

AMADEUS. Nicht unwahrscheinlich —? Es ist unmöglich! Cäcilie denkt nicht daran!

ALBERTUS. Jedenfalls darf es dich nicht überraschen, daß solch ein Gerücht entstanden ist.

AMADEUS. Es überrascht mich nicht. Aber mir

ist, als wenn durch Geschwätz dieser Art die Beziehungen zwischen Cäcilie und mir entweiht würden.

ALBERTUS. Neuerer wie du müssen das Urteil der Welt verachten, sonst geraten sie in Gefahr, Großsprecher gewesen zu sein.

AMADEUS. Ich bin ja kein Neuerer. Das Ganze ist eine Privatabmachung zwischen mir und Cäcilie, bei der wir uns beide so wohl fühlen als möglich. Sag' doch den Leuten, bitte, die dich fragen, daß wir uns nicht scheiden lassen ... daß wir uns aber auch nicht betrügen, wie in diesen Wischen zu lesen steht, die seit einiger Zeit an mich zu kommen pflegen.

ALBERTUS nimmt den Brief in die Hand, fliegt ihn durch und legt ihn wieder fort. Ein anonymer Brief? das gehört dazu ...

AMADEUS. Mach' ihnen doch klar, daß von einem Betrug keine Rede sein kann, wo es keine Lüge gibt. Sag' ihnen, daß die Treue, die wir, Cäcilie und ich, einander halten, wahrscheinlich eine bessere ist als die in manchen andern Ehen, wo man tagsüber seine eigenen Wege geht und nichts gemeinsam hat als die Nacht. Du bist ja ein Dichter, ein Seelenkünder — erkläre das doch den Leuten, die es nicht verstehen wollen!

ALBERTUS. Es wäre etwas umständlich, ihnen das mitzuteilen. Aber wenn du Wert darauf legst, so mache ich einfach ein Stück daraus. Dann werden sie ohne weiters diese neue Art von Ehe begreifen — wenigstens von halb acht bis zehn.

AMADEUS. Bist du dessen gewiß?

ALBERTUS. Vollkommen. In einem Stück kann ich ja den Fall viel klarer darstellen, als er sich tatsächlich präsentiert, ohne das überflüssige episodische Beiwerk, mit dem uns das Leben verwirrt. Vor allem habe ich das voraus, daß die Zuschauer in den Zwischenakten nicht dabei und ich indessen mit euch machen kann, was ich will. Und ferner werde ich dir einen

Vergleich in den Mund legen, der den Fall erläutert.

AMADEUS. Einen Vergleich? . . .

ALBERTUS. Ja. Denn Vergleiche haben immer etwas Beruhigendes. Du sagst zu irgend einem Freund — oder sonst wem, der sich's gefallen läßt, ungefähr folgendes: „Was wollt ihr denn von mir? Denkt euch, Cäcilie und ich, wir wohnten gemeinsam in einem behaglichen Haus, in dem wir uns wohl fühlen, mit weiter Aussicht, die uns beglückt, und einem wundervollen Garten, in dem wir gern spazieren gehen. Und es käme einen von uns einmal die Lust an, im Walde jenseits des Gitters Erdbeeren zu pflücken. Müßte deswegen der andere gleich Untreue, Schmach, Verrat schreien? Müßten wir Haus und Garten verkaufen und uns einbilden, daß wir nun nicht mehr miteinander zum Fenster hinausschauen und nicht mehr in unseren Alleen herumspazieren könnten? . . . Weil unsere Erdbeeren jenseits des Gitters wachsen —?"

AMADEUS. Das wolltest du mir in den Mund legen?

ALBERTUS. Ist es dir zu geistreich? — O, das wird nicht auffallen, das mach' ich schon! Mit deinem musikalischen Genie kann ich in einem Stück sowieso nichts anfangen. Ich kann dich ja den Leuten nicht deine Symphonie vordirigieren lassen. So helfe ich mir und dir, indem ich dich etwas klüger, energischer, konsequenter gestalte —

AMADEUS. Als Gott mich geschaffen hat.

ALBERTUS. Na, die Konkurrenz ist noch auszuhalten!

AMADEUS. Neugierig wäre ich allerdings auf eines: wie du das Stück möchtest enden lassen.

ALBERTUS *nach einer kleinen Pause.* Nicht sehr heiter, mein Freund.

AMADEUS *betreten.* Wie? . . .

ALBERTUS. Das ist ja das Charakteristische aller Übergangsepochen, daß Verwicklungen, die für die

nächste Generation vielleicht gar nicht mehr existieren werden, tragisch enden müssen, wenn ein leidlich anständiger Mensch hineingerät.

AMADEUS. Es gibt ja keine Verwicklungen.

ALBERTUS. Ich werde mich nicht der Verpflichtung entziehn, eine zu erfinden.

AMADEUS. Willst du nicht noch einige Geduld haben? . . . Vielleicht daß das Leben selbst —

ALBERTUS. Mein Lieber, was diese lächerliche Wirklichkeit mit euch vorhat, die sich ohne Regie und Souffleur behelfen muß — diese Wirklichkeit, in der es manchmal nicht zum fünften Akt kommt, weil dem Helden schon im zweiten ein Ziegelstein auf den Kopf fällt — das interessiert mich gar nicht. Ich lasse den Vorhang aufgehen, wenn es anfängt, amüsant zu werden, und lasse ihn fallen in dem Augenblick, wo ich recht behalten habe.

AMADEUS. Wenn du dein Stück schreibst, dann vergiß mir aber ja nicht, mein Lieber, eine Figur hineinzubringen, für den die Wirklichkeit diesmal besser vorgesorgt haben dürfte als für den Helden —: den Hanswurst.

ALBERTUS. Denkst du mich damit zu beleidigen? Ich habe mich stets für einen nahen Verwandten von ihm gehalten.

Fünfter Auftritt

DIE VORIGEN — MARIE, PETERL und das FRÄULEIN kommen herein.

PETERL. Die Mama kommt!

MARIE. Der Wagen ist eben stehen geblieben.

FRÄULEIN. Der Bub' hat sich nicht im Bett halten lassen.

ALBERTUS. Was er für schöne Blumen hat!

PETERL. Die sind für die Mama!

AMADEUS nimmt ihm eine weg. Du erlaubst, mein Sohn —

Sechster Auftritt

DIE VORIGEN — CÄCILIE kommt, hinter ihr das STUBENMÄDCHEN.

CÄCILIE. Guten Abend. — Was, ihr auch? Das ist aber nett!

PETERL. Mama — Blumen!

CÄCILIE nimmt ihn, küßt ihn ab. Mein Bub'! mein Bub'! *Begrüßt dann die andern.*

AMADEUS reicht ihr eine Blume. Peterl hat mir auch eine überlassen.

CÄCILIE. Danke sehr. *Sie reicht ihm die Hand. — Zum Stubenmädchen.* Bitte, holen Sie die Sachen aus dem Wagen; der Kutscher wird Ihnen helfen. Er ist schon bezahlt.

STUBENMÄDCHEN ab.

CÄCILIE den Hut abnehmend. Na, Marie? . . . *Zu den andern.* Ihr habt am Ende noch gearbeitet?

ALBERTUS. Wir haben versucht.

CÄCILIE zum Fräulein. War er brav?

PETERL. Sehr brav bin ich gewesen! Hast du mir auch was mitgebracht?

CÄCILIE. Natürlich. Aber du kriegst es erst morgen früh.

PETERL. Warum nicht jetzt?

CÄCILIE. Jetzt bin ich zu müd', um auszupacken; morgen, wenn du aufwachst, wirst du's auf deinem Tischerl finden.

PETERL. Was ist es denn?

CÄCILIE. Das wirst du schon sehen . . .

PETERL. Ist das Tischerl groß genug?

CÄCILIE. Das wollen wir hoffen.

AMADEUS ans Klavier gelehnt, betrachtet sie immer.

CÄCILIE tut, als merke sie es nicht.

ALBERTUS. Sie sehen vorzüglich aus.

CÄCILIE. Ein bißchen abgespannt bin ich doch.

AMADEUS. Du bist gewiß schon sehr hungrig.

CÄCILIE. O nein. Wir haben im Speisewagen

gegessen. Die meisten Reisenden. Aber einen Tee möchte ich noch haben. Bitte, Fräulein, wollen Sie so gut sein?

AMADEUS. Für mich auch, Fräulein; und, bitte, etwas kaltes Fleisch lassen Sie mir besorgen.

FRÄULEIN. Das ist schon geschehen. *Ab.*

CÄCILIE. Hast du am Ende mit dem Nachtessen auf mich gewartet?

AMADEUS. Gewartet — o nein! Ich habe ... nur nicht daran gedacht.

CÄCILIE zu Albertus und Marie. Aber setzt euch doch!

ALBERTUS. Nein, liebe Cäcilie, wir gehen. Nur noch meine herzlichsten Glückwünsche und damit genug für heute.

MARIE. Du hast ja Triumphe gefeiert.

CÄCILIE. Nun, es ging an. *Zu Amadeus.* Hast du mein Telegramm bekommen?

AMADEUS. Ja. Ich habe mich riesig gefreut.

CÄCILIE. Denkt euch, Kinder, nach der Vorstellung wurde ich zu Sr. Majestät in die Loge befohlen!

ALBERTUS. Befohlen? ... Gebeten, meinen Sie wohl! Kein Kaiser und kein König hat Ihnen was zu befehlen.

CÄCILIE. Sie Anarchist! Das ist ja ganz egal. Man geht doch in die Loge! Sie täten's auch.

ALBERTUS. Warum nicht? Man soll sich alle Lebewesen, wenn möglich, in der Nähe besehen.

AMADEUS. Und was sagte der Kaiser?

CÄCILIE. Er äußerte sich höchst anerkennend. Er hätte noch keine bessere Carmen gesehen.

ALBERTUS. Er wird nächstens bei irgend einem Spanier eine Oper für Sie bestellen.

FRÄULEIN kommt. Der Tee kommt gleich.

AMADEUS. So, Peterl, aber jetzt mußt du schlafen gehn. Es ist spät.

FRÄULEIN will ihn nehmen.

PETERL. Nein, die Mama soll mich ins Bett tragen wie einen kleinen Buben!

CÄCILIE. Also komm. — Herrgott, bist du aber schwer geworden.

Cäcilie, Fräulein, Peterl ab.

MARIE. Schön ist sie!

AMADEUS. Das ist Ihnen wohl nichts neues.

ALBERTUS. Also leb' wohl!

AMADEUS. Auf morgen! Ich erwarte dich früh zwischen neun und zehn.

MARIE im Weggehen, zu Amadeus. Tut's Ihnen nicht leid; jetzt gleich wieder fort zu müssen?

AMADEUS. Beruf, liebe Marie ...

CÄCILIE kommt wieder herein. Ihr geht wirklich schon fort? — Also lebt wohl, auf Wiedersehen!

Albertus, Marie ab.

Siebenter Auftritt

AMADEUS, CÄCILIE.

CÄCILIE zum Kamin hin. Also da wäre man wieder zu Haus. *Setzt sich.*

AMADEUS von der Tür her, nicht ohne Verlegenheit. Ob du dich geradeso freust wie ich, das ist noch die Frage.

CÄCILIE streckt ihm die Hand entgegen.

AMADEUS nimmt sie und küßt sie. Er setzt sich. Nun erzähle.

CÄCILIE. Erzählen? Was denn? Ich habe mir ja gar nichts zum Erzählen übrig gelassen — beinahe.

AMADEUS. Nun —

CÄCILIE. Jeden Abend, wenn ich nach Hause kam — und es war manchmal wirklich recht spät, wie du weißt — habe ich dir geschrieben. Ich wollte, du wärst ebenso ausführlich gewesen.

AMADEUS. Ich habe dir doch auch täglich geschrieben.

CÄCILIE. Immerhin, mein Freund, du hast einiges

nachzuholen, scheint mir. *Lacht.* Über manches bist du auffallend flüchtig hinweggeglitten.

AMADEUS. Das könnte ich dir auch sagen.

CÄCILIE. Nein, das könntest du nicht. Meine Briefe waren geradezu Tagebücher; das kann man von den deinen nicht behaupten. — Na, Amadeus —? Ohne Aufrichtigkeit hätte doch die ganze Sache nicht viel Sinn.

AMADEUS. Was ist dir denn unklar?

CÄCILIE. Mit Philine ist es wirklich aus?

AMADEUS. Das war ja schon aus — — *steht auf* bevor du weggefahren bist. Das weißt du ja. Von vergangenen Dingen braucht doch wahrhaftig nicht gesprochen zu werden.

CÄCILIE. Wird sie übrigens an der Oper bleiben können nach diesem Skandal wegen deines ... verzeihe — wegen deines Vorgängers?

AMADEUS. Wie ich höre, ist alles in Ordnung. Sie hat sich auch mit ihrem Gatten wieder versöhnt.

CÄCILIE. So? — Du, das ist eigentlich eher unangenehm. Da hilft's ja am Ende gar nicht, daß die Geschichte vorbei ist. Gegenüber einem Menschen, der die heimtückische Eigenschaft hat, erst Monate später auf gewisse Dinge zu kommen ...

AMADEUS. Ach, daran muß man nicht denken!

CÄCILIE. Hat sie Briefe von dir?

AMADEUS nach kurzem Nachdenken. Der Abschiedsbrief ist der einzige.

CÄCILIE. Der dürfte genügen. Warum hast du ihn nicht zurückverlangt?

AMADEUS. Wie konnte ich denn?

CÄCILIE. Wie leichtsinnig du bist! Ja! Leichtsinnig! — *Die Hand auf seine Schulter legend.* Du, Amadeus, jetzt kann man doch davon sprechen. Früher hättest du vielleicht eine solche Bemerkung falsch aufgefaßt — als Eifersucht oder dergleichen ... Aber ich hoffe, in so eine Geschichte läßt du dich nicht mehr ein, Amadeus. Ich habe keine Lust, für meinen besten

Freund zittern zu müssen. Ich gönne dir alles auf der Welt, das kannst du mir glauben; — aber den Tod für eine andere — das ginge doch über den Spaß!

AMADEUS. Also ich verspreche dir, daß du nicht mehr für mich wirst zittern müssen.

CÄCILIE. Das hoffe ich; sonst ziehe ich meine Hand von dir ab. — Und, im Ernst, Amadeus: du hast hoffentlich nicht vergessen, daß du zu vernünftigeren und wichtigeren Dingen aufbewahrt bist, — daß du auf Erden noch etwas zu tun hast, Amadeus.

AMADEUS. Ja, das fühle ich! Das habe ich vielleicht in meinem ganzen Leben noch nicht so stark gefühlt wie jetzt. *Leuchtend.* Die Symphonie ...

CÄCILIE sehr lebhaft. — ist fertig?

AMADEUS. Ja, Cäcilie. Und — ich wollte es dir heute zwar noch nicht sagen, aber es läßt mir keine Ruhe ...

CÄCILIE. Nun, was denn?

AMADEUS. Der Choral im letzten Satz, dessen Hauptmotive du ja kennst, wird von einem Sopransolo geführt und beherrscht. Und dieses Solo ist für dich bestimmt.

CÄCILIE. Verehrter Meister, wie stolz macht mich Ihr Vertrauen!

AMADEUS. Ich bitte dich, Cäcilie, darüber scherze nicht. Niemand auf Erden kann dieses Solo singen als du ... Dieses Solo gehört dir — dir allein. An den Klang deiner Stimme habe ich gedacht, während ich es niederschrieb. Im Feber, wenn ich wieder zurück bin, Cäcilie, lasse ich die Symphonie hier aufführen, und dann sollst du dein Solo singen.

CÄCILIE. Im Feber —? ... Ja, gern, lieber Amadeus, — im Falle, daß ich noch hier sein sollte.

AMADEUS. Wie? ...

CÄCILIE. Du weißt ja noch nicht alles. Gestern nach der Vorstellung sprach der Intendant mit mir.

AMADEUS erregt. Nun! ... Die telegraphische Andeutung von den großartigen Bedingungen ... die

kann sich doch natürlich erst auf die nächste Saison beziehen?

CÄCILIE. Wenn ich von hier loskäme, möchten sie mich schon vom ersten Januar an in Berlin haben.

AMADEUS. Aber du wirst nicht loskommen.

CÄCILIE. O, wenn ich will! Der Direktor besteht nicht auf seinem Schein.

AMADEUS. Aber du wirst nicht wollen, Cäcilie!

CÄCILIE. Es ist doch sehr zu überlegen. Ich bin dort beträchtlich besser gestellt.

AMADEUS. Vom nächsten Herbst an bin ich ... wahrscheinlich frei. Solange könntest du wahrhaftig noch Geduld haben. Da könnten wir dann gemeinschaftlich übersiedeln. Aber — —

CÄCILIE. Es muß ja nicht heute entschieden werden, Amadeus. Wir haben morgen Zeit, die Angelegenheit reiflich durchzusprechen. Ich wäre jetzt wirklich gar nicht fähig.

AMADEUS. Du bist müde ...?

CÄCILIE. Das wirst du wohl begreifen. Am liebsten möchte ich gleich — — *Blick nach ihrer Türe.*

STUBENMÄDCHEN bringt den Tee, stellt ihn auf das Tischchen.

CÄCILIE. Ach ja! — Darf ich dir auch einschenken?

AMADEUS. Bitte.

CÄCILIE schenkt den Tee ein. Zum Stubenmädchen. Machen Sie doch den einen Fensterflügel ein bißchen auf; es ist hier so viel Zigarettenrauch.

STUBENMÄDCHEN öffnet den rechten Fensterflügel.

AMADEUS. Wird dir nicht kühl sein?

CÄCILIE. Kühl? Es ist wieder ganz warm geworden.

AMADEUS. Wie war denn die gestrige Vorstellung im übrigen?

CÄCILIE. Sehr gut. Insbesondere Wedius war wieder unvergleichlich.

AMADEUS. Du schriebst mir einigemal von ihm.

CÄCILIE. Du kennst ihn ja von Dresden her.
AMADEUS. Ja. Er ist sehr begabt.
CÄCILIE. Auch er schätzt dich sehr.
AMADEUS. Das freut mich.
STUBENMÄDCHEN ab.
AMADEUS nimmt kaltes Fleisch. Darf ich dir auch —?
CÄCILIE. Danke. Ich kann wirklich nicht mehr.
AMADEUS. Ja, du hast schon gegessen ... oder vielmehr ihr, „die meisten Reisenden", wie du früher sagtest.
CÄCILIE einfach. Ich habe mit Sigismund gespeist.
AMADEUS. Er war die ganze Zeit in Berlin?
CÄCILIE. Zwei Tage nach mir kam er dort an; ich hab' es dir ja geschrieben.
AMADEUS. Freilich — du schriebst mir alles. Einmal warst du mit ihm in der Nationalgalerie.
CÄCILIE. Auch im Pergamenischen Museum waren wir zusammen.
AMADEUS lustig. Man muß sagen, du tust viel für seine allgemeine Bildung. — Aber was ich dich fragen wollte: wie hat sich denn Sigismund in diese Soiree beim Intendanten hineingeschwindelt?
CÄCILIE. Hineingeschwindelt?
AMADEUS. Nun ja, du schriebst mir doch, daß er mit seinem Walzerspiel geradezu Sensation hervorgerufen hat.
CÄCILIE. Ja. Aber er hat sich doch nicht hineingeschwindelt. Als Neffe der Baronin hat er das wahrhaftig nicht notwendig.
AMADEUS. Ach ja, daran dachte ich gar nicht!
CÄCILIE. Übrigens hat sich der Intendant auch lebhaft nach dir erkundigt.
AMADEUS. Er schätzt mich sehr ...
CÄCILIE lächelnd. Ja. Wirklich. Sobald deine neue Oper fertig ist ...
AMADEUS. Und so weiter! *Er ißt.* Es wundert mich übrigens, daß er sich bei dir nach mir erkundigt hat.

CÄCILIE. Warum wundert dich das?

AMADEUS wie harmlos. Nun, daß er unsre Persönlichkeiten als so zusammengehörig auffaßt, das wundert mich. Hat man denn in Berlin nichts davon gehört, daß wir uns scheiden lassen?

CÄCILIE. Wie? was heißt das?

AMADEUS lachend. Nun, es sind Gerüchte der Art im Umlauf.

CÄCILIE. Wie? Na höre!

AMADEUS. Ja, es ist unglaublich, was die Leute zusammenreden. Steht sogar schon in der Zeitung. Seine Durchlaucht Sigismund Fürst von Maradas-Lohsenstein soll dich zum Altare führen. Der Dispens vom Papst kommt sofort. Toll — was?

CÄCILIE. Ja. — Aber das Tollste, mein Freund, das verschweigst du mir leider.

AMADEUS. Das wäre —?

CÄCILIE. Daß du nahe daran bist, diese Tollheit zu glauben.

AMADEUS. Ich? . . . Wie kannst du nur so . . . Nein!

CÄCILIE. Du hast eben nicht berücksichtigt, daß ich um drei Jahre älter bin als er.

AMADEUS stutzt. Wenn es nur wegen der drei Jahre Unterschied wäre — —

CÄCILIE. Nein, das ist nicht der Grund. Wahrhaftig! Auch wenn ich die Jüngere wäre, dächte ich nicht daran.

AMADEUS. Wenn sich aber deine Neigung tiefer erwiese, als du anfangs vorausgesetzt hast?

CÄCILIE. Auch dann nicht.

AMADEUS. Warum? . . .

CÄCILIE. Warum? . . . Daß sie nicht ewig währen wird, weiß ich ja doch.

AMADEUS. So denkst du also schon an das Ende?

CÄCILIE. Ich sage nicht, daß ich daran denke; — aber ich zweifle nicht daran, daß es kommen wird, wie es immer kommt.

AMADEUS. Und dann —?

CÄCILIE zuckt die Achseln.

AMADEUS. Und dann?

CÄCILIE. Was weiß ich, Amadeus! Es gibt so viele Verheißungen.

AMADEUS zuckt zuerst leicht zusammen. Dann. Ja, das ist wahr: voll Verheißungen ist das Leben. Überall, von allen Seiten lockt es und verspricht es, — wenn man sich entschlossen hat, frei zu sein und das Leben leicht zu nehmen wie wir ... So hast du das wohl gemeint?

CÄCILIE. Ja, genau so.

AMADEUS. Du, sage, Cäcilie ... *Näher.* Eines möchte ich gern wissen: ob Sigismund ahnt, daß dir solche, für den Beteiligten doch immerhin etwas unheimliche, Gedanken durch den Kopf gehen?

CÄCILIE. Sigismund? ... Was fällt dir ein! Dergleichen gesteht man nur seinem Freunde. *Reicht ihm die Hand.*

AMADEUS immer freundschaftlich. Aber wenn er etwas davon merkte ... ich halte es ja für sehr unwahrscheinlich, daß er der Mann dazu ist ... aber gesetzt den Fall, er würde es an mancherlei Anzeichen spüren, daß dir dergleichen Gedanken durch den Kopf gehen ... würdest du sie vor ihm ableugnen?

CÄCILIE. Ich glaube wohl, daß ich auch das imstande wäre.

AMADEUS leicht zurückschreckend. So. — Cäcilie, nun will ich dir was sagen ... du denkst an etwas Bestimmtes ... ja ... ich bin davon überzeugt ... Es handelt sich um eine ganz bestimmte Verheißung.

CÄCILIE lächelnd. Das wäre möglich.

AMADEUS. Was ist geschehen, Cäcilie?

CÄCILIE. Nichts.

AMADEUS. So ist eine Gefahr in der Nähe.

CÄCILIE. Gefahr? ... Was ist für uns Gefahr? Wer keine Verpflichtungen hat, für den gibt es auch nichts mehr zu fürchten.

AMADEUS sie leicht am Arm fassend. Spiel' nicht mit

Worten! Ich errate ja doch alles. — Ich weiß es! Schon aus manchen Stellen deiner Briefe habe ich's entnommen, trotzdem sie lange nicht so aufrichtig waren, als du es unserer Freundschaft schuldig gewesen wärst. Wedius ist die neue Verheißung!

CÄCILIE. Inwiefern war ich nicht aufrichtig in meinen Briefen? Schrieb ich dir nicht schon nach dem Onegin, seine Persönlichkeit hätte etwas Faszinierendes?

AMADEUS. Das hast du auch früher von manchen Menschen gesagt; aber es bedeutete keine Verheißung.

CÄCILIE. Alles beginnt was anderes zu bedeuten, wenn man frei ist.

AMADEUS. Du sagst mir nicht alles ... Was ist geschehen?

CÄCILIE. Geschehen ist nichts; aber *entschlossen* wäre ich dort geblieben — wer weiß ...

AMADEUS zuckt zusammen; dann geht er hin und her. Dann bleibt er hinten am Fenster stehen. Der arme Sigismund!

CÄCILIE. Warum beklagst du ihn? Er weiß nichts davon.

AMADEUS wieder überlegen. Zieht es dich deshalb nach Berlin?

CÄCILIE. Nein! — Wahrhaftig nein! Der Zauber ist vorbei ... scheint mir ...

AMADEUS. Und doch willst du schon zu Neujahr — —

CÄCILIE aufstehend. Lieber Amadeus, um das heute noch zu besprechen, bin ich wirklich zu müde. Ich will dir jetzt gute Nacht sagen, es ist spät. *Reicht ihm die Hand.*

AMADEUS zögernd. Gute Nacht. Cäcilie! ... *Ihre Hand haltend.* Drei Wochen warst du fort, übermorgen früh fahre ich weg, — wenn i c h zurückkomme, bist du am Ende nicht mehr da ... weither ist's eigentlich mit deiner Freundschaft auch nicht, wenn du unter solchen Umständen nicht einmal das Bedürfnis hast, mit mir ein wenig länger zu plaudern.

CÄCILIE. Warum denn so sentimental? Das Abschiednehmen sind wir zwei doch gewöhnt.

AMADEUS. Ja, das ist richtig. Aber es ist doch immer eine neue Art von Abschied und eine neue Art von Wiederkommen.

CÄCILIE. Da sich unser Leben nun einmal so gestaltet hat —

AMADEUS. Daß es einmal so werden könnte wie jetzt, haben wir beide doch nicht geahnt.

CÄCILIE. Oh! . . .

AMADEUS. Nein, Cäcilie, wir haben es nicht geahnt. Das ist ja eben das Sonderbare, daß wir in allen unsern Zweifeln doch aneinander geglaubt haben, und daß wir eigentlich, auch getrennt voneinander, früher so beruhigt und vertrauensvoll waren, wie man es wohl nicht sein dürfte. Aber es war schön. Ja, selbst das Fernsein voneinander hatte früher eine ganz eigene Art von Schönheit.

CÄCILIE. Gewiß. So ganz ungestört liebt man sich eigentlich doch nur, wenn man meilenweit fort voneinander ist.

AMADEUS. Wenn du auch heute darüber zu lächeln vermagst, sowas kommt nicht wieder, Cäcilie, für keinen. Da verlaß dich drauf.

CÄCILIE. Das weiß ich so gut wie du. — Aber warum sprichst du denn auch mit einem Male, als wäre es gewissermaßen aus zwischen uns und als wäre das Beste aus unserem Leben unwiederbringlich vorbei? Das ist doch gar nicht der Fall. Das kann doch gar nie der Fall sein. Wir wissen ja beide, daß wir die gleichen geblieben sind, und daß alle andern Dinge, die uns begegnet sind und noch begegnen mögen, nicht sonderlich wichtig sind . . . Und selbst wenn sie wichtig werden sollten, wir werden uns immer die Hände reichen, selbst über die tiefsten Abgründe hinweg, Amadeus.

AMADEUS. Du sprichst wie gewöhnlich äußerst klug.

CÄCILIE. Und wenn du die Weiber zu Dutzenden verführst, und wenn sich die Männer um meinetwillen gegenseitig totschießen — wie für Gräfin Philine —: was hat das mit unserer Freundschaft zu tun?

AMADEUS. Es ist nichts dagegen einzuwenden. Immerhin, ich habe es nicht erwartet ... ja, ich finde es geradezu bewundernswert, wie du dich in alles findest; wie ruhig du zu bleiben vermagst in allen neuen Schicksalen und Erwartungen.

CÄCILIE. Ruhig? ... Hier bin ich's. An unserem Kamin, ... beim Tee, in deiner Gesellschaft. Hier will und werd' ich's auch immer sein. Das ist ja der Sinn unseres ganzen Zusammenlebens. Was immer mir in der Welt beschieden sein mag, wenn ich hier eintrete, wird es abgeglitten sein. Die Stürme sind nur draußen.

AMADEUS. Dafür kannst du heute nicht einstehen, Cäcilie. Es könnten Dinge kommen, die sich schwerer an dich hängen, als du in diesem Augenblick ahnst.

CÄCILIE. Immer werde ich soviel Kraft behalten, um abzuwerfen, was ich will, ehe ich zu dir komme. Und sollte mir diese Kraft einmal fehlen, so werde ich eben vor der Türe bleiben.

AMADEUS. Nein, das darf nicht sein! Das wäre gegen die Abrede! Gerade wenn dir Schweres begegnet, bin ich ja da, um es dir tragen zu helfen.

CÄCILIE. Wer weiß, ob du dazu immer bereit wärst.

AMADEUS. Immer — das schwör' ich dir! Was du auch Trauriges oder Erbärmliches erfahren solltest: bei mir wirst du Zuflucht und Verständnis finden. Aber von ganzem Herzen wünsch' ich dir, daß dir Manches erspart bleibe.

CÄCILIE. Mir? ... Nein, Amadeus, diesen Wunsch weise ich zurück. Ich habe ja noch ... ich habe ja noch so wenig erlebt. Und ich sehne mich danach. Ich sehne mich nach allem Schmerzlichen und Süßen,

nach allem Schönen und nach allem Kläglichen, was das Leben bringt. Ich sehne mich nach Stürmen, nach Gefahr, — vielleicht nach mehr.

AMADEUS. Nein, Cäcilie, das versuchst du dir einzubilden!

CÄCILIE. O nein!

AMADEUS. Gewiß, Cäcilie. Du weißt eben noch wenig und stellst dir vieles einfacher und reinlicher vor, als es ist. Aber es gibt Dinge, die du nie ertrügst, und manche, die zu begehen du nicht fähig wärst. — Ich kenne dich, Cäcilie.

CÄCILIE. Du kennst mich? . . . Du weißt nur, was ich dir — was ich als deine Geliebte, deine Gattin war. Und da du für mich die ganze Welt bedeutet hast, in dir all meine Sehnsucht, all meine Zärtlichkeit beschlossen war, so konnten wir beide früher nicht ahnen, wozu ich bestimmt wäre, wenn sich die wirkliche Welt vor mir auftäte. — Ich bin schon heute nicht mehr, die ich war, Amadeus . . . Oder vielleicht war ich immer dieselbe und habe es nur nicht gewußt; und es ist jetzt etwas von mir abgefallen, das mich früher umhüllt hat . . . Ja, so muß es sein: denn jetzt fühle ich alle Wünsche, die früher an mir herabgeglitten sind wie an einem fühllosen eisernen Panzer, . . . jetzt fühle ich sie über meinen Leib, über meine Seele gleiten, und sie machen mich beben und glühen. Die Erde scheint mir voll Abenteuern, der Himmel wie von Flammen strahlend, und mir ist, als säh' ich mich selbst, wie ich mit ausgebreiteten Armen dastehe und warte.

AMADEUS wie einer Entfliehenden nachrufend. Cäcilie!

CÄCILIE. Was ist dir?

AMADEUS. Es ist nichts . . . Was du da sprichst, kann mich ja nicht befremden nach allem, was ich schon weiß. Aber deine Stimme hat einen Beiklang, den ich heute zum ersten Mal höre. Und auch diesen Glanz deiner Augen habe ich bis heute nicht gekannt!

CÄCILIE. Das glaubst du nur, Amadeus. Wäre

es wirklich so, dann müßte es mir mit dir geradeso ergehen. Und ich merke keinen Unterschied an dir. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß du mir je verändert erscheinen könntest. Bei andern Frauen magst du Bösewicht — oder dummer Junge sein — was gewiß auch manchmal vorkommen wird —: für mich wirst du immer derselbe bleiben; und ich fühle, daß dem Amadeus, den ich meine, im Grunde überhaupt nichts geschehen kann.

AMADEUS. Könnte ich das nur auch — für dich fühlen! Aber diese Sicherheit habe ich nicht; die Unbedenklichkeit, die Lust, mit der du in eine unbekannte Welt hineinschreitest, erfüllt mich geradezu mit Angst um dich. Der Gedanke, daß Menschen herumgehen, von denen du, die von deiner Existenz noch nicht wissen und denen du gehören wirst — —

CÄCILIE. Gehören werde ich niemandem ... ich bin frei ...

AMADEUS. — — Die zu deinem Schicksal und zu deren Schicksal du doch schon bestimmt bist, das ist mir unheimlich. Und du bist auch nicht die Cäcilie, die ich geliebt habe — nein! Du bist nur sehr ähnlich einer, die mir sehr lieb war, aber doch ganz anders als die. Nein, du bist nicht die, die jahrelang meine Frau war; das habe ich in dem Augenblick empfunden, als du hereintratest. — Nur ein geheimnisvoller Zusammenhang besteht zwischen dem jungen Mädchen, das vor sieben Jahren eines Abends in meine Arme sank, und der, die heute aus der Fremde in diesem Hause für kurze Zeit eingekehrt ist. Aber diese sieben Jahre habe ich mit einer andern verlebt, — mit einer stillen gütigen Frau, mit einer Art von Engel vielleicht, der nun entschwunden ist. Die, die heute kam, hat eine Stimme, die ich nie gehört, Blicke, die mir fremd sind, eine Schönheit, die ich nicht kenne, — keine bessere, glaub' ich, als jene andere, eher eine grausamere — und doch eine, glaub' ich, die mehr geschaffen ist zu beglücken.

CÄCILIE. Sieh mich nicht so an! . . . und sprich nicht so zu mir! . . . So spricht man doch nicht zu einer Freundin! Vergiß nicht, daß ich nicht mehr die bin, die ich war. Wenn du so zu mir sprichst, Amadeus, dann ist mir, als umwehte mich auch hier die Luft, die ich jetzt draußen so oft mich umschmeicheln fühle — in der das Leben so unbegreiflich leicht erscheint und in der man sich zu allerlei bereit fühlt, was einem früher wie unfaßbar erschien.

AMADEUS. Wenn du ahntest, Cäcilie, wie deine Worte mich schmerzen und zugleich berauschen!

CÄCILIE herb. Sprich nicht so, Amadeus. Ich will nicht. Sei klug um meinet- und deinetwillen. Gute Nacht.

AMADEUS. Cäcilie, du gehst?!

CÄCILIE. Ja. Bedenke, daß wir Freunde sind und es bleiben wollen.

AMADEUS. Bedenke, daß wir immer wahr sein wollten! Und es ist einfach nicht wahr — nicht für dich und nicht für mich —, daß wir in diesem Augenblick uns als Freunde gegenüberstehen . . . Cäcilie — in diesem Augenblick fühl' ich nur eins, daß du schön bist . . . schön, wie du's niemals gewesen!

CÄCILIE. Amadeus, Amadeus, vergißt du alles, was geschehen ist?

AMADEUS. Ich könnte es vergessen — wie du.

CÄCILIE. O ich denke dran, ich denke dran! *Will fort.*

AMADEUS. Cäcilie, bleib, bleib! übermorgen bin ich nicht mehr da — bleibe!

CÄCILIE. Sprich nicht so zu mir, ich beschwöre dich! Ich bin nicht mehr, die ich war: nicht mehr stolz, nicht mehr ruhig, nicht mehr gut. Wer weiß, ob es so viel brauchte, daß ich einem gewissenlosen Verführer zum Opfer fiele!

AMADEUS. Cäcilie!

CÄCILIE. Hast du so viel Freunde zu verlieren? Ich nur einen Freund. — Gute Nacht. *Sie will gehen.*

AMADEUS. Cäcilie, *ihre Hand nehmend* wir haben

uns längst als Gatten Lebewohl gesagt — aber wir haben uns entschlossen, das Leben leicht zu nehmen, frei zu sein und jedes Glück zu ergreifen, das uns entgegenkommt. Sollten wir wahnsinnig sein oder feig und vor dem höchsten zurückweichen, das sich uns bietet? ....

CÄCILIE. Was sollte daraus werden, Amadeus ... Freund!

AMADEUS. Nenne mich nicht so! Ich liebe dich und ich hasse dich, aber dein Freund bin ich in diesem Augenblick nicht: Was du mir warst: Gattin, Kameradin ... es kümmert mich nicht! ... Ich will — dein Geliebter will ich heute sein!

CÄCILIE. Das darf nicht! ... Das soll nicht ... nein ...

AMADEUS. Nicht dein Geliebter also ... nein, etwas Besseres und was Schlimmeres: der Mann, der dich einem andern nimmt! ... der, für den du einen verrätst ... einer, der dir Seligkeit und Sünde zugleich bedeutet! ...

CÄCILIE. Laß mich, Amadeus!

AMADEUS. Cäcilie, keinem von uns beiden wird jemals, solang er lebt, ein schöneres Abenteuer auf dem Wege blühen!

CÄCILIE. Kein gefährlicheres, Amadeus!

AMADEUS. War das nicht deine Sehnsucht? ...

CÄCILIE. Gute Nacht, Amadeus.

AMADEUS. Cäcilie! *Er hält sie, zieht sie an sich.*

Vorhang.

DRITTER AKT

Gleiche Szene. — Morgen des nächsten Tages. Die Bühne leer.

Erster Auftritt

AMADEUS kommt aus seinem Zimmer links, angekleidet, aber im Morgenrock. Geht langsam nachdenklich durchs Zimmer, zum Schreibtisch. Nimmt die Briefe auf, die dort liegen, und legt sie wieder hin. Er fröstelt, sieht sich um, merkt, daß das Fenster offen, und schließt es. Dann zu Cäciliens Türe und lauscht. Dann zum Schreibtisch beginnt aus den Pulten die Manuskripte zu nehmen.

AMADEUS. Machen wir Ordnung ... Wie wird es nur werden? — — Von der Reise aus werd' ich ihr schreiben. Hierher komme ich nicht mehr zurück ... Ich könnte es nicht ertragen — nicht ertragen! — *Ein Manuskript in der Hand.* Das Solo — ihr Solo! Aber ich werde nicht dabei sein, wenn sie es singt.

STUBENMÄDCHEN tritt ein. Die Leute sind da, die die Koffer fortbringen sollen. Hier ist der Schein vom Spediteur.

AMADEUS. Es ist gut. Sie sollen die Sachen über die Hintertreppe wegschaffen.

STUBENMÄDCHEN ab.

AMADEUS. — Wenn ich ihr morgen adieu sage, wird sie nicht ahnen, daß es für immer ist ... Und mein Bub' ... mein Bub' — ? *Hin und her.* ... Aber es muß sein. *Plötzlich.* Heute abend noch reise ich — nicht morgen. Ja, heute abend noch. *Trägt hastig Noten zusammen.* Ich werde mit dem Direktor sprechen. Geht er nicht drauf ein, so geh' ich einfach durch. Hierher komm ich nie wieder. *Wieder zu Cäciliens Tür.* Sie schläft wohl noch. *Nach vorn, setzt sich auf den Divan, stützt den Kopf in die Hände.* Wir werden zusammen bei Tische sitzen, und sie wird nicht ahnen, daß es zum letzten Male ist ... Nicht ahnen — ? Warum nicht? Sie soll es wissen ... Gleich ... Ich spreche mich mit ihr aus. Ja. *Steht auf.* Schreiben läßt es sich ja doch nicht. Ich werde ihr alles sagen. Ich werde ihr sagen, daß ich's nicht ertragen kann — daß der Gedanke an den andern mich

toll macht. Und sie wird es begreifen. Und wenn sie mich auch anfleht, ihr zu verzeihen, — wenn sie auch ... ah! *Zur Türe.* Jetzt gleich sag' ich ihr's ... Ich möchte sie erwürgen! ... Cäcilie! *Klopft. Keine Antwort.* Was ist denn das? *In ihr Zimmer.* Sie ist fort! ... *Ab. Kommt nach einer halben Minute durch den Garten wieder. Klingelt.* Wo mag sie — —

Zweiter Auftritt

AMADEUS. Das STUBENMÄDCHEN.

AMADEUS leicht. Die gnädige Frau ist fortgegangen?

STUBENMÄDCHEN. Schon ziemlich lang, gnädiger Herr.

AMADEUS. So ...?

STUBENMÄDCHEN. Es wird wohl zwei Stunden sein. Gegen ein Uhr wollte die gnädige Frau wiederkommen.

AMADEUS. So. — Danke.

STUBENMÄDCHEN. Darf ich dem gnädigen Herrn jetzt das Frühstück bringen?

AMADEUS. Ach ja, ich habe ganz vergessen. Bringen Sie mir den Tee, bitte.

STUBENMÄDCHEN ab.

Dritter Auftritt

AMADEUS allein.

AMADEUS. Fort! ... Nun ja, was ist daran weiter Sonderbares? ... In der Oper jedenfalls ... Aber warum sagte sie mir nicht — — *Fährt zusammen.* Bei ihm? ... Nein, das ist ja nicht möglich! nein! ... Warum nicht möglich? ... Eine Frau wie sie — — Warum sollte sie nicht zu ihm? ... *Mit drohender Geste.* Hätt' ich nur ihn! ... *Erleuchtet.* Das kann ich ja ... das wäre ja. ... Ihm gegenüberstehen! — ja! Ihm gegenüber! — Da könnte ja am Ende manches wieder

gut werden. .. Nein, sie ist nicht bei ihm ... Wie nur solch ein Gedanke — — — Das ist ja vorbei! ... Ja, das tu' ich! ... Ich oder er! ... Da könnte ja vieles, — da könnte alles wieder gut werden ... Er oder ich! ... Aber so weiterleben, während er ... Ich gehe zu Albertus! Heut noch muß es geschehen! *Ab in sein Zimmer.*

Vierter Auftritt

ALBERTUS tritt ein. Zugleich bringt das STUBENMÄDCHEN das Frühstück.

STUBENMÄDCHEN. Ich will Sie dem gnädigen Herrn gleich melden. *Stellt die Tablette auf das Tischchen, geht links ab.*

ALBERTUS nimmt ein Kipfel von der Tablette und beißt das Spitzel ab.

Fünfter Auftritt

ALBERTUS, AMADEUS. Das STUBENMÄDCHEN rasch durchs Zimmer ab.

AMADEUS. Ah, da bist du ja!

ALBERTUS. Jawohl. Ich komme doch nicht zu früh? Bist du bereit? Ich will dir nun den dritten Akt vorlesen. *Nimmt die Blätter aus seiner Rocktasche.* Die Szene kennst du ja: Park, Villa, Platane. Etwas muß ich noch vorausschicken. Du erinnerst dich des Herrn von Rabagas, in den meine Frau verliebt ist? An dem habe ich eine kleine Korrektur vorgenommen: er schielt nämlich. Ich bin neugierig, wie sich Marie jetzt zu ihm stellen wird.

AMADEUS sehr nervös. Später davon. Es handelt sich für den Augenblick um Wichtigeres.

ALBERTUS. Wichtigeres —?

AMADEUS. Ja. Du mußt mir einen großen Dienst erweisen ... einen Dienst, der keinen Aufschub leidet. Du mußt mein Zeuge sein.

ALBERTUS steht auf. Dein . . . ? — Ja, was ist das für ein Unsinn? Du nimmst es einfach nicht an! Mußt du dich wegen Madame Philine totschießen lassen? Ah nein!

AMADEUS. Es handelt sich nicht um Philine. Ich bin auch nicht gefordert worden. Ich selbst fordere. Und zwar bitte ich dich, sofort unsern Freund Winter aufzusuchen, dich mit ihm zum Fürsten Sigismund zu bemühen und ihm — —

ALBERTUS ihn unterbrechend, lacht. Ah, zum Fürsten Sigismund! — Danke verbindlichst.

AMADEUS befremdet. Was hast du denn?

ALBERTUS. Sehr liebenswürdig. Du beschenkst mich mit einem Schluß zu unserem gestrigen Stück. Ich danke. Der ist mir zu abgeschmackt — den glaubt kein Mensch. Ich habe einen viel bessern: Du wirst vergiftet — ja. Und weißt du, von wem? . . . Von einer ganz neuen Figur: einem dir unbekannten Liebhaber deiner Frau.

AMADEUS wütend. Das interessiert mich absolut nicht. Ich bitte dich, höre mir davon auf! Ich erfinde dir keine Schlüsse für deine Wurstelkomödien! Wir befinden uns im Leben, mitten im Leben!

ALBERTUS. Du meinst . . .! Also wenn ich schon zu diesem unsaubern und lächerlichen Aufenthalt verurteilt sein soll: was wünschest du eigentlich von mir?

AMADEUS. Hast du mich denn nicht verstanden? . . . Ihr sollt den Fürsten Sigismund in meinem Namen fordern.

ALBERTUS. . . . In deinem Namen? . . . den Fürsten? *Lacht.*

AMADEUS. Es scheint dir ja sehr komisch vorzukommen, aber ich versichere dir — —

ALBERTUS. Darauf kommt es wohl nicht an, daß du mir komisch vorkommst; dafür gibt es wahrscheinlich eine Menge Leute, denen du bis heute lächerlich erschienen bist und die dich nun mit einem Male ver-

nünftig fänden, . . . obzwar sie sich logischerweise sagen müßten: Gerade heute ist der Herr Kapellmeister eifersüchtig geworden? . . . Bis zum zweiundzwanzigsten Oktober ist er es nicht und am dreiundzwanzigsten wird er es mit einem Male?

AMADEUS. Es hat sich eben manches geändert von gestern auf heute.

ALBERTUS. Geändert? . . . von gestern auf heute? . . . Ach so!

AMADEUS ***nach einer Pause.*** Also auch du hast es nicht geglaubt!

ALBERTUS. Ehrlich gestanden: nein.

AMADEUS. So lebt man also wirklich unter lauter Leuten — —

ALBERTUS. Die schließlich doch recht behalten. Warum entrüstest du dich also? Wenn wir lange genug existierten, behielte wahrscheinlich jede Lüge Recht, die über uns umläuft. Horch' auf die Verleumder, so wirst du die Wahrheit über dich erfahren. Das Gerücht weiß selten, was wir tun, aber immer, wohin wir treiben.

AMADEUS. Wir wußten es nicht, daß wir dahin treiben — das wirst du mir hoffentlich glauben.

ALBERTUS. Und doch mußte es so kommen: Freundschaft zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechts ist immer eine gefährliche Sache — sogar zwischen Eheleuten. Wenn die Seelen sich allzu gut verstehen, so reißen sie allmählich auch das mit, was man gern bewahren möchte; und wenn die Sinne zueinander fließen, so gleitet mehr von der Seele nach, als wir ihnen gerade nachsenden wollten. Ein ewiges Gesetz, mein Lieber, das die tiefe Unsicherheit aller irdischen Beziehungen zwischen Mann und Weib verschuldet, und nur, wer es nicht kennt, vertraut den andern und sich selbst. — Du erlaubst. ***Er streicht sich Butter auf ein Kipfel.***

AMADEUS. Du verstehst mich also? . . .

ALBERTUS. Selbstverständlich; — das ist ja mein Metier.

AMADEUS. Nun, wenn du verstehst, was geschehen ist, und verstehst, daß es geschehen mußte, — dann verstehst du auch, daß ich die Konsequenzen daraus ziehen muß.

ALBERTUS. Konsequenzen? . . . Ich rede Weisheit, und dich verlangt nach Unsinn? Und das nennst du Konsequenz? — Ich finde vielmehr, daß du im Begriff bist, dich zu benehmen wie ein ausgemachter Narr. Jeder andere dürfte tun, was du jetzt vorhast, nur du darfst es nicht. Denn da du es vorhast, ist es unlogisch, unedel, ja geradezu betrügerisch. Du willst einen Menschen zur Rechenschaft ziehen für etwas, das ihm seiner Meinung nach geradezu ausdrücklich gestattet war? . . . Ich an seiner Stelle würde dir unter die Nase lachen. Wenn hier einer das Recht hat, empört zu sein und Rechenschaft zu fordern, so ist es nur er, der Fürst selber, denn nicht er hat dich, sondern du, du hast ihn hintergangen.

AMADEUS. Das kommt aufs Gleiche heraus, denn er würde es tun.

ALBERTUS. Dazu müßte er es wissen.

AMADEUS. Dafür soll gesorgt werden.

ALBERTUS. Du willst es ihm sagen?

AMADEUS. Wenn du glaubst, daß dieser Weg rascher zum Ziele führt —?

ALBERTUS. Da sehe man den Ehrenmann! Ist das die Diskretion, die du deiner Geliebten schuldig bist?

AMADEUS. Nenne mich unlogisch, unedel, indiskret, was du willst! Ich kann nicht anders! Ich liebe Cäcilie . . . hörst du? . . . und will mit ihr weiterleben. Und ich kann es nicht, ehe das, was geschehen, seine Sühne gefunden — vor mir, ihr und — ja, ich gestehe es — vor der Welt. Sigismund und ich müssen einander gegenüber stehen Mann gegen Mann — dann erst kann mir wieder wohl werden.

ALBERTUS. Und was soll sich an der ganzen Sache ändern dadurch, daß ihr in die Luft knallt?

AMADEUS. Einer von uns muß aus der Welt, Albertus! ... Verstehst du's nicht endlich?

ALBERTUS. Höre, mein Lieber, das geht zu weit! Ich denke immer, es handle sich um ein Duell — und nun sehe ich, du willst ihm ans Leben!

AMADEUS. Du wirst es vielleicht beklagen, daß du selbst in einer solchen Stunde übelangebrachte Scherze nicht lassen kannst. Die Sache drängt, Albertus, entscheide dich.

ALBERTUS. Und wenn er refüsiert?

AMADEUS. Er ist ein Edelmann.

ALBERTUS. Er ist fromm, sein Vater ist einer der Führer der klerikalen Partei im Herrenhaus und im Präsidium der Anti-Duell-Liga.

AMADEUS. So was ist ja nicht erblich. Und wenn er nicht wollte, ich würde ihn zu zwingen wissen. Es gibt nichts anderes. Wenn ich weiterleben will — mit ihr, oder ohne sie — gibt es nichts anderes. So kann alles gut werden — aber nur so. Nur so wird die Luft um uns wieder rein, nur wenn das vorüber ist, dürfen wir einander wieder gehören und — glücklich sein.

ALBERTUS. Hoffentlich besteht nun Cäcilie nicht darauf, Philine und etliche andere umzubringen, was ebenso sinnreich wäre, aber die Sache sehr komplizieren würde.

AMADEUS. Ich bitte dich, geh!

ALBERTUS. Ich gehe ja schon. — Und unsere Oper?

AMADEUS. Darüber sprechen wir noch. Zu deiner Beruhigung: was fertig ist, liegt hier im zweiten Fach, wohlgeordnet.

ALBERTUS. Und wer soll den dritten Akt komponieren?

AMADEUS. Man wird es als Fragment geben und ein Ballett dranhängen.

ALBERTUS. Ja, du hast recht: „Harlekin als Elektriker“ oder „Vergißmeinnicht“. *Ab.*

Sechster Auftritt

AMADEUS. Dann PETERL und das FRÄULEIN. Später das STUBENMÄDCHEN.

AMADEUS eine Weile allein. Sinnt. Dann macht er sich am Schreibtisch zu schaffen.

Es klopft an der Terrassentür.

AMADEUS. Was ist denn?

PETERL von draußen. Ich bin's, Papa. Darf ich herein?

AMADEUS. Natürlich. Komm nur, Peterl.

Peterl und das Fräulein kommen herein.

FRÄULEIN. Guten Morgen.

AMADEUS. Guten Morgen, Fräulein. *Küßt Peterl.* Ist es nicht etwas zu kalt im Freien?

FRÄULEIN. Peterl ist warm angezogen, und übrigens scheint jetzt auch die Sonne wieder schön.

PETERL. Hast du schon gesehen, Papa, was ich von der Mama gekriegt hab'?

AMADEUS. Was denn?

PETERL. Ein Theater — ein großes Theater!

AMADEUS. So? hast du's denn schon?

PETERL. Freilich. Dort in der Laube steht's. Willst du dir's anschaun?

AMADEUS fragender Blick auf das Fräulein.

FRÄULEIN. Die gnädige Frau hat es in aller Früh' zu uns hereingestellt, wie Peterl noch geschlafen hat.

AMADEUS. So?

PETERL. Ich kann auch schon Theater spielen! Es ist ein König, und ein Bauer, und eine Braut, und ein Teufel, ein ganz roter — er ist beinah so rot wie der König. Und hinten ist eine Mühle, und ein Himmel, und ein Wald, und ein Jäger . . . Willst du dir's nicht anschaun, Papa?

AMADEUS auf dem Divan, den Buben zwischen den Knien; abwesend. Ja freilich werd' ich mir's anschaun.

STUBENMÄDCHEN tritt ein. Gnädiger Herr — —

AMADEUS. Was gibt's?

STUBENMÄDCHEN. Seine Durchlaucht fragt, ob der gnädige Herr zu sprechen sind.

AMADEUS. Welche Durchlaucht?

STUBENMÄDCHEN. Seine Durchlaucht der Fürst Lohsenstein.

AMADEUS *steht auf.* Wie?!

FRÄULEIN. Komm, Peterl, wir wollen jetzt wieder in die Laube gehen weiterspielen. *Mit Peterl ab.*

AMADEUS *gefaßt.* Sagen Sie dem Fürsten — — *Wendet sich ab.* Einen Moment. *Vor sich hin.* Was soll das bedeuten? ... *Plötzlich.* Ich lasse bitten.

STUBENMÄDCHEN *ab.*

AMADEUS *geht rasch auf und ab, steht ziemlich entfernt von der Türe, wenn Sigismund eintritt.*

Siebenter Auftritt

AMADEUS, SIGISMUND.

SIGISMUND *schlank, blond, sechsundzwanzig Jahre, elegant, gar nicht geckenhaft; verbeugt sich.* Guten Morgen.

AMADEUS *ein paar Schritte entgegen, nickt höflich.*

SIGISMUND *blickt um sich, befangen, aber nicht in komischer Verlegenheit, sondern durchaus würdig. Leicht lächelnd.* Wir haben uns lange Zeit nicht gesehen, und Sie werden wohl vermuten, daß mein heutiger Besuch einen besonderen Anlaß hat.

AMADEUS. Allerdings. — *Platz anbietend.* Bitte.

SIGISMUND. Danke. *Tritt näher, bleibt stehen.* Also, ich habe mich zu diesem Gang entschlossen, der mir, ich versichere Sie, nicht leicht geworden ist, weil ich die Situation, in der wir ... wir alle uns befinden, unhaltbar, in gewissem Sinne lächerlich finde und ich der Ansicht bin, daß ihr so oder so ein Ende gemacht werden muß. Mein Besuch hat nun den Zweck, Ihnen einen Vorschlag zu unterbreiten.

AMADEUS. Ich höre.

SIGISMUND. Ich werde nicht viel Worte machen.

Ich mache Ihnen den Vorschlag, sich von Ihrer Frau Gemahlin scheiden zu lassen.

AMADEUS zuckt, starrt ihn an, nach einer Pause, ruhig. Sie wollen Cäcilie heiraten?

SIGISMUND. Es ist mein sehnlichster Wunsch.

AMADEUS. Und wie verhält sich Cäcilie zu dieser Ihrer Absicht?

SIGISMUND. Vorläufig ablehnend.

AMADEUS befremdet. Cäcilie ist vollkommen Herr ihrer Entschlüsse. Sie hätte natürlich auch das Recht, mich zu verlassen, wann und in welcher Form es ihr beliebt. Sie entschuldigen also, wenn ich zumindest den Anlaß Ihres werten Besuches unbegreiflich finde.

SIGISMUND. Sie werden ihn sofort begreifen. Die ablehnende Haltung der Frau Adams-Ortenburg in dieser Hinsicht beweist nämlich nichts. Solange Frau Adams-Ortenburg von Ihnen nicht freigegeben wird — selbst gegen ihren eigenen Willen, steht sie gewissermaßen unter Ihrem Bann. Um vollkommene Klarheit zu schaffen, erscheint es mir daher sehr notwendig, daß Sie selbst, verehrter Herr Kapellmeister, auf der Scheidung bestehen. Erst wenn sie geschieden ist, wird Frau Adams-Ortenburg frei zu wählen imstande sein. Bis dahin kämpfen wir — und das kann Ihre Absicht nicht sein — mit ungleichen Waffen.

AMADEUS. Hier handelt es sich nicht um einen Kampf. Sie mißverstehen die Sachlage in einer mir völlig unbegreiflichen Weise. Denn daß Ihnen Cäcilie verschwiegen hätte, welche tieferen Gründe uns veranlaßten, an eine Lösung unserer Ehe vorläufig nicht zu denken, das darf ich nicht annehmen.

SIGISMUND. Gewiß kenne ich diese Gründe; aber sie erscheinen mir keineswegs zwingend genug, auch für Sie, um den Gedanken einer Ehescheidung von der Hand zu weisen. Denn ich beeile mich, Ihnen zu versichern, daß ich vor diesen Gründen in jedem Falle den weitestgehenden Respekt bekunden würde.

AMADEUS. Wie meinen Sie das?

SIGISMUND. Sie wissen, verehrter Kapellmeister, meine Verehrung für Ihre Kunst, wenn ich ihr auch nicht immer zu folgen vermag, ist so groß als meine Bewunderung für den Gesang von Frau Adams-Ortenburg. Ich weiß, wie viel Sie beide einander verdanken, wie Sie sich — wenn ich so sagen darf — musikalisch ergänzen, und es läge mir fern, der Fortdauer Ihrer künstlerischen Beziehungen irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Nicht minder bekannt ist mir die Zärtlichkeit, die Sie für Ihr Kind hegen, — dem ich übrigens, wie Ihnen nicht unbekannt, die größte Sympathie entgegenbringe — und ich gebe Ihnen mein Wort, daß die Türe zu Peterls Gemächern Ihnen jederzeit offenstehen würde.

AMADEUS. Mit andern Worten: Sie hätten nichts dagegen, daß der frühere Gatte Ihrer . . . der Frau . . . der Fürstin von Lohsenstein in Ihrem Hause als Freund verkehrte?

SIGISMUND. Jede Einwendung dagegen erschiene mir wie eine Beleidigung gegen Ihre . . . gegen meine . . . gegen Frau Cäcilie Adams-Ortenburg und gegen Sie, verehrter Herr Kapellmeister. Und unter diesen Voraussetzungen wäre der neue Zustand, den vorzuschlagen ich mir hiermit erlaube, vernünftiger und — wenn Sie mir ein aufrichtiges Wort gestatten — anständiger als der, in welchem wir jetzt zu leben alle genötigt sind. Ich bin überzeugt, verehrter Herr Kapellmeister, wenn Sie in Ruhe darüber nachdenken, werden Sie mir nicht nur zustimmen, sondern sogar staunen, daß Sie nicht früher selbst auf diese einfache Lösung einer unerträglichen Situation verfallen sind. Was mich anbelangt, so füge ich hinzu, daß diese Lösung mir für meine Person überhaupt als die einzig mögliche erscheint. Ja, ich stehe nicht an zu erklären, daß ich es vorzöge, diese Stadt zu verlassen und Frau Cäcilie niemals wiederzusehen, als sie weiterhin auf eine für uns alle so peinliche Weise zu kompromittieren.

AMADEUS. Darauf käme es mit einem Male an? Nun, wenn das Cäcilie und mich nicht kümmert, darf es Ihnen wohl gleichgültig sein. Sie wissen hoffentlich, daß wir uns ohne Rücksicht auf das Geschwätz der Leute das Leben so eingerichtet haben, wie es uns beliebte, und daß es mir sehr egal ist, ob Cäcilie kompromittiert ist — wie Sie es nennen — oder nicht!

SIGISMUND. Ihnen — das ist mir ja bekannt. Aber mir ist es nicht egal. Eine Frau, die mir so teuer ist und die ich so hoch verehre, daß ich die Absicht habe, mit ihr vor den Altar zu treten, muß ohne Makel sein vor Gott und den Menschen.

AMADEUS. Das hätten Sie sich dann wohl früher überlegen müssen. Ihr bisheriges Benehmen läßt von dieser Auffassung wenig durchblicken. Sie erwarten meine Frau in der Nähe der Oper, Sie gehen mit ihr stundenlang spazieren, Sie besuchen sie auf dem Land, Sie folgen ihr nach Berlin, fahren mit ihr zurück ...

SIGISMUND befremdet. Es stand doch bei Ihnen, all das zu untersagen, wenn es Ihnen nicht paßt ...

AMADEUS. Untersagen ... nicht paßt ...! Wer spricht davon? — Ich bin es ja nicht gewesen, der diese Situation unerträglich und kompromittierend fand.

SIGISMUND. Ich verstehe Sie. Allerdings klingt Ihr Ton in Anbetracht Ihrer eben betonten Gleichgültigkeit gegen das Gerede der Leute ziemlich erregt. Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu versichern, daß mich das eher sympathisch berührt. Doch ich bin ja nur ein Mensch! Welcher junge Mann an meiner Stelle hätte auf ein häufigeres Zusammensein mit dem angebeteten Wesen verzichtet, wenn es ihm in jeder Hinsicht so leicht gemacht wird? Und trotzdem habe ich mit mir gekämpft, ehe ich ins Pustertal gefahren, ehe ich nach Berlin gereist bin ... ja sogar manchmal, ehe ich in der Nähe der Oper gewartet habe. Und wie habe ich gelitten unter den forschen-

den Blicken, mit denen Frau Adams-Ortenburg und ich zuweilen betrachtet wurden, wenn wir zum Beispiel in Berlin nach der Vorstellung in einem Restaurant zusammenaßen oder zu Mittag im Tiergarten spazieren fuhren! Wie peinlich waren mir gewisse Bemerkungen meiner Tante, als ich mich von ihr verabschiedete! Ich kann es Ihnen wirklich kaum schildern.

AMADEUS. Wie lange, werter Fürst, gedenken Sie denn diese sonderbare Komödie mir gegenüber noch fortzusetzen?

SIGISMUND tritt zurück. Sie meinen ......

AMADEUS. Was in aller Welt veranlaßt Sie, mir gegenüber eine Rolle zu spielen, von der ich nicht weiß, ob ich sie abgeschmackt oder verwegen finden soll?

SIGISMUND. Herr! ... ah! ... Sie glauben ... Nun versteh' ich! ... Und Sie meinen, daß ich in einem solchen Falle noch einmal den Fuß über Ihre Schwelle gesetzt hätte?

AMADEUS. Warum soll ich gerade das nicht von Ihnen glauben?

SIGISMUND. Auf das, was Sie über mich denken, wird noch zurückzukommen sein. Aber hier ist noch eine andere Person im Spiel, und ich werde nicht dulden — —

AMADEUS. Waren Sie gegen jedermann so aufgebracht, dem die Tugend der Frau Adams-Ortenburg nicht über jeden Zweifel erhaben erschien?

SIGISMUND. Sie sind jedenfalls der erste, der mir solche Zweifel ins Gesicht zu äußern wagt, und der letzte, der es ungestraft wagen dürfte

AMADEUS. Glauben Sie, daß die Strafen, die Sie über jene Unverschämten zu verhängen gedenken, geeignet sein werden, den Ruf Cäciliens wieder herzustellen? Meinen Sie, es würde dem Gerede ein Ende machen, wenn für die Ehre der Frau Adams-Ortenburg gerade Sie einzustehen versuchten?

SIGISMUND. Wer denn als ich?

AMADEUS. Wenn es keine Komödie ist, die Sie mir da vorzuspielen versuchen, so haben Sie nicht einmal das Recht dazu!

SIGISMUND. Da wäre also Ihrer Meinung nach Cäcilie heute die einzige Frau der Welt, die gegen Verleumdungen schutzlos dastehen müßte!

AMADEUS. Wenn Sie die Wahrheit sprechen, Fürst Sigismund, dann hätte nur einer auf der Welt das Recht, Cäcilie zu schützen, und das bin ich!

SIGISMUND. Ich habe lebhaften Grund zu zweifeln, nach allem, was vorgefallen ist, daß Sie von diesem Recht Gebrauch machen und diese Pflicht erfüllen würden.

AMADEUS. Sie irren. Und wenn Sie sich von hier nach Hause bemühen wollen, so werden Sie sich von diesem Irrtum rasch genug überzeugt haben.

SIGISMUND. Was bedeutet das?

AMADEUS. Das bedeutet ganz einfach: zwei meiner Freunde sind soeben auf dem Weg zu Ihnen, in meinem Auftrag —

SIGISMUND. Nun —?

AMADEUS. Nun, um Rechenschaft von Ihnen zu fordern für das, wessen ich Sie schuldig — — *Sieht ihm ins Auge.* glaubte.

SIGISMUND tritt einen Schritt zurück.

Pause. — Sie sehen einander ins Auge.

SIGISMUND. Sie haben mich — — *Er streckt ihm die Hand entgegen.* Das ist schön!

AMADEUS nimmt die Hand nicht.

SIGISMUND. Das ist wirklich schön! Ich versichere Sie, jetzt bekommt die ganze Sache überhaupt ein anderes Gesicht. Ich stehe Ihnen natürlich nach wie vor zur Verfügung, wenn Sie darauf bestehen.

AMADEUS atmet tief auf, sieht ihn lang an, schüttelt den Kopf. Nein, nicht mehr. *Reicht ihm die Hand. Hin und her, vor sich hin.* Cäcilie . . . Cäcilie! . . . *Zurück; anderer Ton.* Wollen Sie nicht Platz nehmen, Sigismund?

SIGISMUND. Danke.

AMADEUS wieder fremd und mißtrauisch. Wie es beliebt.

SIGISMUND. Fassen Sie das nicht falsch auf. Aber unsere Unterredung ist wohl zu Ende, verehrter Kapellmeister. *Sieht um sich.* Und doch, ich will es Ihnen gestehen, seit Sie so grob mit mir geworden sind, ist mir im Grunde viel wohler. Ist das nicht sonderbar? Trotzdem ja nach dieser überraschenden Wendung meine Hoffnungen ziemlich ... o entschuldigen Sie! ... völlig begraben sind — trotzdem ist mir jetzt eigentlich leichter zumute als die ganze letzte Zeit. Wenn mir nun auch das Glück nicht beschieden ist, das ich törichterweise eine Zeitlang zu erträumen wagte ...

AMADEUS. War es so töricht?

SIGISMUND gutmütig. O ja. Aber das ist doch wenigstens ein Abschluß, den man sich kann gefallen lassen. *Schüttelt den Kopf.* Wie merkwürdig. Wenn ich jetzt nicht gekommen wäre, hätten Sie am Ende nie erfahren .. hätten Sie nie geglaubt ... hätten von Cäcilie ... Und einer von uns wäre vielleicht ... müßte vielleicht ... *Geste.*

AMADEUS. Ein seltsamer Zufall, daß Sie gerade in dieser Stunde — —

SIGISMUND. Zufall? ... Ah nein. Es gibt keinen Zufall, lieber Kapellmeister; darauf werden Sie schon kommen. *Pause.* Also leben Sie wohl und grüßen Sie Frau ... Adams ...

AMADEUS. Sagen Sie ruhig: Cäcilie.

SIGISMUND. ... und sie möchte mir nicht böse sein, daß ich ohne ihr Wissen diesen Schritt getan habe. Daß ich fortfahre, das wird sie nicht überraschen. Ich habe ihr gestern beim Abschied gesagt, daß ich diese Existenz nicht weiterführen kann.

AMADEUS. Und sie? ... Was hat sie geantwortet?

SIGISMUND zögernd. Sie — —?

AMADEUS in neuer Erregung. Sie wollte Sie hier halten —?

SIGISMUND. Ja.

AMADEUS. Also doch!

SIGISMUND. Jetzt wird sie auch nicht mehr wollen, lieber Kapellmeister. *Wehmütig lächelnd.* Ich habe ja meinen Zweck erfüllt.

AMADEUS. Wie meinen Sie das?

SIGISMUND. Nun, ich sehe ja jetzt, was ich ihr war . . . o gewiß ohne daß sie's geahnt hat!

AMADEUS. Was waren Sie ihr?

SIGISMUND. Nicht mehr und nicht weniger als ein Mittel, Sie wieder zurückzugewinnen.

AMADEUS. Warum denken Sie — —

SIGISMUND. Warum? . . . Weil es ihr gelungen ist.

AMADEUS. Nein, Sigismund, sie hatte mich nicht verloren — trotz aller der Dinge, die geschehen sind. Mir ist sogar, wie wenn ich — sie mehr verloren gehabt hätte als sie — mich.

SIGISMUND. Sie sind sehr liebenswürdig. — Nun, grüß' Sie Gott.

AMADEUS *beinahe ergriffen.* Und wann sieht man Sie wieder?

SIGISMUND. Ich weiß nicht. Vielleicht nie. — Oh, nicht, daß ich mich umbringen werde! Ich werd' es schon überwinden, ich bin noch jung. — Ja, lieber Kapellmeister, wenn das wieder einmal so werden könnte wie früher, daß ich hier am Kamin sitzen dürfte, während Cäcilie singt, — oder nach dem Nachtmahl auf dem Klavier klimpern . . .

AMADEUS. Oh! nicht so bescheiden! Ihr Klavierspiel ist ja sogar in Berlin berühmt geworden.

SIGISMUND. Das hat sie Ihnen auch erzählt! — Aber sehen Sie, lieber Kapellmeister, das kann alles nicht mehr wiederkommen . . . die Unbefangenheit wäre fort. — Also . . . auf Nimmerwiedersehen.

AMADEUS. Nimmer . . . Warum denn? Vielleicht begegne ich Ihnen sogar bald . . . allein. Ich reise ja . . . auch fort.

SIGISMUND. Ich weiß. Wir haben gestern davon

gesprochen, im Speisewagen. Sie dirigieren Ihre — — die wievielte ist es denn?

AMADEUS. Die vierte.

SIGISMUND. So weit halten Sie schon? — Wo fahren Sie denn überall hin?

AMADEUS. Zuerst Rheingegend, dann über München nach Italien: Venedig, Mailand, Rom.

SIGISMUND. Rom? ... Möglich, daß wir uns dort treffen. Aber entschuldigen Sie, in Ihre Konzerte werd' ich nicht hineingehn; vorläufig verstehe ich Ihre Symphonien noch nicht ... Oh, das wird auch einmal kommen! Man wird ja immer gescheiter; und besonders Erfahrungen und Schmerzen reifen den Menschen ... So, jetzt macht er Späße, werden Sie sich denken. Es ist mir aber wirklich nicht so lustig zumut. Grüß' Sie Gott, lieber Meister. Meinen Handkuß der gnädigen Frau. *Ab.*

Achter Auftritt

AMADEUS allein im Zimmer hin und her. Atmet auf. Auf die Terrasse. Zurück. Zum Klavier; phantasiert. Zum Schreibtisch; sucht unter den Papieren.

AMADEUS. Das Solo! ... Sie wird es singen, und ich werde dabei sein! ... *Er nimmt es, setzt sich zum Klavier. Glücklich.* Cäcilie! ... Cäcilie!

Neunter Auftritt

AMADEUS. CÄCILIE tritt ein.

AMADEUS steht auf. Da bist du endlich, Cäcilie!

CÄCILIE sehr ruhig. Guten Morgen, Amadeus.

AMADEUS. Etwas verspätet.

CÄCILIE lächelnd. Ja. *Legt den Hut ab, richtet sich vor dem Spiegel die Haare.*

AMADEUS. Warum bist du denn gar so früh fort?

CÄCILIE. Ich hatte allerlei zu tun.

AMADEUS. Darf man fragen —?

CÄCILIE. Gewiß. — So; hier bring' ich dir was. *Zieht aus ihrem Täschchen einen Brief.*

AMADEUS. Was ist das? *Nimmt ihn.* ... Wie? ... Mein Brief an Philine! ... Wie, Cäcilie, du warst bei ihr?

CÄCILIE. Es war eine Art Nervosität von mir; jetzt kommt es mir eigentlich selbst ein bißchen komisch vor.

AMADEUS. Ja, wie ...?

CÄCILIE. Es war die einfachste Sache von der Welt: ich habe sie gebeten und sie hat ihn mir gegeben. Er lag in einer unversperrten Lade ihres Schreibtisches — unter andern. Du kannst von Glück sagen.

AMADEUS. Cäcilie! *Er zerreißt den Brief und wirft ihn in den Kamin.*

CÄCILIE. Du hättest dich ja doch nicht entschlossen, ihn von ihr zu verlangen, und das hätte mich irritiert. Ich muß einen freien Kopf haben, wenn ich arbeiten will. — Nun genug davon! *Abgewandt.* Dann war ich auch in der Oper. Ich habe mit dem Direktor gesprochen. Er wird mein Entlassungsgesuch befürworten.

AMADEUS. Dein Entlassungsgesuch —?

CÄCILIE. Ja. Ich werde am ersten Januar in Berlin sein.

AMADEUS. Aber Cäcilie, wir hatten doch noch gar nicht ernstlich ...

CÄCILIE. Wozu aufschieben, was ja doch entschieden ist? ... Du weißt, das lieb' ich nicht.

AMADEUS. Das bedeutete ja ein volles Jahr der Trennung!

CÄCILIE. Für den Anfang. Aber ich glaube, wir werden gut daran tun, uns auf länger gefaßt zu machen.

AMADEUS. Cäcilie, du willst von mir fortgehen?!

CÄCILIE. Was bleibt uns andres übrig, Amadeus? Ich hoffe, du fühlst das so gut wie ich.

AMADEUS. Ich hatte es gefühlt bis vor wenigen

Minuten, Cäcilie! Aber jetzt sehe ich unsere Zukunft anders vor mir ... Cäcilie! — Sigismund war hier!

CÄCILIE. Sigismund?! ... Du hast ihn gesprochen? Was wollte er?

AMADEUS. Was er wollte? ... Deine Hand.

CÄCILIE. Und du hast sie ihm verweigert —?

AMADEUS. Er sendet dir durch mich seinen Abschiedsgruß, Cäcilie.

CÄCILIE. Darum also mit einem Mal so wohlgelaunt! — *Pause.* Und wenn er nicht dagewesen wäre?

AMADEUS. Wenn er nicht dagewesen wäre ...

CÄCILIE. So sprich doch!

AMADEUS *schweigt.*

CÄCILIE. Du wolltest dich doch nicht ... mit ihm schlagen?

AMADEUS. Ja. Albertus war schon auf dem Wege zu ihm.

CÄCILIE. So eitel, Amadeus.

AMADEUS. Nein, nicht Eitelkeit, Cäcilie. Ich liebe dich.

CÄCILIE *bleibt starr.*

AMADEUS. Du ahnst ja nicht, was in mir vorging, während ich aus seinen Worten allmählich die Wahrheit erraten konnte! Der Himmel hat sich neu für mich aufgetan!

CÄCILIE. Du vergißt nur, daß er für mich immer verschlossen bleiben müßte.

AMADEUS. Sag' das nicht, Cäcilie! Es war ja alles so nichtig, was ich erlebt habe.

CÄCILIE. Nichtig? ... Und wenn ich's erlebt hätte, so war es so bedeutungsvoll, daß man darum morden oder sterben mußte? Warum glaubst du denn, ich käme ohne weiters darüber hinweg?

AMADEUS. Warum ich es glaube? Du hast es ja schon bewiesen. Du hast alles gewußt, was geschehen ist, und doch bist du wieder die Meine geworden ... du hast gewußt, daß ich treulos war und du treu, und doch —

CÄCILIE. Treu? ... Nein, das war ich nicht! Und erscheine ich dir auch so, für mich selbst bin ich's längst nicht mehr gewesen. I c h weiß es ja, was für Wünsche mich durchglüht haben, — i c h weiß, wie in mancher Nähe mein Leib gebebt und geschmachtet hat, — und was ich dir gestern abend sagte, daß ich mit ausgebreiteten Armen dastehe und mich sehne und warte, das ist wahr, Amadeus, so wahr als ich hier vor dir stehe!

AMADEUS. Wenn das wahr ist, was hat dich zurückgehalten, deiner Sehnsucht zu folgen? ... dich, die ebenso frei war wie ich selbst?

CÄCILIE. Ich bin eine Frau, Amadeus. Und es scheint so: irgend etwas macht uns auch dann noch zögern, wenn wir schon längst entschlossen sind.

AMADEUS. Also weil du selbst dich für schuldig hieltest, hast du geschwiegen? ... Darum nur hast du mich, den du durch ein Wort von seiner Qual hättest befreien können, in dem Wahn gelassen, daß du ebenso schuldig wärst als ich selbst? ...

CÄCILIE. Vielleicht ...

AMADEUS. Und wie lange wolltest du mich's glauben lassen?

CÄCILIE. Bis es wahr geworden wäre, Amadeus.

AMADEUS. Nun ist's genug, Cäcilie! Es wird nie wahr werden ... jetzt nicht mehr.

CÄCILIE. Warum bildest du dir das ein, Amadeus? Es wird wahr werden. Glaubst du denn, dies sollte eine Prüfung für dich sein? Denkst du, ich spielte eine kindische Komödie, um dich zu strafen, und jetzt, nachdem du zu früh die ganze Wahrheit erfahren, würde ich dir in die Arme sinken und erklären, alles sei wieder gut? Hast du es wirklich für möglich gehalten, daß nun alles vergessen sei und wir unsere Ehe wieder aufnehmen werden, wo sie unterbrochen wurde? Kannst du es denn nur wünschen, daß es so kommt und daß es eine Ehe wird wie tausend andere, wo

man sich betrügt — und wieder versöhnt — und wieder betrügt, je nach der Laune des Augenblicks?

AMADEUS. Wir haben uns nicht betrogen und nicht versöhnt — wir waren frei und haben uns wiedergefunden.

CÄCILIE. Wir uns .. Als wenn das nur möglich gewesen wäre! Was ist es denn, was mich mit einem Male für dich so begehrenswert machte? Nicht, daß ich Cäcilie war, — nein: daß ich als eine andere wiederzukommen schien. Und war ich denn wirklich dein? Ich war es nicht. Oder bist du so bescheiden geworden mit einem Mal, daß dir ein Glück genügte, das zur selben Stunde sich vielleicht auch ein anderer hätte holen können, wenn er nur dagewesen wäre?

AMADEUS zuckt. Und wenn ich auch diese Nacht deinem Starrsinn preisgebe, jetzt ist's Tag, Cäcilie — wir sind wach — und du fühlst es so gut wie ich in diesem lichten Augenblick, daß wir uns lieben, Cäcilie, lieben, wie wir uns niemals geliebt haben.

CÄCILIE. Dieser Augenblick kann trügen ... er trügt gewiß. Wenn irgend einer, so ist der dazu gemacht. Verdienen denn die vielen Stunden, in denen wir allmählich unsere Zärtlichkeit schwinden fühlten — die vielen Stunden, in denen es uns zu andern lockte... verdienen die weniger Glauben als dieser Augenblick? Was uns jetzt zueinander treibt, ist nichts als die Angst vor dem wirklichen Abschiednehmen. Und was wir jetzt empfinden, wäre eine armselige Probe auf die Ewigkeit. Ich vertrau' ihr nicht. Was einmal geschehen ist, könnte ... müßte sich wiederholen — morgen — oder in zwei Jahren — oder in fünf ... vielleicht etwas leichtfertiger, vielleicht etwas düsterer als diesmal, — kläglicher gewiß.

AMADEUS. Nein, nein, nie wieder! Jetzt, nach dem, was ich durchfühlt und durchlebt habe, steh' ich für mich ein!

CÄCILIE. Ich bin meiner nicht so sicher, Amadeus.

AMADEUS. Das schreckt mich nicht, Cäcilie.

Denn jetzt bin ich bereit, den Kampf aufzunehmen, jetzt bin ich wert, ihn zu führen, und fähig, ihn zu bestehen. Jetzt bist du auch nicht mehr schutzlos, wie du es warst — meine Zärtlichkeit behütet dich.

CÄCILIE. Aber ich will nicht behütet sein. — Ich gebe dir das Recht nicht mehr dazu! Und so wenig, wie ich dein Versprechen annehme, so wenig kann ich dir eines geben.

AMADEUS. Und wenn ich selbst darauf verzichtete, wenn ich es auf alle Ungewißheit hin wagte?

CÄCILIE. Ich wage es nicht mit dir und nicht mit mir, auch nicht auf ein Gewisses hin. *Wendet sich ab.*

AMADEUS. So verstehe ich dich nicht mehr, Cäcilie. Was willst du uns ... ja uns beide denn so bitter büßen lassen — unsere Schuld oder unser Glück?

CÄCILIE wieder zu ihm sich wendend. Büßen ...? Nicht das eine und nicht das andere. Was soll denn dieses Wort zwischen uns? Keiner von uns hat etwas begangen, wofür er Buße tun müßte, keiner hat das Recht, dem andern einen Vorwurf zu machen. Wir waren beide frei, und jeder hat seine Freiheit benützt, wie er wollte und konnte. Es ist wohl gekommen, wie es kommen mußte. Wir haben uns zu viel zugetraut ... oder zu wenig. Wir waren weder geschaffen, uns ewig in Treue zu lieben, noch stark genug, um unsere Freundschaft rein zu erhalten. Andere fänden sich ab ... ich kann es nicht — Und du darfst es nicht können, Amadeus. Unser Versuch ist mißglückt, nehmen wir die Enttäuschung hin. Das ist zu ertragen. Aber ich bin nicht neugierig zu wissen, wie es schmeckt, wenn Ekel das Ende ist.

AMADEUS. Das Ende? — ... Cäcilie, es ist ja nicht möglich! Es kann ja nicht sein, daß wir uns wirklich verlassen sollen! wie Fremde voneinander gehn! Jetzt stehn wir einander Aug' in Aug' gegenüber, spüren jeder des andern Nähe, drum fühlst du nicht, was es bedeuten würde. Bedenke, was sich alles während

einer solchen Trennung, während einer so langen, so pflichtlosen, in deinem und auch in meinem Leben ereignen könnte ... Dinge, die du heute noch gar nicht ahnen kannst und die nie, nie wieder gutzumachen wären.

CÄCILIE. Schlimmere doch nicht, als schon geschehen sind? Darauf, ob man einander treu bleibt, was die Leute so nennen, kommt es wohl am allerwenigsten an. Aus allen möglichen Schicksalen können wir eher einmal zueinander zurück als aus dem Abenteuer dieser Nacht und aus dieser trügerischen Stunde.

AMADEUS. Zurück zueinander ...?

CÄCILIE. Gewiß ist es auch möglich, daß wir uns in ein paar Jahren nicht einmal mehr danach sehnen und daß dann alles zwischen uns so völlig aus ist, wie wir es uns jetzt nicht einmal vorstellen können. Es ist möglich, sage ich. Blieben wir aber jetzt zusammen, dann wäre es schon in dieser Sekunde aus. Denn dann waren wir um nichts besser als all die, die wir verachtet haben, — wir hätten es uns nur bequemer gemacht als die andern.

Zehnter Auftritt

Die VORIGEN — ALBERTUS tritt ein.

ALBERTUS. Bitte um Entschuldigung, daß ich unangemeldet eintrete, aber — —

CÄCILIE geht nach hinten.

AMADEUS Albertus entgegen. Du hast den Fürsten nicht angetroffen — ich weiß — er war selbst hier.

ALBERTUS. Was hat das zu bedeuten?

AMADEUS. Daß es keinen Anlaß für mich gab, ihm ans Leben zu wollen.

ALBERTUS. So. — Nun, der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht etwas Ähnliches vermutet habe! — Somit wäre also alles in diesem Hause wieder in schönster Ordnung?

AMADEUS. Ja, in schönster Ordnung. Wenn ich zurückkomme, ist Cäcilie in Berlin, und ich reise ihr nicht nach.

ALBERTUS. Wie? ihr laßt euch also scheiden?

CÄCILIE näher kommend. Wir lassen uns nicht scheiden, lieber Albertus. Wir scheiden.

ALBERTUS. Wie? . . . *Sieht beide an. Pause.* Das gefällt mir eigentlich. Ja. Ihr zwei, ihr seid feine Menschen — besonders Sie, Cäcilie — euch bleibt jetzt wohl nichts andres übrig.

Elfter Auftritt

Die VORIGEN — PETERL herein, Figuren in der Hand.

PETERL. Papa, Mama, ich kann schon so schön Theater spielen! Wollt ihr mir nicht zuschaun? Kommt doch!

CÄCILIE streicht ihm über die Haare.

AMADEUS steht ferner.

ALBERTUS. Nun, da hast du dein geliebtes Leben! Jetzt wäre doch der Augenblick, in dem ihr euch mit absoluter Sicherheit in die Arme stürztet, wenn ihr das Glück hättet, erfunden zu sein . . . allerdings von einem andern als von mir.

CÄCILIE. Dazu ist uns der Bub' doch beiden zu wert . . . nicht wahr, Amadeus?

AMADEUS Blick auf Peterl; ausbrechend. Mit einem Mal wieder allein in der Welt stehen — es ist doch kaum auszudenken!

CÄCILIE. Irgendwo in der Welt sind doch auch wir: dein Kind und die Mutter deines Kindes. Als Feinde gehen wir ja nicht voneinander . . . *Lächelnd.* Auch dein Solo hier zu singen, bin ich gerne bereit; — studieren werd' ich es freilich allein.

AMADEUS. Es ist nicht zu ertragen. —

CÄCILIE. Es wird zu ertragen sein. Wir haben zu arbeiten — beide.

ALBERTUS. Ja. Und was so ein ordentlicher Schmerz aus dir machen wird, das ist gar nicht abzusehen. Dergleichen hat dir bisher gefehlt. Ich verspreche mir was für dich. In gewissem Sinn könnte ich dich beinah beneiden.

PETERL. Also was ist denn? . . . Schau', Mama, wie sie zappeln! Das ist der König, und das ist der Teufel.

ALBERTUS. Na, Bub', komm, du sollst mir dein Stück vorspielen Aber ich bestehe darauf, daß der Held zum Schluß entweder Hochzeit macht oder vom Teufel geholt wird; da kann man doch beruhigt nach Hause gehen, wenn der Vorhang gefallen ist. *Ab mit Peterl.*

Zwölfter Auftritt

AMADEUS, CÄCILIE.

CÄCILIE will folgen nach einem Blick auf Amadeus.

AMADEUS. Cäcilie!

CÄCILIE wendet sich um.

AMADEUS sehr heftig. Cäcilie, warum hast du mich nicht von deiner Türe fortgewiesen, wenn du wußtest —

CÄCILIE. Wußt' ich denn . . .? Ich habe dich geliebt, Amadeus. Und vielleicht wollt' ich nichts andres, als daß das Ende, das nun einmal unausbleiblich war, unserer Liebe würdig wäre, — daß wir mit einer letzten Seligkeit und in Schmerzen voneinander gehen.

AMADEUS. Schmerzen . . . Empfindest du wirklich auch dergleichen?

CÄCILIE wieder nah zu ihm; ganz mild. Amadeus, willst du mich denn nicht verstehen? Mir ist geradeso weh als dir. Aber eins fühle ich eben stärker als du, und das ist gut für uns beide: Wir sind einander so viel gewesen, Amadeus, daß wir uns die Erinnerung daran rein erhalten müssen. Wenn das ein Abenteuer war, so sind wir auch unser vergangenes Glück nicht wert; — war es ein Abschied, so sind wir vielleicht doch zu

einem künftigen bestimmt ... vielleicht — *sie geht dem Garten zu.*

AMADEUS. Und das ist nun der Lohn dafür, daß wir gegeneinander immer wahr gewesen sind!

CÄCILIE sich nach ihm umwendend. Wahr? ... Sind wir's denn immer gewesen?

AMADEUS. Cäcilie!

CÄCILIE. Nein, ich glaub' es nicht mehr. Wenn alles andere wahr gewesen ist, — daß wir beide uns so schnell darein gefunden in jener Stunde, da du mir deine Leidenschaft für die Gräfin und ich dir meine Neigung für Sigismund gestand — das ist nicht Wahrheit gewesen. Hätten wir einander damals unsern Zorn, unsere Erbitterung, unsere Verzweiflung ins Gesicht geschrien, statt die Gefaßten und Überlegenen zu spielen, dann wären wir wahr gewesen, Amadeus, — und wir waren es nicht. *Sie geht über die Terrasse ab und verschwindet im Garten.*

AMADEUS vor sich hin. Gut denn — wir waren es nicht. *Nach einer Pause.* Und wenn wir's gewesen wären?! *Er scheint eine Weile zu überlegen, dann geht er zu seinem Schreibtisch und packt rasch die Manuskripte, die dort liegen, in die kleine Handtasche. Dann wirft er einen Blick in den Garten; dann geht er in sein Zimmer und kommt gleich mit Hut und Überrock zurück. Er öffnet die Handtasche wieder, nimmt ein Manuskript hervor, legt es aufs Klavier. Dann geht er rasch mit Hut, Rock und Handtasche ab. — Kurze Pause.*

Dreizehnter Auftritt

CÄCILIE kommt herein. Später ALBERTUS und PETERL.

CÄCILIE merkt, daß die Handtasche nicht mehr da ist. Sie geht rasch in das Zimmer des Amadeus, kommt wieder zurück. Sie geht bis zur Eingangstür rechts, dort bleibt sie stehen, breitet die Arme aus und läßt sie wieder sinken. Dann geht sie zum Klavier und sieht das Manuskript dort liegen. Sie nimmt es in die Hand, betrachtet es, und sinkt langsam auf den Sessel.

Albertus und Peterl erscheinen auf der Veranda.

PETERL von draußen. Mutter!

CÄCILIE hört nicht darauf.

ALBERTUS sieht, daß Cäcilie allein und in ihren Schmerz versunken ist. Er geht mit Peterl wieder in den Garten.

CÄCILIE weint leise und läßt den Kopf aufs Klavier sinken.

Vorhang.

MARIONETTEN

Drei Einakter

I. DER PUPPENSPIELER

Studie in einem Aufzug

GEORG MERKLIN
EDUARD JAGISCH, Oboespieler
ANNA, seine Frau
BEIDER SOHN, acht Jahre alt
EIN DIENSTMÄDCHEN

Bescheiden, aber behaglich eingerichtetes Zimmer. Zwei Fenster, Blick auf Dächer, Hügel, blaßblauer Frühlingshimmel. Rechts Eingangstür, links auch eine Tür.

EDUARD JAGISCH von rechts. Schmächtiger, bartloser Mann von etwa 40 Jahren, bescheiden und nett gekleidet; im Gebaben ein wenig befangen, liebenswürdig. Gleich hinter ihm GEORG MERKLIN, etwa 50 Jahre, ziemlich ergrauter Vollbart, dichtes graues Haar; abgetragener Überzieher mit aufgestelltem Kragen, dunkle, etwas fettig glänzende Beinkleider, weicher Hut, staubige, vertretene Schuhe, aber in seinem Auftreten eine gewisse, auch äußere, Vornehmheit.

EDUARD. Ja, nun wären wir zu Hause. Tritt ein, Georg, ich heiße dich willkommen. Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich den Zufall preise, wie sehr ich mich freue . . . *Er legt Hut und Überzieher auf das Sofa.* So. — Willst du nicht ablegen?

GEORG hält seinen Überzieher mit einiger Absichtlichkeit fest. Danke, danke.

EDUARD betrachtet die Kleidung Georgs; über sein Gesicht gleitet ein Zug von Mitleid, das er aber nicht merken lassen will. Ja, du hast recht, es ist etwas kühl. Aber natürlich, man heizt doch nicht mehr Ende April — nicht wahr? Willst du nicht Platz nehmen? *Georg bleibt stehen.* Nun, Georg, weißt du auch, wie lange es her ist? Mehr als elf Jahre . . . jawohl, mehr als elf Jahre haben wir einander nicht gesehen. Und das Sonderbare ist, daß es gerade gestern elf Jahre waren.

GEORG. Gestern?

EDUARD. Ja, ich weiß, daß es gerade der achtundzwanzigste April war. Denn der Abend, an dem wir das letzte Mal zusammen waren, ist mir gewissermaßen unvergeßlich geblieben und hat noch in der Erinnerung einen seltsamen Zauber.

GEORG. Fern.

EDUARD. Da geht nun eine so lange Zeit hin, in der man gar nichts voneinander gewußt hat — und nun trifft man einander zufällig auf der Straße. Und so hätte man vielleicht sein ganzes Leben in der gleichen Stadt leben können, ohne einander zu begegnen.

GEORG. Allerdings.

EDUARD. Aber ohne meine Schuld. Denn was mich anbelangt, so habe ich dich gesucht, habe nach dir geradezu geforscht — zum mindesten in den letzten drei Jahren, seit ich wieder aus Amerika zurück bin. Es lag mir sehr daran, dich wieder zu finden.

GEORG der auf demselben Fleck stehen bleibt, sich im Zimmer umsieht, gleichgültig. Warum?

EDUARD. Warum? Ich sehnte mich nach dir — jawohl! Begreifst du das nicht? Denke doch, wie viel wir in früherer Zeit miteinander verkehrten; besonders in der letzten Zeit meines Wiener Aufenthaltes. In meinem kleinen Zimmer in der Nußdorfer Straße war es, wo du uns dein Stück vorlasest ...

GEORG am Fenster. Ein hübscher Blick.

EDUARD. Ja, das find' ich auch. Darum bin ich so weit herausgezogen. Trotzdem es manchmal seine mißlichen Seiten hat, insbesondere wenn ich spät abends aus der Oper nach Hause fahren muß, bei schlechtem Wetter. Wenn es schön ist, geh' ich manchmal zu Fuß, auch im Winter. Es dauert doch nicht mehr als drei Viertelstunden. Und dafür ist man dann geradezu auf dem Lande. Es ist sogar ein kleiner Garten bei dem Haus; zwar dürfen wir ihn nicht betreten, aber es ist doch für das Kind von Vorteil, wenn es so den Kopf nur zum Küchenfenster hinauszustrecken braucht, um den Duft der Blumen ...

GEORG wendet sich plötzlich nach ihm um. Du bist verheiratet?

EDUARD ein wenig erschrocken, daß er sich zu früh verraten hat. Allerdings bin ich das.

GEORG. Ja, warum sagst du mir denn das nicht gleich?

EDUARD. Ich wollte dich eigentlich überraschen. Ja, hm ... nun ist es heraus.

GEORG. Schon lang?

EDUARD. Nun, wie man's nimmt. Jedenfalls steht es fest, daß meine Frau soeben unsern Buben von der

Schule abholt, und unser Bub' ist acht Jahre alt — jawohl.

GEORG. Ah!

EDUARD. Ja. Und ich darf sagen, daß ich glücklich bin — vollkommen glücklich — schattenlos glücklich.

GEORG kopfschüttelnd. Glücklich... Ich würde nicht wagen, ein solches Wort so kühn hinauszuschmettern. Das ist vielleicht eine Art, Unheil heraufzubeschwören.

EDUARD. Ich fürchte kein Unheil mehr.

GEORG. Du hast dich sehr verändert.

EDUARD vergnügt. Findest du?

GEORG. Wenn ich mich erinnere, was du damals für ein ängstlicher, verschüchterter, ja man kann sagen armseliger Bursche gewesen bist...

EDUARD. Oh!

GEORG. Ja, bleiben wir dabei: ein gedrückter, armseliger Bursche. Und jetzt!...

EDUARD. Nun, ich habe eben das Gefühl, daß alles Unglück hinter mir liegt. Jetzt kommt nichts Böses mehr. Ich weiß es. — Nun ja, der Tod. Aber der kommt für uns alle. Ich denke nicht an ihn. Und übrigens, ich versichere dir, hat der Tod nichts Schreckliches mehr, wenn man einmal Weib und Kind hat, die einen beweinen werden. Ich weiß nicht, wie du über diese Dinge denkst.

GEORG. Ich habe weder Weib noch Kind — stehe also dem Tod ohne Sympathie gegenüber. — Warum siehst du mich so an? Wie findest du, daß ich ausschaue?

EDUARD. Gut, gut — vorzüglich!

GEORG. Grau.

EDUARD. Grau... Nun, auch ich beginne — sieh nur, hier an den Schläfen. Und du bist ja beinahe zehn Jahre älter als ich.

GEORG. Ich kannte einen, der mit siebenundzwanzig Jahren schneeweiß war.

EDUARD. Natürlich — Merlet! Ich kannt' ihn

ja auch ... schneeweiß. Ich treff' ihn noch zuweilen, aber man kennt sich nicht mehr ... Ja, das Leben! — Er war ja auch an jenem Abend, an jenem unvergeßlichen Abend, in unserer Gesellschaft.

GEORG *beinahe vor sich hin.* Grau sein beweist nichts. Auch die Jahre beweisen nichts. Gibt es nicht Menschen, die noch mit sechzig oder siebzig Jahren Väter werden — oder Feldzüge mitmachen? Kann man solche Leute alt nennen? Nein. Nur eines beweist, daß man alt ist — der Tod. Alt sind nicht die Hundertjährigen; alt sind, die morgen sterben müssen. *Zum Fenster hinausweisend.* Diese junge Dame ist uralt, wenn sie an der nächsten Ecke tot zusammenstürzt.

EDUARD *zu ihm hin.* O, ich dachte, du erblickst meine Frau, sie muß nämlich jeden Augenblick kommen ... Nein, nein, sie ist es nicht.

GEORG. Es hätte mir auch leid getan.

EDUARD. Leid — warum denn?

GEORG. Nun, ich habe Grund, mit solchen Bemerkungen vorsichtig zu sein.

EDUARD. Wie meinst du das?

GEORG. Ich will dir eine Geschichte erzählen, die mir vor ein paar Jahren auf der Eisenbahn passiert ist. Es war früh um sechs, ein Wintermorgen. Mir gegenüber sitzt ein Mensch, lehnt in der Ecke und schlummert. Ich kenn' ihn nicht, ich hab' ihn nie gesehen, er interessiert mich nicht im allergeringsten. Plötzlich geht mir der Gedanke durch den Kopf: Stirb! Und mit diesem Gedanken seh' ich ihn eine geraume Weile an. Er schläft weiter und rührt sich nicht. Ich blicke wieder zum Fenster hinaus in die beschneite Landschaft, wie es meine Art ist, und vergesse den Kerl vollkommen. Wir kommen in Wien an. Ich erhebe mich, steige aus, der andere nicht. Der andere bleibt sitzen, regungslos. Ich rufe Leute herbei — man trägt ihn hinaus — er war tot ... tot. Die Ärzte nannten es Herzschlag.

EDUARD. Jedenfalls ein sonderbarer Zufall.

GEORG. Zufall? — Weißt du denn, wie viel Tag für Tag auf der Welt geschieht, weil es irgend jemand insgeheim wollte — oder auch nur leichtfertig aussprach? Ahnst du etwas von der geheimnisvollen Macht, die in schöpferischen Naturen steckt? — Ich begab mich zu einem Kommissär und teilte ihm den Sachverhalt mit. „Setzen Sie mich ins Gefängnis, Herr," sagte ich, „denn offenbar bin ich es, der diesen Herrn ermordet hat. Dabei empfinde ich nicht die geringste Reue." Aber der Kommissär setzte mich nicht ins Gefängnis — er sah mich so einfältig an wie du und entließ mich wieder.

EDUARD freudig. Ja du bist es! Du bist der Alte! Georg, Georg! — Wo nur meine Frau heute, gerade heute so lange bleibt! Wie erstaunt wird sie sein... Du kannst dir ja denken, daß ich häufig von dir gesprochen habe, Georg. Aber darf ich dir nicht eine Zigarre anbieten?

GEORG. Danke, nein, danke; ich rauche nicht mehr. Ich habe mir diese überflüssigen Dinge abgewöhnt. Nein, nein, laß nur, ich würde es nicht mehr gut vertragen.

EDUARD. Wie du willst. Aber setz' dich wenigstens. Und sag' mir endlich, was du denn die ganze Zeit über gemacht hast. Ich kann es so gar nicht begreifen, daß man nichts mehr von dir gehört hat, daß du so gut wie —

GEORG. Daß ich verschollen war. Nun ja, sprich's nur aus. Ich versichere dir, es tut gar nicht weh, verschollen zu sein. Und ich glaube nicht, daß Menschen meiner Art überhaupt etwas Besseres zustoßen kann.

EDUARD. Aber... damals schien es doch — wir erwarteten alle... Du warst doch auf dem Wege, etwas Großes zu werden.

GEORG. Wer sagt dir, daß ich es nicht geworden bin? Müssen es denn die andern merken? Wenn du heute deine Oboe verkauftest, oder wenn deine Finger und Lippen gelähmt würden, daß du nicht mehr blasen

könntest — wärest du ein geringerer Virtuose als zuvor? Oder nimm an, du hättest keine Lust mehr und würfest sie einfach zum Fenster hinaus, deine Oboe, weil ihr Klang dir nicht genügte — wärst du dann kein Künstler mehr? Oder wärst du nicht vielmehr erst recht einer, wenn du's zum Fenster hinuntergeworfen hättest, den Instrument, das so ohnmächtig war im Vergleiche zu der göttlichen Musik in deinem Hirn?

EDUARD. Ohnmächtig — ja! Sieh, was du da sagst, ich hab' es öfters gefühlt.

GEORG. Nun, ich habe sie zum Fenster hinuntergeworfen, meine Oboe. — Die Dummköpfe haben ausgeschrien: Es fällt ihm nichts ein! Ich lasse sie schreien. Dem wahren Künstler kann nie etwas einfallen, denn er hat alles in sich — er hat die innere Fülle. Das ist es, darauf kommt es an.

EDUARD. Es ist mir, wie wenn ich dich gestern zum letztenmal gehört hätte — wahrhaftig! Ich kann es nicht fassen, daß wir uns heute zum erstenmal wiedersehn, — seit jenem Abschiedsfest am 28. April.

GEORG. Es war doch kein Abschiedsfest. Nur zufällig —

EDUARD. Für mich war es eins. Ich hatte ja schon meinen Vertrag für Boston in der Tasche. Erinnerst du dich nicht mehr? Man trank auf meine Zukunft; du hieltest sogar eine Rede. Erinnerst du dich nicht? — Ah, was für ein Abend! Wie an einen Traum denk' ich an ihn zurück. Als wär' es überhaupt der erste Frühlingsabend, den ich erlebt habe. Wir saßen unter hohen Bäumen, an zwei langen Tischen, die man hatte zusammenrücken müssen. Auf den Tischen brannten Windlichter. Merlet, der Schneeweiße, saß da — dort Habicht, der junge Schauspieler mit den glühenden Augen — dort jene Geigenspielerin, die noch im selben Jahre starb. Und deine Geliebte ... von damals war ganz in weiß gekleidet, hatte dunkelrote Rosen im Haar — und später, als außer uns

gar keine Leute mehr im Garten waren, lag sie zu deinen Füßen, den Kopf an dein Knie gelehnt. Sie hieß Irene.

GEORG. Ja. Sie hieß Irene. — Übrigens erinnere ich mich sehr wohl, daß du dich an jenem Abend auch eben nicht zu beklagen hattest.

EDUARD. O nein, durchaus nicht. Hab' ich's denn getan? Ich hatte mich keineswegs zu beklagen.

GEORG. Hast du sie wiedergesehen? Ich meine, ob du sie nach jenem Abend überhaupt noch einmal wiedergesehen hast?

EDUARD *als verstünde er nicht.* Irene?

GEORG. Nein, nein, die andere. Die an deiner Seite saß. Die Blonde mit dem Kindergesicht. Hast du sie nicht wiedergesehen?

EDUARD. Diese Blonde? Nein. Ich hatte doch meinen Kontrakt in der Tasche, für Boston. Nach ein paar Wochen mußt' ich jedenfalls fort. Das hatt' ich ja unterschrieben. Was sollte mir da irgend eine Blonde mit einem Kindergesicht?

GEORG. Es war ein schönes Geschöpf.

EDUARD. O ja, schön war sie wohl. Eine Freundin von Irene, wenn ich mich recht entsinne.

GEORG. Ja, ich denke, daß sie befreundet waren, soweit Frauen das eben sein können. *Sieht vor sich hin. Dann:* Eduard . . .

EDUARD. Nun?

GEORG. Es war wohl der erste berauschte, sozusagen glühende Abend, den du erlebt hast?

EDUARD. Es war ein seltsamer Abend, ganz gewiß.

GEORG. Es waren wohl die ersten zärtlichen Worte, die du zu hören bekamst, — an jenem Abend?

EDUARD. Du glaubst ?

GEORG. Ich weiß es ja. Wie oft hatt' ich dich seufzen gehört, daß du zum Glück nicht geschaffen, daß du bestimmt wärst, deine Jugend einsam und ungeliebt zu verbringen, weil du ein so verschüchterter und ängstlicher Bursch' warst.

EDUARD. Nun ja, meine Jugend war freilich recht armselig in mancher Hinsicht.

GEORG. Bis zu jenem Frühlingsabend, da man dir zum ersten Male glühende Worte zuflüsterte.

EDUARD mit listigen Augen. Daß du dich daran noch erinnerst!

GEORG. Es hat seinen Grund, Eduard. Und ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß uns das Schicksal nur deshalb noch einmal zusammengeführt hat, damit du die Wahrheit erfährst.

EDUARD wie oben. Was willst du mir sagen, Georg?

GEORG. Ich vermute, daß dieser Abend bedeutungsvoller für dich war, als du ahnst. Ich glaube, daß du an diesem Abend den Lebensmut in dich getrunken hast, von dem du auch heute noch erfüllt bist. Denn damals, gesteh es, hast du zum ersten Male empfunden, daß auch du imstande bist, Glück zu geben, Glück zu empfangen.

EDUARD. Da hast du nicht unrecht.

GEORG. Wäre jene Stunde nicht gewesen, du wärst wohl dein Lebtag der verschüchterte, ängstliche Bursch geblieben, als den ich dich kannte. Vielleicht hättest du nicht einmal den Mut gefunden, um ein Weib zu werben.

EDUARD wie überzeugt. Da magst du wohl recht haben, Georg.

GEORG. Und wie kam dies alles? Wodurch ward diese außerordentliche Veränderung deines Wesen hervorgerufen? Dadurch, daß du glaubtest, das schöne Mädchen, das dich damals doch zum ersten Male sah, hätte sich auf den ersten Blick in dich verliebt.

EDUARD. Ich hatte doch alle Ursache.

GEORG. Du hattest Ursache, es zu glauben; aber du hast dich geirrt.

EDUARD. Wie? Ist es möglich?

GEORG. Das Ganze war ein tiefsinniger Spaß, den ich ausgedacht hatte.

EDUARD in verstellter Verwunderung. Ein Spaß?

GEORG. Ja. Es war eine abgekartete Sache. Die Kleine, die so zärtlich mit dir war, tat einfach, was ich wollte. Ihr wart die Puppen in meiner Hand. Ich lenkte die Drähte. Es war abgemacht, daß sie sich in dich verliebt stellen sollte. Denn du hattest mir immer leid getan, Eduard. Ich wollte in dir die Illusion eines Glücks erwecken, damit dich das wahre Glück bereit fände, wenn es einmal erschiene. Und so hab' ich — wie es Leuten meiner Art wohl gegeben sein mag — vielleicht noch tiefer gewirkt, als ich wollte. Ich habe dich zu einem andern Menschen gemacht. Und ich darf wohl sagen: es ist ein edleres Vergnügen, mit Lebendigen zu spielen, als Luftgestalten im poetischen Tanze herumwirbeln zu lassen.

EDUARD. Höre, Georg, alles in allem genommen, finde ich, du hättest mir das nicht sagen sollen.

GEORG. Warum?

EDUARD. Denke nur, ich hätte mir damals allerlei eingebildet; es wäre nun doch einigermaßen beschämend ...

GEORG. Warum?

EDUARD am Fenster. Ah, da ist sie! Meine Frau! Ah, wie wird sie sich freuen!

GEORG. Nun, ich will allerdings bemerken, daß ich nicht vorbereitet war. Du wirst die Güte haben, mich bei ihr wegen meiner Toilette zu entschuldigen.

EDUARD. Aber keine Umstände! Du wirst meiner Frau gewiß willkommen sein.

ANNA kaum 30 Jahre, sehr hübsch, höchst einfach, aber mit Geschmack gekleidet, und der achtjährige Bub' kommen herein.

EDUARD. Nun endlich bist du da! Sieh einmal, Anna, wen ich dir da mitgebracht habe.

GEORG verbeugt sich.

ANNA sieht ihn, erkennt ihn, ist sehr überrascht, faßt sich; herzlich. Sie leben also!

GEORG blickt auf.

ANNA streckt ihm die Hand entgegen. Seien Sie mir willkommen.

GEORG hat sie erkannt. Ist es denn möglich? Anna! *Zu Eduard.* Und dieser Mensch läßt mich meine ganze Geschichte zu Ende erzählen. So ein Pfiffikus ist aus diesem verschüchterten Burschen geworden. Ihr habt euch also geheiratet?

EDUARD. Ja, wie du siehst. Und nun stelle dir vor, wie wir uns auf diesen Augenblick gefreut, ja, wie wir ihn gewissermaßer herbeigesehnt haben. Ich, und Anna auch.

ANNA. Ja, ich auch! *Sie betrachtet Georg lange.*

EDUARD zu Anna. Du mußt nämlich wissen, daß wir seine Puppen waren. An seinen Drähten haben wir getanzt. Sie sind aber allmählich sehr lebendig geworden, deine Puppen; nicht wahr, Georg?

GEORG. Ja, das bemerk' ich. Das also ist euer Sohn. Ein hübscher Junge. Wie alt bist du denn, kleiner Mann?

DER KLEINE. Achteinviertel Jahre!

GEORG. Und wie heißt du denn eigentlich? *Er hält ihn bei den Händen.*

DER KLEINE. Ich heiße Georg Jagisch.

GEORG. Georg? *Zu den anderen gewendet.* Georg? Wer von euren Verwandten heißt denn Georg?

EDUARD. Keiner. Wir haben uns eben erlaubt, ihn nach einem alten Freund, nach einem gewissen Puppenspieler — *Er lacht vergnügt.* Es war übrigens ein Einfall meiner Frau.

GEORG sieht sie alle an. Kinder, ihr habt wohl keine Ahnung, wie abgeschmackt ihr seid. *Vor sich hin.* Georg —

ANNA. Also Bub', jetzt geh hinein, bring' deine Sachen in Ordnung, wasch dir die Hände; dann kannst du wieder hereinkommen.

GEORG. Ja, Georg, dann kannst du wieder hereinkommen. — Georg. Wenn ein anderer so heißt wie wir selber, noch dazu so ein ganz kleines Individuum — das hat im Grunde was unbeschreiblich Komisches.

DER KLEINE ab.

EDUARD und ANNA sehen einander an.

Pause.

ANNA. So sieht man sich also wieder. Setzen Sie sich doch. Wollen Sie nicht ablegen? *Blick Eduards.* Allerdings, es ist etwas kühl — wirklich, ich möchte mir am liebsten was umnehmen.

GEORG. Ja, es ist kühl. Aber außerdem will ich ganz ehrlich gestehen: Ich bin im Arbeitsrock, darum will ich dieses Überkleid nicht ablegen. Ich hatte ja keine Ahnung, daß ich heute plötzlich als Besucher aufzutreten hätte. — Nein, Anna, wie Sie jung geblieben sind!

EDUARD. So sagt euch doch du, wie damals; es ist doch wahrhaftig kein Grund —

GEORG. Es ist wahrhaftig kein Grund ... Ei, was bist du jung geblieben, Anna!

EDUARD betrachtet seine Frau mit Liebe. Ja.

ANNA etwas verlegen. Aber wie kommt es denn nur, wie habt ihr euch denn ...

EDUARD. Denke nur den Zufall, Anna! Hier vor dem Hause! Nachdem man einen Menschen durch Jahre wie mit Lichtern gesucht hat! Ich gehe spazieren — oder vielmehr, ich komme aus der Probe, da erblick' ich ihn zehn Schritte vor mir — am Gang hab' ich ihn erkannt — und ruf' ihn an. Und er wendet sich um und will wieder seines Wegs gehen.

GEORG. Ich hab' dich nicht erkannt, ich bin ein wenig kurzsichtig.

EDUARD. Oder wolltest mir wieder davon. Aber nein, das wäre denn doch zu arg; wenn man jemanden durch Jahre sucht —

GEORG ernst. Wie mit Lichtern.

ANNA. Wo waren Sie denn eigentlich?

EDUARD. Wo warst du? Ich bestehe darauf, daß ihr euch du sagt, wie früher. Ich bin sonst nicht eigensinnig, aber darauf besteh' ich.

ANNA. Wo warst du denn eigentlich in dieser langen Zeit?

GEORG. Ich war meistens auf Reisen.

ANNA. Auf Reisen?

GEORG. Ja in der Welt herum.

ANNA. Und allein?

GEORG. Vorzugsweise allein. Anfangs allerdings nicht.

ANNA. Anfangs bist du wohl mit Irene — gereist?

GEORG. Ja, mit Irene.

EDUARD. Hm. Wo — ich meine — *Blick Annas* wo sie jetzt wohl sein mag, Irene.

GEORG ruhig. Ich weiß nicht. Ich habe lange nicht mehr von ihr gehört. Ich war weit herum. Ich bin sogar in Kalifornien gewesen und in Indien.

EDUARD. Ah!

GEORG. Dann hab' ich mich allmählich auf Europa beschränkt, und später sind meine Reisen immer kleiner geworden. *Beschreibt mit der Hand eine Spirale.* — Der Kreis immer enger. Jetzt mach' ich nur noch Wanderungen in der Umgebung Wiens. Aber das ändert nichts. Denn für mich bedeutet ein Spaziergang auf den Geländen da draußen mehr als für andere eine Fahrt um die Welt. Denn überall gibt es Menschen und Schicksale, wenn man versteht zu sehen und zu hören.

EDUARD. Im Ganzen lebst du jetzt sehr zurückgezogen, nicht wahr?

GEORG. Wie man's nimmt. Ich finde auch Gesellschaft, wenn mir's gerade paßt. Ich habe auch Freunde und Freundinnen — für einen Tag. Und ein Tag ist lang, wenn man versteht zu leben. Ich bin wie Harun-al-Raschid, der unerkannt im Volke wandelt. Die Leute, mit denen ich da draußen *große Geste* rede, ahnen nicht, wer ich bin; und wer von mir Abschied nimmt, weiß nicht, ob er mich wiederfindet. Es ist ein höchst interessantes Dasein.

EDUARD. Und wenn du nicht spazieren gehst, was fängst du denn dann an? Womit beschäftigst du dich eigentlich? *Mit einem plötzlichen Entschlusse.* Schreibst du denn noch?

GEORG. Schreiben . . . In dem Sinne, den du dem Worte gibst — nein! In einem andern — ja.

EDUARD. Ich wußt' es ja!

GEORG. Nichts weißt du! Es ist euch jedenfalls bekannt, daß man essen muß — wenigstens zuweilen. Nur aus diesem Grunde mache ich gelegentlich kleine Arbeiten für ein Journal. Nicht unter meinem Namen natürlich. Ich könnte ebensogut Kohlen tragen oder Pfeifenrohre schnitzen. Womit ich ausdrücken will, daß diese Arbeit mit meiner Seele nichts zu tun hat, mir nichts von meiner inneren Freiheit raubt. Aber genug von mir! Genug! *Pause. Blick zwischen Anna und Eduard.* Es ist seltsam.

EDUARD. Was findest du seltsam?

GEORG. Wie ihr nun da in einem behaglichen Heim haust; die Lampe hängt überm Tisch; ein Kind wächst euch heran ... *Das Dienstmädchen kommt herein.* Eine Zofe bedient euch; wahrscheinlich seid ihr auch gegen Unfall und Feuersbrunst versichert —

ANNA nimmt dem Dienstmädchen das Tischtuch aus der Hand und beginnt selbst aufzudecken. Das Dienstmädchen ab.

GEORG. Ja, wer hätte das alles vor zehn Jahren geahnt.

EDUARD. Ja, wer hätte das geahnt, vor elf Jahren am 28. April!

GEORG als besänne er sich plötzlich. Nun versteh' ich aber nicht, wie sich all das gefügt hat. Es war doch ein Spaß.

EDUARD. Ist aber Ernst daraus geworden. Nicht wahr, Anna? *Er nimmt Anna, die eben aufdeckt, um die Taille; sie wehrt leicht ab.* Wundervoller Ernst.

GEORG. Aber wie ist es denn gekommen, daß ihr euch —

EDUARD. Überlege doch nur, Georg. Das war wohl das Geringste, was sie mir schuldig war.

ANNA. Sag' das nicht, Eduard! — Wäre es nur meine Schuldigkeit gewesen, die hätt' ich auch damit getilgt, daß ich dir die Wahrheit eingestand.

GEORG sieht von einem zum andern. Ach so — nun ist mir alles klar.

EDUARD. Da irrst du dich aber sehr! Denn das Interessanteste weißt du noch lange nicht!

GEORG. Und das wäre?

EDUARD. Das eigentlich Interessante an der ganzen Sache ist, daß Anna früher eine Neigung für dich im Herzen trug.

GEORG. Für mich? Ach so, nun soll wohl mit mir ein Scherz verübt werden.

EDUARD. Ein Scherz? das wäre nicht übel. *Einen Blick Annas erwidernd.* Ach, er soll alles wissen. Wir sind es ihm schuldig. In mancherlei Hinsicht. Jawohl, sie trug eine Neigung für dich im Herzen.

GEORG. Anna —?

ANNA *deckt den Tisch, ruhig.* Etwas dergleichen wird es wohl gewesen sein. Sonst hätt' ich mich zu der ganzen Komödie kaum hergebeben.

GEORG. Das versteh' ich nicht. Kein Wort versteh' ich.

ANNA. Diese Komödie war nämlich meine letzte Hoffnung, sozusagen. Du solltest eifersüchtig werden.

GEORG. Ich sollte? Ach so ... Hm, Eduard, es muß dir doch eigentlich unangenehm sein, das anzuhören?

EDUARD. Unangenehm? Mir? Du bist aber komisch. Ja merkst du denn nicht, daß ich soeben den größten Triumph meines Daseins erlebe?

GEORG. Nun ja, wenn es so ist, — dann erzähle mir die Geschichte doch weiter, Anna.

ANNA. Es ist nichts mehr zu erzählen. *Lächelnd.* Die Sache ist mir mißglückt, wie du weißt. Du wurdest durchaus nicht eifersüchtig. Und so war es eben zu Ende.

GEORG. Zu Ende ...

ANNA *lächelnd.* Es mußte wohl zu Ende sein, da die letzte Hoffnung versagte. Nicht wahr? Da mußt' ich mich natürlich abfinden.

GEORG. Immerhin wäre auch die Möglichkeit zu erwägen, daß es mit deiner Neigung gar nicht so weit her war.

EDUARD. Das hab' ich für meinen Teil immer behauptet. Es war eher eine Art Freundschaft, die sie für dich hegte, Mitgefühl, wenn man so sagen darf. Und darum lag ihr daran, dich wieder auf den rechten Weg zu bringen.

GEORG. Auf den rechten Weg —?

ANNA. Den ich für den rechten hielt.

EDUARD. Dazu war es vor allem notwendig, dich von deiner unglückseligen Leidenschaft zu kurieren.

GEORG. Von welcher Leidenschaft?

ANNA *blickt vor sich hin.*

GEORG. Von welcher unglückseligen Leidenschaft?

EDUARD *schweigt.*

GEORG. Irene —? *Pause.* — Irene —?

ANNA. Sie war doch gewissermaßen mit Schuld daran, daß du damals nach deinem ersten Erfolg deine geregelte Existenz aufgabst ...

EDUARD. Daß du aus dem Amt austratest, wo du immerhin dein sicheres Einkommen hattest —

GEORG. Sie hat an mich geglaubt! Sie hat an mich geglaubt. Sie hat nicht gewollt, daß ich meine freie Seele in die Bande eines täglichen Berufes schlüge.

ANNA. Ich hätte dich so gern in Sicherheit und Ruhe gewünscht und ich fürchtete, daß du dergleichen bei Irene nicht finden würdest.

GEORG. Sicherheit? Ruhe? Sind das Dinge, die für mich jemals irgend welchen Wert besaßen?

ANNA. Nun wie immer, es dachte mancher damals, Irene wäre nicht ganz die Richtige für dich.

GEORG. Nicht die Richtige?

EDUARD. Soll ich's mit einem kräftigen Wort bezeichnen, sie hielt dich zum Narren.

GEORG. Mich? Irene — mich?

ANNA. Jedenfalls war ich überzeugt, es wäre zu deinem Besten, wenn du nicht mit ihr zusammenbliebst. Mir war sogar manchmal, als fühltest du selbst —

GEORG. Als fühlte ich selbst —?

ANNA. Als fühltest du selbst, daß nicht Irene — — Darum habe ich damals in . . . der Komödie mitgetan. An jenem Abend schien mir sogar in irgend einem Augenblick, als gelänge das Spiel . . . Du sahst mich zuweilen so seltsam an . . .

GEORG. Wie sah ich dich denn an?

ANNA. Wie du sonst nur Irene anzuschauen pflegtest. . . . Und an den Tagen, die nun folgten, habe ich mir allerlei dummes Zeug eingebildet. Ich habe gewissermaßen auf dich gewartet. Mir war, als müßtest du . . . als . . . *Pause.* Aber du bist nicht gekommen. Und nachdem ich ein paar Tage vergeblich gewartet hatte, wurde es mir endlich klar. Alles. Alles. Und ich habe mich sehr geschämt. Nicht nur für mich; auch für ihn. Für Eduard. Ja wirklich, bis in die tiefste Seele hab ich mich geschämt — für uns beide. Mir war so weh. Am liebsten wär' ich —

EDUARD. Nein, sprich das Wort nicht aus!

ANNA still. . . . wär' ich gestorben . . .

EDUARD. Ja, das hat sie mir auch damals gesagt, Georg. Und auf den Knien ist sie vor mir gelegen . . . Das heißt, ich hab' sie natürlich gleich aufgehoben . . . und hat mir das Ganze gestanden, alles. Ja, viel mehr, als du selber wußtest. Und in meinen Armen hat sie sich ausgeweint.

ANNA lächelnd. Ja. Und so wurde es auch wieder gut. Es dauerte gar nicht so lang. Es war doch ganz gut, dacht' ich bald, daß er nicht gekommen ist.

EDUARD. Und sie schrieb mir Briefe, als ich drüben in Amerika war. Ah, und was für Briefe! Alle hab' ich aufbewahrt. Wir lesen sie auch zuweilen wieder. In dem Fach dort liegen sie. Und dann, nach einiger Zeit nahm sie ein Billett und ging zu Schiff und kam zu mir nach Boston. Ja, Georg, hier steht ein Wesen, das mir nach Amerika nachgereist ist, so sehr hat sie mich — geliebt. *Pause.*

GEORG nachdenkend. Und wenn ich damals gekommen wäre, als Sie mich erwarteten?

ANNA. Da wäre wahrscheinlich manches anders geworden.

GEORG. Es ist wohl möglich. Von welchen Gefahren man manchmal bedroht ist, ohne es zu ahnen!

EDUARD. Wieso?

GEORG. Wenn ich bedenke, es hätte mir passieren können, ein geordneter Hausvater zu werden, wie du — unter einer Hängelampe zu sitzen und eine Zofe in Diensten zu haben . . . Nein, laßt uns alle froh sein, daß ich damals nicht gekommen bin. Nein, ich bin nicht dazu geboren, an einem weißgedeckten Tisch zu speisen.

EDUARD. Aber heute, Georg, heute wirst du es wohl doch einmal ausnahmsweise tun.

GEORG. Was denn?

EDUARD. Du bleibst bei uns zu Tische.

GEORG. Keineswegs.

EDUARD. Aber sieh doch, Anna hat schon für dich gedeckt.

GEORG. Nein — ich bitte sehr — laßt das. Ich wünsche nicht, in meiner Lebensführung gestört zu werden. Ich bin nicht mehr jung genug, um langjährige Gewohnheiten abzulegen.

EDUARD. Um welche Gewohnheiten handelt es sich da?

GEORG. Ich bin gewöhnt — ob ihr nun darüber lächelt oder nicht — mein Diner, wann es mir beliebt, im Freien, während des Spazierengehens, zu mir zu nehmen — und trage es daher der Bequemlichkeit halber meist in der Tasche bei mir.

DER KLEINE kommt herein. Ist die Suppe noch nicht da?

GEORG. Geduld, mein Junge. Gleich wird sie da sein. Und da ich euch auch nicht in euren Gewohnheiten zu stören wünsche, werdet ihr mir erlauben, mich ergebenst zu empfehlen.

EDUARD. Aber Georg, was fällt dir denn ein?

GEORG bestimmt. Laßt mich.

EDUARD durch einen Blick Annas aufgefordert, nicht wieder in ihn zu dringen. Ja, aber man wird sich doch wiedersehn . . .

GEORG. Es ist möglich, aber nicht gewiß. Wir wollen es dem Zufall überlassen. Ich lebe nach keinem Programm. Und wenn ihr etwa meine Wohnung erfahrt — ich gebe nichts auf Formalitäten, ich erwarte keinen Gegenbesuch.

EDUARD. Ja, aber wenn du auch nicht besucht werden willst, mein lieber Freund — nimm's mir nicht übel auf — es wäre ja möglich, daß . . . ich habe nämlich gewisse Verbindungen — am Ende könnt' ich dir in irgend welcher Weise dienlich sein.

GEORG. Dienlich? — Es scheint, du willst mir so irgend etwas wie eine Anstellung verschaffen?

EDUARD. Nun, das wäre doch nicht das Schlimmste.

GEORG. Es duldet dich wohl nicht, daß du mich so frei und unbeschränkt leben siehst? Ich soll wohl ein Tropf werden wie damals, da die Dummköpfe etwas von mir hielten? Aber die Zeiten haben sich geändert. Als ich arm war, konnt' ich euch geben, was ich besaß — heute bin ich zu reich, um ein Verschwender zu sein.

EDUARD. Ich denke ja nicht an eine Anstellung im gewöhnlichen Sinne. Aber es wäre ja möglich, daß du bei einiger Ruhe, bei einigem Fleiß auf die leichteste Weise, ja ohne deinen Willen zu Ruhm und zu Reichtum kämest.

GEORG. Ruhm? — Zehn Jahre — tausend Jahre — zehntausend? sag' mir, in welchem Jahr dieUnsterblichkeit anfängt, und ich will um meinen Ruhm besorgt sein. — Reichtum? — Zehn Gulden — tausend — eine Million? — Sag' mir, um wie viel die Welt zu kaufen ist, und ich will mich um Reichtum bemühen. Vorläufig ist mir der Unterschied zwischen Armut und Reichtum, zwischen Dunkelheit und Ruhm zu gering, als daß es sich mir lohnte, einen Finger darum zu rühren. Laß mich spazieren gehn, Freund, und mit

Menschen spielen. Das ist das einzige, was eines Menschen meiner Art würdig ist. Lebt wohl, meine Lieben, ich freue mich, euch wiedergesehen zu haben. *Zu dem Kleinen.* Adieu — Georg — Adieu! *Zu den anderen.* Wer weiß, wozu dieser kleine Junge einmal berufen ist. Und wenn man zugleich bedenkt, daß er nie geboren wäre, wenn ich nicht an jenem Abend den Einfall gehabt hätte ... Ihr müßt es ihm erzählen, wenn er einmal groß genug ist, um es zu verstehen.

EDUARD. Das werden wir uns doch überlegen.

GEORG. Ein Kind meiner Laune — wahrhaftig. *Das Dienstmädchen bringt die Suppe.* Adieu.

EDUARD. Und keinen Löffel Suppe — es ist geradezu kränkend! Du willst weggehn, ohne das Geringste ...

GEORG. Nun denn, wenn ihr mir durchaus etwas anbieten wollt, so erlaubt mir, meinem jugendlichen Namensvetter einen Kuß auf die Stirn zu geben. *Er hebt ihn in die Höhe und küßt ihn. Nach einer Pause.* Vielleicht bedarf dieser etwas rührsame Einfall der Erklärung. Nun, ich habe keinen Anlaß, euch zu verhehlen, daß ich auch einmal eine Frau hatte.

EDUARD. Du hattest eine — Frau?

ANNA. Irene!

GEORG. Ja. Und auch ein Kind.

ANNA ergriffen. Einen Sohn?

GEORG. Ja.

ANNA. Wo sind sie —?

GEORG. Meine Frau ist von mir später fortgegangen, und der Bub', den sie mir zurückgelassen ... *absichtlich kalt* ist gestorben. Ja. Ersehet daraus, meine Freunde: — das Schicksal wünscht nicht, daß ich durch Alltagssorgen an den Boden geschmiedet werde. Menschen meiner Art müssen frei sein, wenn sie sich ausleben sollen. Lebt wohl. *Ab.*

EDUARD. Georg! *Will ihm nach.*

DER KLEINE hat angefangen, seine Suppe zu essen.

ANNA. Laß ihn! Laß ihn! Wir wollen ihm nicht das Letzte nehmen, was ihm geblieben ist.

EDUARD. Wieso denn? *Sieht sie an.*

ANNA bindet dem Kleinen die Serviette um.

EDUARD kommt herbei, streicht ihr über die Haare.

ANNA blickt nicht auf.

EDUARD nickt wie verstehend. Nun ja . . .

Sie setzen sich und essen.

Vorhang.

II. DER TAPFERE CASSIAN

Puppenspiel in einem Akt

MARTIN
SOPHIE
CASSIAN
EIN DIENER

Ein Dachzimmer im Stil Ende des XVII. Jahrhunderts. Kleine deutsche Stadt. Blick durch das Fenster auf Dächer und Türme und weiter hinaus auf eine Hügellandschaft, über die der rötliche Glanz der Abendsonne fließt.

Das Zimmer in einiger Unordnung. Eine offene Truhe. Ein offener halbausgeräumter Schrank. Wäsche und Kleidungsstücke liegen auf Stühlen herum. Martin ist beschäftigt, einen Reisesack zu packen. Sophie nahe vor ihm.

MARTIN. Weine nicht, Kind, — weine nicht.

SOPHIE. Ich bin ja ganz still.

MARTIN ohne sich umzuwenden. Ich höre es deinem Atem an, daß du weinst.

SOPHIE. Soll ich dir helfen?

MARTIN. Das könntest du wohl tun. Sieh, dort im Schrank — ganz oben — liegen Taschentücher.

SOPHIE geht hin. Neue ... seidene ...

MARTIN. Gib sie mir. Du nimmst mir's wohl nicht übel, daß ich neue seidene Taschentücher auf die Reise mitnehme.

SOPHIE. Und die prächtige Spitzenkrause! ... So hast du sie doch dem persischen Handelsmann abgekauft.

MARTIN. Gewiß. Oder wolltest du, daß dein Liebster sich auf Reisen wie ein Handwerksbursche trägt? ... So reich' sie mir doch her, die Krause. *Sophie bringt sie ihm langsam. — Er deutet auf die Krause.* Ist dies nicht wieder eine Träne?

SOPHIE einfach. Vergib.

MARTIN. Nun, nun ... *Gutmütig; er berührt die Krause leicht mit den Lippen.* Nun siehst du wohl, daß ich dir nicht böse bin. Aber sei nur endlich ruhig. Gib dich drein, Kind. *Beschäftigt.* Es ist ja nicht auf ewig.

SOPHIE. Das hoff' ich wohl.

MARTIN. Nun also.

SOPHIE. Aber wie lange? ...

MARTIN. Wie lange? Willst du mich zum Lügner machen wider Willen, Kind? Ich weiß nicht, wie lange.

SOPHIE. Der März ist zu Ende.

MARTIN. Ich weiß.

SOPHIE. Auf der Wiese vor der Stadtmauer blühten die Veilchen, als wir neulich draußen spazierten.

MARTIN. Was soll's?

SOPHIE. Bist du wieder da, wenn der Flieder blüht?

MARTIN. Vielleicht früher . . . vielleicht auch ein wenig später . . . Am Ende erst, wenn die Pfirsiche reif sind — was weiß ich! Jedenfalls komme ich wieder, wenn ich nur am Leben bleibe — und das hoff' ich.

SOPHIE angstvoll. Wenn du dich werben ließest, Martin. . . .

MARTIN. Werben? . . . Ich denke nicht daran. Hab' gar keine Lust, mich herumzuschlagen. Das ist meine Sache nicht.

SOPHIE. Wenn du erst fort bist! Ich hab' wohl vernommen, wie sie zu locken verstehen, mit List und Tücke! — Und dein Vetter Cassian, von dem du mir so viel erzählst, der ist ja auch Soldat.

MARTIN. Der tapfere Cassian — ja, mit dem ist es ein ander Ding. Der schlug schon, als er dreizehn Jahr alt war, zwei Räuber tot . . . O, dem ist ein menschliches Leben nicht mehr wert als einer Mücke Dasein. Das ist einer!

SOPHIE. Ich möchte ihn wohl kennen lernen.

MARTIN. Cassian! . . . Das ist ein Held! Ich wette, über kurz oder lang wird er Oberst, General . . . Feldmarschall . . . . Ei, wenn ich Cassian wäre, ich hätte mir längst ein Herzogtum erobert. Bald werden wir ja irgend was der Art hören, das ist gewiß . . . Freilich, der tapfere Cassian! — Ich aber bin ein friedlicher Gesell und blase meine Flöte.

SOPHIE. Und wenn sie dir ein schönes Handgeld bieten?

MARTIN. Handgeld? . . . Bin ich ein Schlucker?

SOPHIE. Martin, wenn du's so weiter treibst, wird bald nicht viel übrig sein von den gewonnenen Dukaten.

MARTIN. Mit den tausend Dukaten käm' ich weit. Die lumpigen tausend Dukaten, die ich den Studenten hier abgewann! Das Bettelvolk hier in der Stadt!

SOPHIE. Weißt du, was sie sagen?

MARTIN. Kann's mir wohl denken.

SOPHIE. Du seist mit dem Teufel im Bund.

MARTIN. Ihnen ist Witz und Glück Teufelei. Ihr sollt eure Wunder erleben! *Geht hin und her, macht Toilette.*

SOPHIE. O Martin, Martin!

MARTIN. Was willst du?

SOPHIE. Bleib daheim, bleib daheim! Ich ahn' es, du bleibst mir nicht treu!

MARTIN betreten. Gab ich dir jemals Anlaß?

SOPHIE. Was weiß ich denn von dir? Erst im Herbst bist du in unsere Stadt gekommen, und am Weihnachtstag hast du mich zum erstenmal geküßt.

MARTIN. Nun, was weiter? Seither hast du mancherlei erfahren! —

SOPHIE. War es dein erster Kuß? So wie es mein erster war?

MARTIN. Das kann ich dir schwören.

SOPHIE. Martin! ... Und von den schönen Frauen, die im Herbst hier das Ballett tanzten, hast du keine geküßt?

MARTIN. Keine.

SOPHIE. Bist du nicht alle Abend im Theater gewesen? Hast du nicht gewartet spät nachts, bis sie nach Hause gingen — an der kleinen Tür auf dem Rathausplatz?

MARTIN. Hab' doch keine gekannt, zu keiner gesprochen.

SOPHIE. Und die Blume, nach der du haschtest?

MARTIN. Genug der kindischen Geschichten.

SOPHIE dringender. Wie hieß sie, die dir die Blumen zuwarf?

MARTIN. Ich weiß nicht mehr.

SOPHIE. Sie tanzte an jenem Abend das gefangene Mädchen aus Athen.

MARTIN. Das mag wohl sein.

SOPHIE. Wie ich sie vor mir sehe! Gleich zuckenden Schlangen im Schnee ringelten ihr die schwarzen Locken über die Schultern. Alle, die sie sahen, waren toll vor Entzücken. Und der Erbprinz warf ihr rote Rosen hinunter auf die Bühne ... O, ich weiß es noch! Und später auf der Straße warteten Hunderte; und als sie kam, den Strauß in der Hand, jubelten alle laut, und sie lächelte, und blickte um sich und streute Blumen unter die Menge ... Und du, ja du ... du! du bücktest dich und jagtest nach einer und hobst sie vom Boden auf und verwahrtest sie — ich hab's wohl gesehen! — an deiner Brust.

MARTIN greift unwillkürlich nach seiner Brust. Er wirft einen flüchtigen Blick nach Sophie, ob sie's gesehen. Nun, was soll's? Sie ist fort, ich habe nichts mehr von ihr gehört.

SOPHIE. Aber mich bangt, Martin, daß du mich einmal über solch einer vergessen und verraten könntest.

MARTIN. Unsinniges Zeug! ...

SOPHIE. Denke, Martin, daß sie alle falsch sind, die heimatlos durch die Welt ziehen ... so schön sie auch tanzen oder singen mögen. Und denk', es wär ein Unglück auch für dich, Martin, wenn du mich vergäßest!

MARTIN ungeduldig. Wie spät ist's an der Zeit?

SOPHIE. Es läutet zur Vesper, Martin.

MARTIN. Drei Stunden noch! ... Drei lange Stunden, bis die Post abgeht.

SOPHIE. Lange? ... lange? ...

MARTIN. Hab' ich dir weh getan?

SOPHIE ausbrechend. Warum ... warum gehst du fort?!

MARTIN. Wie oft noch die törichte Frage? Weil mich irgendwas forttreibt ... Das strömende Blut in mir ... der blühende Frühling draußen ... Was Neues will ich sehen — Menschen — Städte! ... Mich ärgern die Wände hier — die Mauern engen

mich . . . kein Lied mehr will mir über die Lippen . . .
Hin und her; sieht den unruhigen Blick Sophiens auf sich gerichtet.
's ist so was Dummes um die letzte Stunde vor dem Abschied! . . . Mußt du nicht nach Hause, Sophie? — es wird spät.

SOPHIE. Wenn du willst, Martin, geh' ich gleich fort.

MARTIN. Nicht, daß ich wollte, aber die Mutter . . .

SOPHIE. Heute dürft' ich länger fortbleiben. Ich wollte dir noch das Geleit bis zum Posthaus geben.

MARTIN. So? . . . Nun, es ist gut. So können wir wohl miteinander zu Abend essen.

SOPHIE. Freilich.

MARTIN. Laß uns gehen.

SOPHIE. Wohin?

MARTIN. Ich denke, wie neulich, an den Fluß — ins Wirtshaus zum goldnen Schwan.

SOPHIE. Dorthin —? . . .

MARTIN. Willst du nicht?

SOPHIE. Du kannst dir's wohl denken! . . . Die Soldaten dort und Studenten, die keck dreinschauen . . .

MARTIN. Ei, deswegen? Das kümmert uns wenig.

SOPHIE. Wieviel fehlte neulich, daß ihr mit den Degen aufeinander losgegangen wärt?

MARTIN. Es ist nicht meine Schuld. Ich duld' es nicht, daß dich einer anblickt, wie sich's nicht schickt.

SOPHIE. Wär's nicht traulicher, zu Haus zu bleiben?

MARTIN. Traulich wär's wohl. Aber es ist nichts zu essen da. Frau Brigitte ist fort seit heut nachmittag, und mein Diener kommt erst, wenn's Zeit ist, den Sack auf die Post zu tragen.

SOPHIE. Ich will selber was holen.

MARTIN. Willst du?

SOPHIE. Ein bißchen kaltes Fleisch, Backwerk, Orangen und Datteln — ist's dir recht?

MARTIN. Gutes Kind! Was wirst du nun wohl tun all die Abende, die ich fern bin?

SOPHIE. Dein gedenken . . . was soll ich anders! —

Wehmütige Umarmung. Es ist ziemlich dunkel geworden. Schwere Tritte auf der Treppe. — Die beiden schauen auf. CASSIAN tritt ein, in phantastischer Uniform.

CASSIAN sehr laut und heftig. Bin ich recht hier?

MARTIN. Vetter Cassian!

CASSIAN. Ja, ich bin es . . . Woher dringt diese Stimme? . . . Es ist meines Vetters Martin Stimme, die aus dem Dunkel zu mir schallt . . . Sei mir gegrüßt, Vetter Martin! . . . Und einen guten Abend dem schönen Fräulein.

MARTIN. So dunkel es sein mag, ob irgend ein Fräulein schön ist, sieht er gleich.

CASSIAN. Mehr Klugheit als scharfes Aug' . . . Wär' es die alte Tante Cordula, du hättest längst Licht gemacht.

MARTIN. Mach' Licht, Sophie, mach' Licht! Auf daß du den Gespielen meiner Jugend, meines Vaterbruders Sohn, den tapfern Cassian von Angesicht zu Angesicht erblickest!

Sophie ist zu Cassian getreten und betrachtet ihn. Sie starren sich gegenseitig ins Auge. Dann erst macht sie Licht.

MARTIN. Woher, Cassian? . . . wohin? . . . wie lange bleibst du? . . . was führt dich her?

CASSIAN. Zu viel Fragen für einen, der hungrig, durstig und müde ist.

MARTIN. So mußt du nun für drei sorgen, Sophie. Beeil' dich ein wenig — du weißt, wir haben nicht viel Zeit . . . . Kaltes Fleisch, Backwerk, Orangen und Datteln — wie du sagtest.

CASSIAN. Und vom Sekt sprachen Sie nichts, Fräulein? Das täte mir leid.

SOPHIE. Ich werde alles bringen, was Sie wünschen.

MARTIN. Sei rasch zurück!

SOPHIE. Auf Wiedersehen.

CASSIAN streckt sich aufs Bett. Vortrefflich! Ah, da möchte man wohl vierundzwanzig Stunden ruhen!

MARTIN. Wenn es dir beliebt, brauchst du nicht wieder aufzustehen. Ich verreise.

CASSIAN. Das trifft sich gut. Da trittst du mir wohl auch dein Zimmer für eine Nacht an?

MARTIN. So lang du willst.

CASSIAN. Etwa auch das Fräulein, das uns Abendessen holt?

MARTIN. Hier hört mein Recht zu verfügen und deines zu fragen auf.

CASSIAN. Oho! vor einem Jahr hättest du keine so rasche Antwort gefunden.

MARTIN. Und heut über ein Jahr hätt' ich dich vielleicht statt aller Antwort . . .

CASSIAN. Mit deinem Degen aufgespießt. Laß es mich lieber selbst sagen, sonst könnt' es ein übles Ende nehmen. Und das wäre dumm, denn ich wünsche, gut Freund mit dir zu bleiben. Gib mir die Hand.

MARTIN. Sei willkommen.

CASSIAN. Laß dich betrachten. Du hast dich verändert. Dein schüchtern frommes Wesen ist fort . . . die Stadt hat dich gebildet, wie es scheint. Gehst du noch zur Kirche?

MARTIN. Ach Cassian, das Leben selbst hat Himmel und Hölle genug! . . . Was brauch' ich Kirche und Pfaffen!

CASSIAN. Prächtig! prächtig! . . . Was ist dir widerfahren? Hast du dem Schah von Persien die Krone vom Nachttisch gestohlen? . . . fährst du morgen in einem vergoldeten Gespann mit sechs weißen Pferden nach Hinterindien? . . . . hast du den Erzbischof von Bamberg vergiftet und ist man dir auf der Spur? . . . reisest du auf die Löwenjagd nach Afrika? . . . hat dich der Sultan in seinen Harem geladen? . . . oder bist du am Ende der Kerl, der neulich auf der Landstraße zwischen Worms und Mainz die Kutsche überfiel, darin die schöne Gräfin von Wespich und ihre schöne Tochter saßen? . . . bist du's am Ende, der den Kutscher an einen Baum hing und den beiden Damen

die Kinder machte, die vorgestern zur gleichen Stunde auf die Welt gekommen sind?

MARTIN. Nichts von alledem.

CASSIAN. Ah — ich hab' es geahnt: das Mädchen, das uns Datteln und Orangen holt, ist eine verkleidete Prinzessin.

MARTIN. Aber von der ist ja gar nicht die Rede!

CASSIAN. Wetter, es gibt einen, der den Cassian neugierig machen kann ... und der eine ist mein kleiner Vetter Martin!

MARTIN. So höre! ... *Er nimmt aus seinem Wams eine Blume.* Die da ist von einer, die ich noch nicht einmal gesprochen habe, und die ich liebe wie ein Toller. Im Herbst war sie hier in der Stadt und hat getanzt — sie heißt Eleonora Lambriani ... *Er schwankt.*

CASSIAN. Was ist dir?

MARTIN. Mich schwindelt, wenn ich den Namen ausspreche.

CASSIAN. Eleonora Lambriani? ... Des Herzogs von Altenburg Mätresse?

MARTIN. Gewesen!

CASSIAN. Die in Fontainebleau nachts im Schloßpark vor dem König von Frankreich und seinen Offizieren ohne Schleier tanzte —?

MARTIN. Ein Dummkopf, der's nicht begreift! Sie war von ihrer Schönheit berauscht.

CASSIAN. Die den Grafen von Leigang zum Fenster in den Hof hinunterwarf, daß die Hunde auf ihn stürzten und ihm ein Ohr abfraßen —?

MARTIN. Es war nur einen Stock hoch und er behielt das andere ...

CASSIAN. Die einmal schwor, neunundneunzig Nächte lang jede Nacht einen andern Liebhaber zu beglücken, von denen keiner was Geringeres sein durfte als ein Fürst, — die ihren Schwur hielt und sich in der hundertsten einen Savoyardenknaben mit seinem Leierkasten ins Schlafgemach holte —?

MARTIN. Ja, sie ist's, sie ist's! die Elende, Herr-

lichste, Schönste! Und ich will sie — ich muß sie haben! Und dann sterben!

CASSIAN. Willst du? Hm . . . Es könnte sein, daß du sie für einen Groschen kriegst; — es ist aber auch möglich, daß sie zehntausend Dukaten fordert für einen Kuß auf die Fingerspitzen. Es ist möglich, daß sie auf deinen ersten begehrenden Blick ihr Hemde mitten entzweireißt — es kann aber auch sein, daß sie dich gegen tausend Türken schickt, bevor sie dir erlaubt, ihr die Schuhschnalle aufzusprengen.

MARTIN. Ich bin bereit.

CASSIAN. Weißt du, wo sie in diesem Augenblick weilt?

MARTIN. In Homburg. Dort tanzt sie bei den Festlichkeiten, die anläßlich der Monarchenzusammenkunft stattfinden. Und morgen früh bin ich dort.

CASSIAN. Wo hast du deine Schätze vergraben?

MARTIN. Heut sind sie noch in anderer Taschen. Aber morgen vor Abend bin ich reich.

CASSIAN. Wie willst du das machen?

MARTIN. Sollte dir nicht bekannt sein, daß in Homburg zu den Festtagen alle Spieler Europas zusammenströmen? . . . Wer sich mit mir einläßt, dessen Reichtum ist mein. Ein Tag ist lang, wenn man Glück hat. Und abends begeb' ich mich ins Theater, setze mich ans Proszenium, sehe Eleonore tanzen, und nachher warte ich vor ihrer Tür, lege ihr meinen Reichtum, mein Herz und mein Leben zu Füßen.

CASSIAN. Und wenn sie nichts von dir wissen will?

MARTIN. Bin ich um Mitternacht eine Leiche.

CASSIAN. Deine Phantasie lahmt zu früh. Um ein Uhr nachts will ich mit ihr auf deinem Grabe ein Menuett tanzen und der Kaiser von China soll von einem Luftballon aus zuschauen.

MARTIN. Du hast recht, dich über mich lustig zu machen, Cassian, denn du kennst nur meine Hoff-

nungen und Wünsche, nicht aber meine Kraft und Kunst. Du weißt nicht, daß ich gewinnen muß.

CASSIAN. Muß?

MARTIN. Wie immer die Würfel fallen — sie fallen für mich.

CASSIAN. Du bist dessen sicher?

MARTIN. So sicher — wie meiner Augen und meiner Hand.

CASSIAN. Hast du's erprobt?

MARTIN. Natürlich. Zuerst spielte ich mit mir selbst. Als ich meiner Sache gewiß war, lud ich mir Freunde ein, Studenten wie ich, einer brachte den andern, alle verloren, und heut ist in meinen Taschen das ganze Geld der Stadt. Es ist nicht eben viel, tausend Dukaten, aber es reicht zu Ausstattung, Reise und erstem Einsatz.

CASSIAN. Mich juckt's .... Bist du deiner Sache ganz sicher?

MARTIN. Versuch's doch! Hier sind Becher und Würfel; wir wollen spielen.

CASSIAN. Vortrefflich. *Nimmt den Becher zur Hand.* Aber was ist's mit dem schönen Fräulein, das uns das Essen holt?

MARTIN. Das arme Kind! — Du weißt ja, Cassian, als ich im Herbst von dir Abschied nahm, du zum Regiment einrücktest und ich die Universität bezog, war ich ein unschuldiger Knabe, hatte noch keines Mädchens Mund geküßt, keinem Liebe geschworen. Durft' ich Eleonoren so gegenübertreten? ... Ich wagt' es nicht! In Sophiens Armen hab' ich küssen gelernt, ihr schwor ich die Eide, die Mädchen gerne hören. Den Glühenden, Eifersüchtigen, Zärtlichen hab' ich gespielt und weiß, aus einem Weib zu machen, was ich will. Eine letzte Probe steht noch aus, daß ich mich sieghaft und stark genug fühle, um vor der Angebeteten nicht zu zittern. Eh' ich die Stadt verlasse, will ich ihr sagen, daß ich sie niemals wiedersehe; und du sollst Zeuge sein, wie sie eilends zu diesem Fenster hinfliegt, um sich hinabzustürzen.

CASSIAN die Würfel schüttelnd. Dein Einsatz, Vetter Martin! — Wie? nur einen Dukaten?

MARTIN. So beginn' ich.

CASSIAN würfelt. Drei.

MARTIN ebenso. Vier.

CASSIAN. Das war eben nichts Besonderes.

MARTIN. Nicht mehr als ich brauchte.

CASSIAN. Zehn.

MARTIN. Elf.

CASSIAN. Zwölf .... Ha, nun wird's dir nicht gelingen!

MARTIN. Zwölf.

CASSIAN. Teufel! — Elf!

MARTIN. Zwölf. — Vorwärts!

CASSIAN. Vorwärts? Ich bin zu Ende. Ich habe keinen Heller mehr im Sack. *Sophie kommt herein.*

CASSIAN. Gnädiges Fräulein, hier sehen Sie einen, der in diesem Augenblick so arm ist wie eine Kirchenmaus ....

MARTIN. Das sollst du nicht sagen ... Hier, mein Freund, es ist ein Dukaten. Ich leih' ihn dir gern.

CASSIAN steckt ihn in die Westentasche. Man kann nicht wissen ...

SOPHIE bereitet den Tisch, schenkt ein. So ist es wahr, daß er ein System hat, mit dem er unfehlbar gewinnen muß?

CASSIAN. Es scheint so ... Ich danke. Auf Ihr Wohl, mein Fräulein ... Auf dein Wohl, Vetter Martin .... Wer mir das gestern prophezeit hätte, daß ich heute an einem gedeckten Tisch im Freundeskreise sitzen sollte .... Ei, was Sie für ein hübsches Häubchen haben, Fräulein!

MARTIN. Wahrlich, es ist hübsch. Du hattest es nicht, da du fortgingst, das Essen holen.

SOPHIE. Ich wohne ja so nah. Ich lief auf einen Augenblick in meine Kammer — man muß sich doch ein wenig anständig herrichten, wenn der Liebste so vornehmen Besuch bekommt.

MARTIN. Sie weiß, was sich schickt, nicht wahr?

CASSIAN. Und was schmeckt, nicht minder. Ich schwöre, daß die Trüffelpastete, die ich beim Herzog von Andalusien zum Frühstück aß, eine lächerliche Bettlerkost war gegen diese!

MARTIN. Das ist kaum möglich ... Wahrhaftig, es ist ein ganz bescheidenes Wirtshaus, aus dem die Pastete kommt, und der Koch ist aus dem Städtchen wohl nie herausgekommen ... nicht wahr, Sophie?

SOPHIE. Du irrst, Martin. Da ich doch schon zu Hause war, bin ich gleich über den Markt gelaufen, in den Gasthof zum wallfahrenden Kamel — dort haben sie jetzt einen Koch, den der Großherzog von Parma zum Land hinausgejagt hat, weil er so gut kochte, daß die Prinzessin ihn durchaus heiraten wollte.

CASSIAN. Es lebe der Großherzog, die Prinzessin und das wallfahrende Kamel ... und Sie mein Fräulein! *Sie trinken.*

CASSIAN. Köstlich! ... Ich habe nicht gedacht, daß die Keller hier mit so trefflichem Weine versorgt seien.

MARTIN. Daran ist in der Stadt kein Mangel. Dabei sind sie so wohlfeil als irgendwo. Die Flasche dreizehn Groschen — nicht wahr, Sophie?

SOPHIE. Nein, Martin. Dies ist der beste Wein, den sie im wallfahrenden Kamel haben. Die Flasche kostet einen Dukaten.

MARTIN. Teufel! Haben sie dir's auf dein Gesicht hin geliehen?

SOPHIE. Nein. Ich ließ das goldene Armband zum Pfand, das du mir neulich schenktest ... Sollt' ich nicht, weil wir doch so vornehmen Besuch haben ...?

CASSIAN. Mein Durst ist gut, der Wein ist besser — aber Ihre Freundlichkeit, Fräulein, ist besser als Durst und Wein. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand küsse, Fräulein.

SOPHIE. Nennen Sie mich doch nicht „Fräulein“ — ich müßte mich schämen. Meine Mutter ist eine

arme Witfrau, und mein Vater war zu seinen Lebzeiten ein bürgerlicher Schmied.

CASSIAN. Das mögen Sie einem einreden, der weniger von der Welt und von den Weibern versteht ... Ihr Vater war kein Schmied.

SOPHIE. Ich versichere Sie, Herr Offizier ... meine Mutter ist eine ehrsame Frau.

CASSIAN. Wir wollen nicht daran zweifeln, Fräulein, daß Ihre Mutter nach ihrem besten Wissen tugendhaft gewesen; aber schwören will ich, daß sie sich, während sie Euch unter dem Herzen trug, an der heidnischen Göttin Venus selbst verschaut hat, die ihr wohl im Traum erschienen sein mag. Solches widerfährt den ehrbarsten Frauen; ich selber war zu dem Traum einer vornehmen Dame geladen, der ein Mohrenfürst erschien und die ein kohlrabenschwarzes Mägdelein auf die Welt brachte! *Glocken.*

MARTIN ungeduldig. Den Nachtisch! Die Stunde drängt! ... Wie? nichts mehr da? Ei, Sophie, so hast du trotz aller Sorgsamkeit doch etwas vergessen!

SOPHIE. O nein! *Sie bringt einen Aufsatz mit Früchten.*

CASSIAN. Herrlich! ... Sie duften so frisch, als wären sie eben vom Baume gepflückt.

MARTIN. Wie kommst du zu so prächtigen Früchten? ... Wie kommen so herrliche Früchte in diese Stadt?

SOPHIE. Es ist ein Zufall. Im Schaukasten des Silvio Renatti sah ich den Aufsatz ausgestellt.

CASSIAN. Schön genug, um eine herrschaftliche Tafel zu zieren.

SOPHIE. Dafür war er auch bestimmt. Der Bürgermeister empfängt heute den Fürsten von Dessau, der sich auf der Durchreise zum Kriegslager hier aufhält ....

MARTIN. Nun? ... bin ich der Bürgermeister? ... ist dies der Fürst? ...

SOPHIE. Nein, das nicht.

MARTIN. Oder hab' ich dir mehr Schmuck ge-

geben, als ich mich erinnere, daß du imstande warst, diesen Aufsatz zu bezahlen?

SOPHIE. O nein. Diese Rechnung hab' ich in anderer Art beglichen.

MARTIN. Und wie, wenn's zu fragen erlaubt ist? —

SOPHIE. Der junge Italiener, der im Laden stand, verlangte einen Kuß dafür....

MARTIN. Und du bezahltest so?

SOPHIE. Sollt' ich nicht, da wir so vornehmen Besuch haben?

CASSIAN. Sie haben über alle Maßen edel und gastfreundlich gehandelt, Fräulein. Aber ich schwöre, wenn diese Früchte eben aus dem heißen Sizilien kommen, wenn der, der sie pflückte, an Sonnenstich zugrunde ging, der, der sie nach Deutschland brachte, an Heimweh verstarb und Bürgermeister und Fürst vor Kränkung darüber wahnsinnig werden, daß sie auf einen solchen Nachtisch verzichten müssen, — der freche Italiener hat sie sich doch tausendfach überzahlen lassen, und er soll es mir büßen, eh' ich die Stadt verlasse..... Nun aber wollen wir's uns schmecken lassen.

Sie essen.

Sophie sieht Cassian an. Martin beobachtet sie. — Schweigen. Dann

MARTIN *zu Cassian.* Woher kommst du denn eigentlich?

CASSIAN. Woher?... Soll ich's mit wenigen Worten sagen oder die ganze Historie erzählen?

MARTIN. Mit wenigen Worten, wenn du's vermagst.

CASSIAN. Es ist nicht so einfach zu berichten. Ich komme aus einer Schlacht, wo mir zwei Pferde unterm Leib und drei Mützen vom Schädel weggeschossen wurden. Des Fernern komm' ich aus der Gefangenschaft, wo etliche brave Kameraden verhungert und von Ratten aufgefressen worden sind. Ferner vom Richtplatz, wo sieben an meiner Seite füsiliert und ich

mit ihnen für tot in eine Grube geworfen wurde, obwohl alle Kugeln an mir vorbeigepfiffen waren. Ferner aus den Krallen eines Geiers, der mich für Aas hielt wie die andern, die sich an meiner Seite bereit machten zu verwesen, und der mich aus Bergeshöhe auf die Erde herunterfallen ließ, — glücklicherweise auf einen Heuschober. Ferner aus einem Wald, wo mich ein paar Kaufleute für ein Gespenst ansahen, und mir in ihrem Schrecken allerlei gutes Zeug und Bargeld zurückließen. Ferner aus einem gar lustigen Haus, wo Kroatinnen und Tscherkessinnen und Spanierinnen meinethalb mit den Dolchen aufeinander losgingen, und ihre Galans mich umbringen wollten, . . . so daß ich durch den Rauchfang aufs Dach flüchtete und fünf Stockwerke heruntersprang, . . . kurz und gut: ich komme aus so viel Abenteuern, daß ein anderer mehr Mühe hätte, sie zu erfinden, als es mir gemacht hat, sie zu überstehen.

SOPHIE. Herrlich!

MARTIN. Seltsam! . . . Und aus den tausend Fährlichkeiten bist du entkommen — ei, hattest du Glück! — ohne Wunden?!

CASSIAN. Das würd' ich sagen, wenn ich ein Aufschneider wäre; aber da ich es nicht bin — seht!

SOPHIE. Ich sehe nichts.

CASSIAN. Wie, mein Fräulein, Sie sehen nicht, daß der Nagel an meinem kleinen Finger gebrochen ist?

Er trinkt. Sophie sieht ihn staunend an.

MARTIN *immer ärgerlicher.* Woher du kommst, wüßten wir nun, . . . aber wohin gehst du denn?

CASSIAN. Sobald ich von meiner Verletzung wieder hergestellt bin, rücke ich zu meinem Regiment ein.

SOPHIE. O, wenn Sie mich doch mitnähmen!

MARTIN. Bist du toll, Sophie?

SOPHIE. Was soll ich ferner hier? Ich denke, eine flinke Marketenderin ist in Kriegszeiten überall gut aufgenommen.

CASSIAN. Ihre Hand, Fräulein, — schlagen Sie ein, die Sache ist abgemacht!

MARTIN. Was hast du ihr in den Wein gemischt, Cassian?

CASSIAN. Was kümmert's dich, was das Fräulein beginnt, da du doch auf Reisen gehst.

MARTIN. Ich widerrat' es dir, Sophie — ich widerrat' es dir. Denk' an deine Mutter!

SOPHIE. Steht Ihr Regiment weit von hier?

CASSIAN. Es wird wohl eine Reise von einem Tag und einer Nacht sein, Fräulein.

MARTIN. Teufel! Teufel!

CASSIAN. Was gibt's?

MARTIN. Die Ungeduld plagt mich, wo mein Diener bleibt. Ich werde die Post versäumen!

CASSIAN. Ist dir die Zeit lang? — Komm, Vetter, auch ich liebe nicht leere Viertelstunden.... Heh, noch ein Spielchen!

MARTIN. Ha, mit dir?... Du vergißt, daß du keinen Heller mehr hast.

CASSIAN. Oho! da hat mir ein reicher Vetter einen Dukaten geliehen, mit dem werd' ich wohl anfangen dürfen, was mir beliebt.

MARTIN. Meiner Seel', das darfst du. Und es soll mir ein Vergnügen sein, dir nebst diesem Dukaten auch Wams, Strümpfe, Degen und Hemd abzunehmen.

SOPHIE. Martin, was fällt dir ein, deinen Gast so schnöde zu behandeln?

CASSIAN. Die Würfel her!

MARTIN. Ein trauriger Einsatz, — ein jämmerlicher Einsatz! — Ich schüttle. — Zwölf! Nun ist der Spaß wohl zu Ende.

CASSIAN. Ei, das kann ich auch! — Zwölf!

MARTIN. Zehn.

CASSIAN. Elf.

MARTIN. Zwei.

CASSIAN. Drei. — All das?

MARTIN. Du siehst es. Hast du etwa Angst? — Vier.

CASSIAN. Fünf.
MARTIN. Elf! — Es will sich wenden.
CASSIAN. Zwölf.
MARTIN. Vorwärts!
CASSIAN. Es wird nicht mehr reichen. . . .
MARTIN. Kümmre dich nicht! . . . Hier ist mein Reisesack wohl gepackt; es ist mehr darin, als du ahnst. *Sie würfeln.* Elf!
CASSIAN. Zwölf! Und er gehört mir.
MARTIN. Hier — mein Schrank! . . . hier mein Bett . . . mein Bettzeug. . . . Du wirst dich bezahlt machen! Elf.
CASSIAN. Das werd' ich . . Zwölf! . . Gewonnen! Und nun genug.
MARTIN. Genug? . . . Noch einmal . . . Der Diener wird gleich hier sein . . . einmal noch, es kann nicht so fortgehen!
CASSIAN. Was hast du noch einzusetzen?
MARTIN. Alles, was ich am Leibe trage, zum Teufel! . . . und den Diener . . . und den Platz auf der Post . . . .
CASSIAN. Es reicht nicht.
MARTIN auf Sophie weisend. Und die dazu!
SOPHIE. Martin! . . . Ich verschenk' mich selber. *Setzt sich Cassian auf den Schoß und umarmt ihn.*
MARTIN. Schurke! Schurke! Was hast du ihr in den Wein gemischt? . . . Hörst du nicht? Ich sage: Schurke!
CASSIAN auf. Ah! ist's so gemeint?!
MARTIN. Vorwärts! vorwärts!
CASSIAN. Komm, wir wollen's vor dem Tor abmachen!
SOPHIE. Um Himmels willen! Cassian! Cassian!
MARTIN. Ich habe nicht so viel Zeit, vors Tor zu gehen. Hier ist Raum genug.
CASSIAN. Wie's beliebt, Vetter.
SOPHIE. Cassian, soll ich Sie gleich wieder verlieren! *Cassian lacht.*

MARTIN. Es ist keine Zeit zum Lachen — vorwärts! vorwärts! *Gefecht.*

CASSIAN. Nicht übel! Das hast du gut gemacht ... noch sieben oder acht Jahre, und du wärst ein gefährlicher Gegner — wenn auch nicht für mich. *Sticht ihm ins Herz.*

MARTIN sinkt nieder. Weh! weh!

SOPHIE zu Cassian hinfliegend. Und Ihnen ist nichts geschehen?

CASSIAN. Es tut mir leid, Vetter Martin ...

DER DIENER kommt. Hier bin ich, gnädiger Herr.

CASSIAN. Sein Herr steht hier. Nehm' Er den Sack ... So! ...

MARTIN. Mein Aug verschleiert sich! ...

CASSIAN. Wie sagtest du, Vetter Martin? ...

MARTIN. ... die Schatten des Todes ...

CASSIAN. Wie war ihr Name? ... Eleonora Lambriani ... Es wäre der Mühe wert, sich noch einen Tag Urlaub nehmen ...

SOPHIE. Eleonora Lambriani — was ist das?! Das Mädchen von Athen! so hieß sie! —

MARTIN. Ja, Elende, Elende! daß du's nur weißt! ... Eleonora ... hier die Blume ... ich hab' sie aufbewahrt ... es ist dieselbe ... nimm du sie, Vetter Cassian ... bring' sie ihr ... ich lasse sie grüßen ...

CASSIAN. Beim Himmel, ich will es ihr bestellen und mancherlei dazu, was ihr noch mehr Spaß machen soll!

SOPHIE. Wie, Sie verlassen mich um Eleonora Lambriani?

CASSIAN. Ich kann es nicht leugnen. Aber erst morgen früh. —

SOPHIE. Weh mir! ... *Sie eilt zum Fenster und stürzt sich hinunter.*

MARTIN will ihr nach, sinkt nieder. Sophie! Sophie! *Cassian stürzt ihr nach, zum Fenster hinunter.*

MARTIN zum Diener. Wehe! wehe! ich kann mich nicht rühren! Seh' Er nach!

DIENER zum Fenster. Höchst Wundersames hat sich ereignet. Der springende Herr hat das springende Fräulein in der Luft aufgefangen und beide sind wohlbehalten unten angelangt . . .

CASSIAN von unten brüllend. He! wird's bald? Bedienter! den Reisesack! rasch! Ich will die Post nicht versäumen! Und habe vorher noch einem frechen Italiener einen Degenstich zwischen die Rippen zu versetzen.

DIENER ruft hinunter. Sofort, gnädiger Herr!

MARTIN. Gib mir die Flöte, eh' du gehst . . . Ich danke dir . . . Warte! . . . Auf dem Weg zur Post zieh' die Glocke auf dem Kreuzweg Numero siebzehn . . .

DIENER. Numero siebzehn . . .

MARTIN. Mir schwinden die Kräfte . . . Um Mitternacht sollen sie meinen Leichnam holen. Hörst du?

DIENER. Um Mitternacht. Ich will es bestellen, Herr. *Ab.*

MARTIN spielt die Flöte. Es ist bitter, allein zu sterben, wenn man eine Viertelstunde vorher noch geliebt, wohlhabend und der herrlichsten Hoffnungen voll war. Wahrlich, es ist ein übler Spaß, und ich bin eigentlich gar nicht gelaunt, Flöte zu spielen. *Läßt sie fallen und stirbt.*

In der Ferne klingt das Posthorn.

Vorhang.

III. ZUM GROSSEN WURSTEL

Burleske in einem Akt

PERSONEN

DER DIREKTOR
DER DICHTER
DER WOHLWOLLENDE
DER BISSIGE
DER NAIVE
EIN BÜRGER
SEINE FRAU
ZWEITER BÜRGER
SEINE BEIDEN TÖCHTER
ERSTER SKANDALMACHER
ZWEITER SKANDALMACHER
DER GRAF VON CHAROLAIS
DER MEISTER
EIN RINGKÄMPFER
EIN HERR IM PARKETT
EIN UNBEKANNTER IM BLAUEN MANTEL
BÜRGER, SOLDATEN, KELLNER, KINDER etc.

PERSONEN DES MARIONETTEN-THEATERS

DER HERZOG VON LAWIN
DIE HERZOGIN VON LAWIN
DER HELD DIESES STÜCKES
DER TRAURIGE FREUND
DER HEITERE FREUND
LIESL
DER DÜSTERE KANZLIST, *ihr Vater*
EIN VETTER BRACKENBURGS, *ihr Bräutigam*
DER RÄSONEUR
EIN STUMMER HERR
EIN ZWEITER STUMMER HERR
EIN TOTES MÄDCHEN
EIN DIENER
DER TOD

Im Wurstelprater. — Abend. — Den erhöhten Hintergrund der Bühne nimmt ein großes Marionettentheater ein, dessen Vorhang heruntergelassen ist, und das die Aufschrift trägt: „Zum großen Wurstel". Seitlich links, schief gestellt, ein schmales, hohes Wursteltheater alter Konstruktion. Weiter vorn links, in die Kulisse hinein, ein Ringelspiel. Seitlich rechts, schief von rückwärts nach vorn, ein Staketgitter, dahinter ein Gasthausgarten, dessen Fortsetzung rechts in der Kulisse gedacht ist; rechts vorn hinter dem Gitter ein erhöhtes Podium. Vor dem großen Wursteltheater ein Klavier. Die Bühne wird großenteils von Tischen und Sesseln eingenommen; doch ist die Mitte freigelassen, so daß eine ziemlich breite Straße vom Marionettentheater bis zum Souffleurkasten führt. — Wenn der Vorhang aufgeht, großer Lärm. In der Ferne eine Militärmusik. Vor dem kleinen Wursteltheater, in dem eben eine Vorstellung stattfindet (zwei kleine Figuren raufen sich, beide werden vom Teufel geholt usw.), Kinder mit ihren Begleitern. Eine dicke Frau sammelt mit einer Blechtasse von den Zuschauern Münzen ein. Das Ringelspiel in Bewegung, mit Kindern und Erwachsenen. Auf dem Podium rechts endet eine Chansonettensängerin eben ihr Couplet. Applaus. — Die Tische großenteils besetzt; die Leute essen und trinken. — Der BÜRGER und seine FRAU, der ZWEITE BÜRGER mit seinen ZWEI TÖCHTERCHEN usw., SOLDATEN, BÜRGER, MÄDCHEN. Andere kommen eben; darunter der BISSIGE und der WOHLHABENDE.

DER WOHLWOLLENDE

Nun, wie wär's, wenn man sich hier niederließe?

DER BISSIGE

Was gibt's denn da?

DER WOHLWOLLENDE

O, eine neue Bude ... Ich kenn' sie wenigstens noch nicht.

DER BISSIGE

Bude? — Kann sein ... Neu? Wird sich zeigen.

DER NAIVE
kommt mit Freunden.

Ah, schauts daher! Das ist ja was Neuchs? He, Kellner, ... Bier!

KELLNER

Bitte ... bitte sehr ...

Zwei halbwüchsige Burschen verteilen Theaterzettel an die Eintretenden. — Der KLAVIERSPIELER beginnt zu spielen; dann kommt der DIREKTOR als Wiener Strizzi, stellt sich auf eine erhöhte Stufe vor dem Theater und spricht im Ausruferton (Wienerisch, zuweilen gezwungenes Hochdeutsch mit falschen Betonungen).

DIREKTOR

Meine Herren! Hier ist zu sehn das preisgekrönte allerneueste Figurentheater oder auch Marionettentheater genannt — ein Theater, welches fürderhin jeglichen Theaterbesuch endgültig überflüssig zu machen geneigt und anvertraut ist. Denn eine Betrachtung oder selbst Besichtigung des Theaterzettels beweist, daß hier für jegliches dramatisches Bedürfnis des geehrten Publikums in vollem Maße gesorgt und vertreten ist. — Auf diesem Theater tritt auf kein geringerer als der Herzog von Lawin, eine hochfürstliche und elegant gekleidete Persönlichkeit sowie seine rechtmäßige Gemahlin, ein hochmodernes Weib in Sensationstoilette, und noch nicht genug, haben wir vorrätig den Helden dieses Stückes, alsdann denjenigen, dem die ganze Handlung passieren tut, sowie dessen Freunderln, von denen der eine traurig, hingegen der andere kreuzfidel zu sein die Ehre hat. Damit nicht genug, tritt Fräulein Liesl auf, ein süßes Mödchen, um die sich mancherlei dröhen und begeben dürfte, und noch nicht genug, erscheint ihr leiblicher Vater, ein düsterer Kanzelist, ihr Bräutigam, auch Verlobter genannt, und eine Figur von überlegenem Verstand und schwarzem Vollbart, Räsoneur betitelt. Noch nicht genug, beteiligen sich an der heutigen Vorstellung zwei Herren, welche das Mäul zu halten haben und daher vom Dichter als stumm benannt werden. Damit nicht genug, haben wir vorrätig einen Ringkämpfer mit Orden und Riesenkraft, ein totes Mödchen, einen livrierten Bedienten, welcher die Türen aufzustößen hat, und das Neueste, was wir erst kriegt haben, einen Tod als Wurstel oder Wurstel als Tod, wodurch das Schauerliche dieses Dramas getilgt werden möchte und

dürfte. Ferner zu bemerken: alle diese Herrschaften reden in Versen, welche gereimt sind, wodurch das Banner der Poesie hochgehalten und keineswegs verleugnet wird. — — Herrreinspaziert, meine Herren und Damen! Sofort beginnt eine neue Vorstellung, welche sofort beginnt.

DER WOHLWOLLENDE

Das ist ein amüsanter Kerl.

DER BISSIGE

Ich kenn' ihn . . . früher war er Hutschenschleuderer . . . heutzutag wird schon jeder Theaterdirektor.

DER WOHLWOLLENDE

Aber ich bitt' Sie — ein Puppentheater!

DER KLAVIERSPIELER
spielt weiter.

DER DICHTER
kommt mit dem Direktor nach vorn.

Ja, um Gottes willen! . . .

DIREKTOR

Was ist denn?

DER DICHTER

Die Leut' essen ja! . . . Das geht ja nicht! Das ist ja störend: da passen sie ja nicht auf!

DIREKTOR

Wenn sie hungrig wären, möchten sie erst recht nicht zuhören.

DER DICHTER

Aber das ist ja gegen unsere Verabredung. Ich hätt' wahrhaftig Lust, mein Stück zurückzuziehen!

Der Vorhang des großen Wursteltheaters hebt sich. Eine Waldlandschaft. Im Hintergrund sind alle Figuren aufgestellt; die Drähte, an denen sie gelenkt zu werden scheinen, sind sichtbar.

DER NAIVE

Die sind oben ang'hängt! Ah, das is aber gut!
Zu den Freunden. Schauts!

HELD

tritt vor und singt mit Klavierbegleitung folgenden Vers.

Ich spiel' in dem Stück mit
Und die Hauptroll' ist mein,
Man heißt mich einen Helden,
Ich muß ja keiner sein.

Er tritt in die Reihe zurück. — In gleicher Weise verhalten sich die folgenden Figuren.

LIESL

I bin halt no ledig,
Und in Wien spielt die G'schicht',
So heißen s' mich süßes Mädel,
Ob i süaß bin oder nicht.

HERZOG

Ich wett' bei den Rennen
Und im Jockeyklub a,
Bin gebürtiger Herzog,
's waren solche schon da.

HERZOGIN

Mir ist einer zu wenig,
Ganz besonders mein Mann,
So sagen s', i bin dämonisch,
Hab noch keinem was 'tan.

ZWEITER BÜRGER

erhebt sich; zu seinen Töchtern

Kommts, Madeln, das is nix für euch!

ERSTES MÄDEL

Aber Vatter, wir verstehn ja nicht, was das heißt.

ZWEITER BÜRGER

Alsdann, wann ihr nix verstehts, bleibn ma halt.

DIE ANDEREN FIGUREN
im Chor.

Wir spielen die Episoden,
Es tritt keiner hervor,
Drum unser Entreelied
Erweist sich als Chor.

Der Vorhang des großen Wursteltheaters fällt.

DER NAIVE

Das war der erste Akt.

DER WOHLWOLLENDE
applaudiert.

DER BISSIGE

Sie haben's aber eilig.

DER WOHLWOLLENDE

Mit g'fallt's halt.

DER BISSIGE

Abwarten . . .

DER NAIVE

Habts ihr die Schnür g'sehn?

DER DICHTER
zum Direktor.

Die Stimmung ist ganz gut, nicht wahr?

DIREKTOR
zuckt die Achseln.

Der Vorhang hebt sich wieder.

Szene: Modern eingerichtetes Zimmer. Schreibtisch links. Ein Fenster auf die Straße, Tür rechts ins Vorzimmer, links ins Schlafzimmer. — Der HELD dieses Stückes sitzt am Schreibtisch. LIESL hüpft herein, hält ihm die Hand vor die Augen.

LIESL

Jetzt rat aber g'schwind, wer kann das sein?

HELD

Mein Schatz . . .!

LIESL

Schatz, weiß ich nicht, aber dein.

HELD

Ja, laß es mich glauben.

LIESL

Ich muß gleich fort.

HELD

Bleib, nur ein Kuß, nur ein liebes Wort!

LIESL

No, was denn noch alls? Schau', was ich dir bring'.

Sie streut Blumen umher.

HELD

Nun, du bist wirklich ein süßes Ding!

LIESL

Und jetzt muß ich gehn.

HELD

So schnell?

LIESL

Ja freilich.

Ich muß ins Geschäft.

HELD

Nur einen Moment!

LIESL

Ja, einen Moment . . . dann geht's wie neulich,
Und die Küsserei nimmt überhaupt kein End'!

HELD

Bist du mir drum bös'? *Lange Umarmung.*

LIESL

Jetzt muß ich gehn.
Adieu! und am Sonntag auf Wiedersehn! *Ab.*

DER BISSIGE

Alte G'schicht'! . . .

DER WOHLWOLLENDE

Wieso denn?

DER BISSIGE

Na, das süße Mädl — wachst mir schon zum Hals heraus!

HELD

allein.

Auf Wiedersehn . . . Und schon ist sie fort
Und ahnt nicht, es war ihr Abschiedswort,
Und daß ich niemals mit ihr mehr, ach!
Nach Sievring fahr' und nach Weidling am Bach.

DER WOHLWOLLENDE

Reizend! Es wird einem ganz heimlich!

DER BISSIGE

Lokalkolorit!!! Da fallen Sie drauf hinein.

DER NAIVE

lacht.

Weidling am Bach! . . . *Zu seinen Freunden.* Könnts ihr euch erinnern? Da sind wir ja einmal draußen gewesen und haben Backhendl'n 'gessen.

Der RÄSONEUR tritt auf. Er ist schwarz gekleidet, hat einen schwarzen, langen Vollbart; gemessen und ernst. Er tritt nach vorn und verbeugt sich.

DER BISSIGE

Was hat denn der für eine Maske? . . . Den müßt' ich kennen! . . . Das ist aber eine arge Geschmacklosigkeit!

DER WOHLWOLLENDE

Wer soll's denn sein?

DER BISSIGE

Ich weiß noch nicht ... Aber ich komm' schon drauf! ...

DER RÄSONEUR

Ich bin der Räsoneur des Stücks,
Red' entweder geistreich oder nix.

HELD

ungehalten.

Und da Sie zur Handlung nicht gehören,
Versuchen Sie wenigstens, nicht zu stören.

Der Räsoneur geht nach hinten, lehnt sich in die Fensternische, bleibt dort stehen.

DER BISSIGE

Ah! Jetzt wird's satirisch!

Der Räsoneur tritt im Verlaufe der weiteren Handlung nur gelegentlich nach vorwärts, wenn er etwas zu reden hat. Im übrigen bleibt er von den Vorgängen vollkommen unberührt. Er kümmert sich um niemanden, und die andern kümmern sich nicht um ihn.

HELD

So viel will ich von mir verraten:
Zu Stimmungen neig' ich, nicht zu Taten,
Und sage statt weitern langen Berichts:
Ich bin der Held dieses Stücks, sonst nichts.
Und hab' ich dieses Amt erledigt,
So werd' ich, möglichst unbeschädigt,
In eine Schachtel grün gelackt
Mit größter Sorgfalt eingepackt.
Nicht neidenswert ist dieses Los,
Doch hab' ich einen Trost in meiner Truhe:
Bin ich auch eine Marionette bloß —
Neu ist die Schachtel doch, in der ich ruhe.

RÄSONEUR

Jetzt aber frag' ich Sie aufs Gewissen,
Ob das nicht ich hätte sagen müssen.

HELD

Ich bitt' Sie, wollen Sie sich nicht setzen?
Zuweilen dürfen auch Helden schwätzen.

DER DIENER
tritt auf.

Gnädiger Herr, soeben erscheint
Der ernste und der heitere Freund. *Ab.*

ERNSTER FREUND, lang, sehr korrekt, dunkel gekleidet; HEITERER FREUND, etwas korpulent, in bequemem Anzug, treten auf.

HEITERER
hüpfend.

O überaus lustige Existenz!
Mich freut der neuerwachte Lenz!

ERNSTER

Mit düstrer Ahnung tret' ich ein —
Wozu mag ich geladen sein?

RÄSONEUR

So sind bereits mit den Eintrittsworten
Die beiden glücklich charakterisiert:
Der Wurstel freut sich allerorten,
Der ernste Mann ist stets gerührt.

DER BISSIGE

Das geht mir auf die Nerven!

DER WOHLWOLLENDE

Das soll er ja . . . das is ja eben der Witz!

DER BISSIGE

Ein schlechter Witz!

DER DICHTER
zum Direktor.

Mir kommt vor, die Leut' langweilen sich.

DIREKTOR

Ich hab' Ihnen g'sagt, Sie sollen die Figur hinausschmeißen. Noch heut vormittags hab' ich's Ihnen g'sagt.

DER DICHTER

Könnt' man vielleicht nicht noch jetzt —? ... Ich werd' g'schwind ein paar Verse streichen.

DIREKTOR

Aber schnell — schnell — eh's zu spät ist.

Der Dichter eilt nach hinten, erscheint hinten am Fenster und sagt dem Räsoneur etwas ins Ohr.

HELD

Ich hab' euch beide zu mir gebeten,
Als Zeugen sollt ihr mich vertreten.

ERNSTER

Wie? ... ein Duell? ...

HELD

Auf Tod und Leben.

HEITERER
einen Fuß in der Luft.

Heißa! Es kann nichts Fideleres geben!

ERNSTER

Wann soll es stattfinden?

HELD

Ums Morgenrot.

ERNSTER

Nun, wenn wir frühstücken, bist du längst tot.

DER DICHTER
zum Direktor.

Is schon g'schehn!

RÄSONEUR
vortretend.

Es mag der Kaiser, mag der Bettler end'gen,
Des Lichtes freun sich weiter die Lebend'gen.

DER DICHTER
greift sich an den Kopf.

Ich hab' ihm doch gesagt: er soll das Maul halten!

HELD
zum Ernsten.

Du weißt es gewiß?

ERNSTER

Ich sah dich heut nacht
Im Sarge liegen und umgebracht.

HELD

Ein Traum!

ERNSTER

Die meinen erfüllen sich!

HELD
zum Heiteren.

Und träumtest du auch so was Nettes? Sprich!

HEITERER

Erzählt' ich, was ich heut nacht geträumt,
Dies Stück verböte man ungesäumt.

RÄSONEUR

Hier wird ein Faun selbst durch Moral gebändigt,
Drum sind Billetts auch Jungfraun eingehändigt.

HELD

Ein unerklärliches Verhängnis
Bringt mich in tödliche Bedrängnis.

ERNSTER

Erkläre dich!

HELD

Bin nicht frei von Schuld,
Hab' Mädchen verführt und Ehen gebrochen,
Doch durch des Schicksals besondere Huld
Ward ich nie erschossen und nie erstochen —
Und jetzt für eine, die nichts mir gewährt,
Für eine, die ich niemals begehrt,
Für eine, die ich noch nie gesehn,
Soll ich, ihr Freunde, von hinnen gehn

RÄSONEUR

Des Schicksals Rache geht verborgenen Pfad.
Und keiner kennt die Folgen seiner Tat.

ERNSTER

Wer ist die rätselhafte Dame?

HELD

Herzogin von Lawin, so ist ihr Name.

Ernster und Heiterer geraten in die größte Aufregung, zucken hin und her.

HELD

Was ist euch?

ERNSTER

Die Herzogin von Lawin?

HEITERER

beide Füße in der Luft.

Elendes Weib!

ERNSTER

Was kümmert das ihn?

HEITERER

Du kennst sie?

ERNSTER

Und du —?

HEITERER

Wie ist das gemeint?

ERNSTER

Wir kennen sie beide —

HEITERER

Gleich gut —?

ERNSTER

Es scheint!

Die Drähte werden lockerer, der heitere und der ernste Freund scheinen ihren Halt zu verlieren.

ERNSTER und *HEITERER*

Ich will . . . ich soll . . . ich kann . . .

Sie drohen zusammenzusinken und können nicht weiterreden.

RÄSONEUR

Vorbei!
Wozu dies ganze Wehgeschrei?
Wenn ihr noch weiter Spektakel macht,
Legt man euch in die Schachtel und gute Nacht.

ERNSTER

mit langsam straffer werdenden Drähten.

Für diesmal haben wir kein Glück.

HEITERER

ebenso.

Getrost! es kommt ein anderes Stück!

DER NAIVE

Habts ihr das verstanden? . . . In der nächsten Komödie spielen die die Hauptrollen.

HELD

Ich habe die Herzogin nie gesehn,
Doch will mir ihr Gatte ans Leben gehn.
Mich hält er, der ich's gewiß nicht bin,

Für den Geliebten der Herzogin.
Es schlug mir der Freche ins Gesicht,
Doch schwör' ich: die Herzogin kenn' ich nicht!

ERNSTER

Er schwört ...

HEITERER

Ei was, ich schwüre auch!
's ist unter Ehrenmännern Brauch.

HELD

Der Herzog wartet, es drängt die Zeit!
Pistolen — zehn Schritte — ich bin bereit!

Ernster und heiterer Freund ab.

DER WOHLWOLLENDE

Es ist eine beißende Satire auf das Duell.

DER BISSIGE

Mich beißt's vorläufig nicht.

DER NAIVE

Ich bin neugierig, ob das Duell vorkommen wird.

DIE FRAU

zu ihrem Mann, dem ersten Bürger.

Wenn g'schossen wird, bleib' ich nicht da.

ERSTER BÜRGER

Aber Schatzerl, reg' dich nicht auf ...

DER DICHTER

Diese Kunstpausen! ... *Zum Direktor.* Ich hab's Ihnen g'sagt, dieser Idiot ruiniert mir das Ganze!

DER BISSIGE

Wenn jetzt wieder ein Monolog kommt, werd' ich unangenehm.

DER WOHLWOLLENDE

Das wird Ihnen nicht schwer werden.

DER BISSIGE

Was heißt denn das? ... Sind Sie der Bissige oder ich! ...

HELD

Daß meine beiden Sekundanten
Sich als Rivalen jetzt erkannten —

DER BISSIGE

schlägt auf den Tisch.

HELD

Bei dieser selben Herzogin,
Der ich ein gänzlich Fremder bin,
Und ich als Opfer fallen soll,
Das find' ich höchst geheimnisvoll.
Was aber fang' ich armer Mann
Mit meinen letzten Stunden an?

RÄSONEUR

tritt vor.

Den Frühling seh' ich lachen und winken,
Er will uns doch zu kurz bedünken —
Doch der, dem nur gehört ein Tag,
Weiß nicht, was er beginnen mag.

DIREKTOR

Ja, warum haben S' ihm denn das nicht g'strichen?

DER DICHTER

Das ist die schönste Stelle!

DIREKTOR

Merken Sie nicht, wie die Leut' unruhig werden? ... Jetzt stellen Sie sich nur vor, wenn die noch hungrig wären!

DER DICHTER

Bestien!

DER NAIVE

Schauts, jetzt schreibt er ... Ah, das ist gut!

HELD

hat sich an den Schreibtisch gesetzt und geschrieben.

All meine Habe, Geliebte, sei dein,
Doch heute noch will ich dein Gatte sein.

Ad spectatores.

Denn ließ ich sie ohne dieses erben,
Sie müßte durch ihren Vater sterben,
Da dieser ein düsterer Kanzelist
Aus einer sehr alten Schachtel ist,
Auf jenseits von Gut und Böse pfeift
Und sozusagen nichts begreift.

Es klingelt.

DER DIENER

tritt ein.

Es klingelt, ich öffnete die Tür,
Und dieses dämonische Weib steht vor mir. *Ab.*

DIE HERZOGIN VON LAWIN

tritt ein; mit großartigen Bewegungen.

Ich bin die Herzogin von Lawin,
Der Sensationen Sucherin.
Der Herzog erschießt Sie morgen — bum!
Sie sollen wenigstens wissen, warum.

Sie sperrt die Tür ab.

DER NAIVE

Jetzt sperrt s' gar ab! Gebts acht, Kinder, jetzt kann's gut werden!

HELD

Was tun Sie?

HERZOGIN

Sie weilen nicht lang mehr auf Erden,
So lassen Sie schleunigst uns schuldig werden;
Ich liebe die Streiche, die wilden, die tollen,
O, machen Sie doch aus mir, was Sie wollen!

ZWEITER BÜRGER

Madeln, gehn wir, das is nix für euch!

ZWEITES MÄDEL

Aber Vatter, wir verstehn ja nix!

ZWEITER BÜRGER

Alsdann, wann ihr nix verstehts ...

HELD

Tief ist die Dunkelheit dieses Falles!
O Herzogin, wie kommt dies alles?

HERZOGIN

Dich such' ich, seit ich suchen kann,
Nie liebt' ich einen andern Mann,
Zu Füßen lag mir das ganze Gelichter,
Reitknechte, Fürsten, Soldaten und Dichter,
Stets fand ich der andern Liebe nur,
Von meiner regte sich keine Spur.
Denn einen nur könnt' ich auf Erden lieben:
Dem ich die letzte wäre geblieben
Und der es weiß, daß an meiner Brust
Ihm brausend erblüht die letzte Lust.
Drum bist du der Schönste heut, der lebt,
Schön macht dich der Tod, der dich umschwebt,
Schön macht dich, daß du verloren bist
Und morgen alles zu Ende ist.
Was bist su so düster? Was bist du so still?
So mach' doch endlich aus mir, was ich will!

Sie wirft sich in seine Arme.

HELD

nach einer kleinen Pause, sich von ihr entfernend.

Nur eines vergessen Sie, Herzogin:
Daß ich etwa nicht in der Stimmung bin.

ZWEITER BÜRGER

Madeln, gehn wir ...

MÄDELN

Aber Vatter, wir verstehn ja nix!

ZWEITER BÜRGER

Aber ich schenier' mich für euch! . . . Gehn wir . . .

HERZOGIN

sieht den Helden zuerst groß an, dann lacht sie auf, wild und hysterisch; plötzlich horcht sie.

Der Herzog! Wohin, daß er mich nicht erblickt?

Sie flüchtet sich ins Schlafzimmer.

HELD

In was für Schicksal bin ich verstrickt!

DICHTER

zum Direktor.

Jetzt geht's gut! Die Szene hat gewirkt!

DIREKTOR

Zu spät! Alles Frühere hätt' heraus müssen!

DER DICHTER

Da hätt' man ja absolut nichts verstanden!

DIREKTOR

Aber unterhalten hätten sich die Leut'!

DER DIENER

tritt ein.

Der Herzog von Lawin tritt ein,
Doch ist er keineswegs allein.

Er öffnet die Tür und läßt den HERZOG und seine Begleiter eintreten. Dann verschwindet er wieder.

DIE MÄDELN

Ah! . . .

Der HERZOG, mit einer fabelhaften Eleganz gekleidet, und ZWEI SEHR KORREKTE HERREN treten ein. Verbeugungen.

HERZOG

Sehr sonderbar ist dieser Schritt,
Drum bring ich mir zwei Herren mit.

Alle nehmen Platz.

HERZOG

Bin Herzog von Lawin genannt,
Bin glühend, stark und intressant.
In mir rinnt alter Helden Saft,
Ich übersprudle von Lebenskraft.

Er wendet sich zu den stummen Herren, die zustimmend nicken.

Und was ich sage, kann ich beweisen —
Ich zerbreche eine Stange von Eisen!

Der eine Herr nimmt eine Eisenstange aus seiner Brusttasche, reicht sie dem Herzog, der sie entzweibricht und die Stücke auf den Boden wirft.

Und käme der stärkste aller Ringer,
Ich werf' ihn nieder, bin sein Bezwinger!

Durch das Publikum auf der Bühne bahnt sich der RINGKÄMPFER den Weg; er ist nach Athletenart gekleidet, mit Pantherfell, zahlreichen Medaillen. Er geht auf die Marionetten-Bühne hinauf. Bewegung im Zuschauerraum.

DER BISSIGE

Da hört sich schon alles auf!

DER NAIVE

Der g'fallt mir! Bravo, bravissimo! Jetzt werden s' raufen! *Applaus.*

DER DICHTER

Das ist halt ihr G'schmack! Bestien!

Herzog ringt mit dem Ringkämpfer und wirft ihn nach kurzem Kampfe von der Bühne unter das Publikum hinab. Der Klavierspieler fällt vom Sessel. Gelächter.

DER DICHTER

Ja, um Gottes willen, was ist denn das!

DIREKTOR

Sein S' froh! Das kann Ihre ganze Komödie retten.

Der Ringkämpfer erhebt sich, wirft dem Publikum Kußhändchen zu, geht ab.

HERZOG

Und wenn ich lache, fallen sofort
Die Bilder herunter von jedem Ort.

Er lacht in zwei kurzen Stößen; die Bilder fallen von den Wänden.

Aus jeder Karte schieß' ich das Aß!

Der erste stumme Herr geht in die andere Zimmerecke, hält eine Karte in die Luft, der zweite stumme Herr reicht dem Herzog eine Pistole. Der Herzog schießt und trifft das Aß. Der eine stumme Herr zeigt die Karte dem Helden.

Wo ich hintrete, da wächst kein Gras . . .

Er tritt vor sich hin; die beiden stummen Herren treten in seine Nähe und bestätigen, daß tatsächlich kein Gras dort wächst.

Und niemals vergeht ein Tag, daß sich
Nicht irgendein Weiblein tötet für mich.

Ein Schuß fällt. Ein Herr tritt zum Fenster, winkt hinunter; man reicht ihm ein totes Mädchen zum Fenster herein. Er legt sie auf den Divan; sie trägt einen Zettel in der Hand; der Herr reicht dem Herzog den Zettel; der Herzog reicht ihn, ohne ihn zu lesen, dem Helden.

HELD
liest.

Ich liebte den Herzog von Lawin,
Er liebte mich nicht — ich sterbe für ihn!

Auf einen Wink des Herzogs werfen die Herren die Leiche zum Fenster hinaus.

HERZOG

Doch wie ich stark und glühend bin,
So edel und gerecht von Sinn,
Und tat ich Unrecht einem Mann,
Erkenn' ich's ohne Zögern an.
In diesem Falle bin ich heut
Und tu', was mir mein Herz gebeut.
Daher ich zum Versöhnungszwecke
Hier meine Hand entgegenstrecke.

LIESL
tritt ein.

DER NAIVE

Das ist die, die gleich im Anfang vorgekommen ist.

DER BISSIGE

Wie kommt denn die jetzt herein!?

LIESL

Der Herzog!

HELD

Liesl, hört' ich recht?
Du kennst den Herzog!

LIESL

Mir wird schlecht!

Sie sinkt nieder.

HERZOG

will gehen.

HELD

Nicht einen Schritt aus dieser Tür!
Herzog! Sie kennen diese hier?

HERZOG

Zur Antwort bin ich nicht verpflichtet.

HELD

Sprich, Liesl, du! — Sie liegt vernichtet!
Ha! ahn' ich den Zusammenhang —
Für meine Liebe das der Dank!

HERZOG

Da Sie Ihr Schicksal nun verstehn,
Sei mir gestattet abzugehn.

HELD

Verzeihung, Herzog, nicht so schnell!
Jetzt fordre ich Sie zum Duell!

HERZOG

Es schlägt sich für seine Herzogin,
Doch nicht für ein Mädel der von Lawin!

Ab mit den zwei stummen Herren.

HELD

Hier liegt sie, wie vom Traum umnachtet,
In einer Ohnmacht hingeschmachtet,
Sieht aus, als könnt' sie bis fünf nicht zählen,
Und weiß doch so gut zu verraten, zu quälen!
Was tu' ich nur?

Es klopft innen von der Schlafzimmertür.

Die Herzogin!
Ha! ich vergaß — sie ist noch drin!
Nun fügt sich alles wunderfein,
Es wird ein seltnes Abenteuer, —
Nein, Liesl, ich bin auch nicht treuer,
Und nachher darf ich dir verzeihn.

Er geht zur Schlafzimmertür; die Herzogin kommt heraus.

HELD

Nun wollen wir kosen, küssen, tollen,
Jetzt machen Sie aus mir, was Sie wollen!

HERZOGIN

Ich bitte, den Weg mir freizugeben!

HELD

O, Herzogin, Sie liebten mich eben!

HERZOGIN

Wer sind Sie?

HELD

Ich bin des Stückes Held!

HERZOGIN

Ich liebe nur einen, der morgen fällt! *Ab.*

DER NAIVE

Warum denn?... warum geht sie denn fort?... Jetzt könnt' sie ja auf ihre Kosten kommen!

DER DICHTER

Das scheinen die Leute nicht zu begreifen!

DIREKTOR

Ich hab's Ihnen ja g'sagt. Es geht schief.

DER DICHTER

Und jetzt kommt noch der gefährliche Monolog!

DIREKTOR

Ihr ganzes Stück ist gefährlich. Mit dem Ringkämpfer hätt's schließen müssen.

DER DICHTER

Wie können Sie das sagen! Der Ringkämpfer ist uns doch im letzten Moment eingefallen; der gehört doch gar nicht dazu.

DIREKTOR

An Ihrem Stück ist überhaupt nur das gut, was nicht dazu g'hört!

HELD

Fort ist sie! War's nicht wie ein Traum?
Blieb' nicht ihr Duft, so glaubt' ich's kaum.
Und Liesl schlummert hier in Ruh'.
Ich frage nun: was sagt man da dazu?
Indem ich nämlich alles versteh',
Fühl' ich nicht Groll, nur leises Weh.

LIESL

schlägt die Augen auf.

Wo bin ich?

HELD

Bei mir.

LIESL

Und der Herzog?

HELD

Ist fort.

LIESL

Und ich tat dir weh —

HELD

Das ist das Wort.
Jetzt aber sag' mir: wie konntest du nur —?

LIESL

Es war halt so schön! — Es ist meine Natur.

DER NAIVE

Haha! es ist ihre Natur! Das ist eine!

HELD

O, rührendes Kind, wenn das Herz auch bricht,
Man kann dir nicht zürnen: du faßt es ja nicht!
Und daß du dem Herzog gehörtest, auch das
Nähm' ich gern als Symbol, — aber sag' mir, für was?

LIESL

Du redst so gescheit, du bist ja so gut!

Sie sinkt ihm an die Brust.

DER NAIVE

Hat ihm schon! Er heirat' sie doch noch!

DER BISSIGE

Es ist einfach irrsinnig!

DER WOHLWOLLENDE

Ich weiß nicht ... ich weiß nicht ... es steckt was drin ...

HELD

Ha! — Liesl, hast du zu sterben Mut?

LIESL

Warum denn?

HELD

Auf diese Weise allein
Kannst du mir wieder zu eigen sein,
Um also an des Geliebten Seiten
Entsühnt in den Weltenraum zu gleiten.

LIESL

Nein, lieber nicht.

HELD

Wie süß! Wie dumm!

LIESL

Nein! fällt mir nicht ein — ich bring' mich nicht um!

HELD

So weiche von hinnen — mich ekelt sehr!

LIESL

Wie? ist es möglich — du magst mich nicht mehr?

Der DÜSTERE KANZELIST tritt auf.

LIESL

Mein Vater!

KANZELIST

Ha! find' ich dich, trauriger Held!
Wir haben nichts, und ihr habt das Geld!
Wir schuften für euch, und ihr beutet uns aus,
Verführt unsre Töchter — wir warten zu Haus!

HELD

Du alter Mann — wie klingen deine Worte
So schal und sinnlos an des Jenseits Pforte.

KANZELIST

An diesen Taugenichts sich fortzuschmeißen!

HELD

Es braucht nicht Schimpf, von hier sie fortzureißen.

LIESLS BRÄUTIGAM tritt ein.

HELD

Schon wieder wer!

LIESL

Mein Bräutigam!

HELD

Alle Wetter!

Wer sind Sie denn?

BRÄUTIGAM

Von Brackenburg ein Vetter.

LIESL

O Jugendfreund, geduldiger, bist du es?
Verzeih und heirat' mich!

BRÄUTIGAM

Gewiß, ich tu' es,
Seit Jahren steh' ich nur dazu bereit.
Hast du der Liebe Laufbahn nun beendet?

LIESL

O lieber Franz, ich glaub', jetzt ist es Zeit!

Zu Vater und Bräutigam.

Zu euch gehör' ich, war bisher verblendet.

Alle drei ab.

RÄSONEUR

Zum Alltag wieder, zum Geschäft, ins Amt,
Ein jeder kehrt zurück, woher er stammt.

HELD

Mich dünkt, ich büßte vieles ein —
Betrogen bin ich allseits und allein.
Nicht lebenswürdig scheint mir dieses Leben,
Zur ew'gen Ruhe will ich mich begeben.

Der TOD in schauerlicher Maske, dunkel verhüllt, tritt auf.
Die Bürgersfrau fällt in Ohnmacht.

ERSTER BÜRGER

So beruhig' dich doch!

Unruhe. Er führt seine Frau ab.

DER DICHTER
zum Direktor.

Das hat grad noch gefehlt!

HELD

Wer bist du?

TOD

Sieh mir ins Angesicht!

HELD

Hinweg! Mir graut!

ERSTER SKANDALMACHER
der bisher ruhig dagesessen.

Mir auch!

Einige lachen.

ANDERE
rufen.

Pst!

TOD

Riefst du mich nicht?

ZWEITER SKANDALMACHER

Wer hat ihn denn gerufen?

EINIGE

Pst!

ANDERE

Recht hat er!

DER DICHTER

Verdammt!

TOD

Ich bin der Tod —

HELD

Was willst du hier?

ERSTER SKANDALMACHER

Haha!

Zweiter Skandalmacher pfeift.

DER NAIVE

Kinder, jetzt wird's lustig.

DER WOHLWOLLENDE

Die Leute haben doch keine Ahnung.

DER BISSIGE

Wer hat keine Ahnung? ... Recht haben sie ... Man muß sich nicht alles bieten lassen! Wenn ich nicht so gebildet wäre, möcht' ich auch pfeifen!

EINIGE

Ruhe! ... Ruhe! Weiterspielen!

DIREKTOR

auf den Stufen.

Ich bitte um Ruhe, meine Herrschaften!

EINIGE

Bravo! Bravo!

TOD

Ich bin der Tod —

ZWEITER SKANDALMACHER

Das hat er ja schon g'sagt! *Gelächter.*

DER DICHTER

Jetzt lachen sie gar!

DIREKTOR

Jetzt stellen Sie sich vor, man hätt' den Leuten nichts zu essen gegeben ... da hätt' man Sie schon längst erschlagen.

HELD

Was willst du hier? ...

Wie ich schon einmal die Ehre hatte, Sie zu fragen. *Gelächter.*

DER DICHTER

Was ist das! . . . Dieser Haderlump! Jetzt macht er sich über mich lustig.

VIELE

Pst! Pst!

TOD

überschreit alle.

Der dort ist unsterblich — ich komm' zu dir!

Es wird still.

Laß meine Tracht dich nicht erstaunen,
Mein Garderobier hat seltsame Launen.
Seitdem die Lebend'gen nicht mannigfaltig,
Erscheint der Tod höchst vielgestaltig.

Einige gehen. — Die Unruhe wird ärger. — Der Bissige pfeift.

DER WOHLWOLLENDE

Und Sie wollen ein gebildeter Mensch sein?!

DER BISSIGE

Was geht das Sie an? . . .

EINIGE

Ruhe! . . . Ruhe!

DER DICHTER

Jetzt gehn die Leut' gar fort!

DIREKTOR

Die, die fortgehen, können wenigstens nicht pfeifen.

DER WOHLWOLLENDE

zum Bissigen.

Warum gehn Sie denn nicht, wenn's Ihnen nicht gefällt?

DER BISSIGE

Halten Sie Ihr Maul!

Sie stehen auf.

EINIGE

Hinaus! Ruhe!

Der Wohlwollende und der Bissige setzen sich wieder.

DIREKTOR

Ich hab's Ihnen g'sagt: Wenn der Schluß ernst wird, hilft's Ihnen nicht mehr, daß der Anfang ein Blödsinn war.

DER DICHTER

So schaffen Sie doch Ordnung ... Was soll denn das heißen? ... So eine Schmiere!

DIREKTOR

Jetzt werden Sie gar noch frech?

Marionetten schauen hinter den Kulissen hervor.

DER NAIVE

Ah, schauts da her!

DER DICHTER

Ihre Puppen haben keine Disziplin, schaffen Sie Ordnung! Oder ich zünd' Ihnen Ihre Bude persönlich an!

DIREKTOR

Meine Herren!

EINIGE

Ruhe! Hört!

DIREKTOR
auf den Stufen.

Meine Herren! Alsdann, wenn sich das Wesen der Aufklärung im Hintergrund des Säkulums abspiegelt und die Kunst ihre Früchte trägt, bitte ich ergebenst ins Auge zu fassen, daß die Bühne das Abbild des Erdentreibens, auch Spiegel der Welt genannt, das Traurige nicht minder als das Lustige in ihr Bereich zu ziehen vorgibt, wohin auch unser Dichter, poeta vates, hinauszusegeln die Belustigung hat.

VIELE

Bravo! Bravo!

ANDERE

Weiterspielen!

TOD

schreiend.

Lacht sich heut im eignen Haus
Publikum und Dichter aus,
Mag sich zum Beschluß im Reigen
Ehrlich auch der Tod erzeigen.

Er steht mit einem Male als Wurstel da.

Der GRAF VON CHAROLAIS und der MEISTER treten auf.

MEISTER

So, lieber Graf, da wär' grad noch ein Platz für uns zwei.

GRAF

Bitte — nach Ihnen.

MEISTER

Bitte sehr, ich weiß, was sich gehört. Sie kommen aus einem fünfaktigen Trauerspiel — ich nur aus einer dreiaktigen Komödie — also nach Ihnen.

Setzen sich.

DICHTER

Ja — um Gottes willen, was ist denn das! *Zum Direktor.* Schaun S' doch her.

DIREKTOR

Was sind denn das für Leut'?

GRAF

Zwei große Herrn! Wer sie erkennt, der grüßt!

DICHTER

Sie sollen doch wenigsten dafür sorgen, daß sich keine Figuren aus anderen Stücken in Ihr Wirtshaus setzen, während meines aufgeführt wird.

Ein HERR, der im wirklichen Parkett hinten sitzt, steht auf und ruft laut: Das ist ein Schwindel! — Die Leute auf der Bühne sehen alle hin, die Marionetten werden unruhig und schauen zum Teil über den Rand des Theaters hinaus.

DER HERR IM PARKETT

Ein Schwindel! Darauf fall' ich nicht hinein!... Das ist eines ernsten Theaters unwürdig!...

DER DIREKTOR
vor dem Souffleurkasten.

Mein Herr!

DER DICHTER
auch ganz vorn, ringt die Hände.

DER HERR
weiter nach vorn gehend.

Ich lasse mich nicht um den Schluß betrügen!... *Zum Parkett.* Es ist ja evident, dem Dichter ist kein Schluß eingefallen — der Skandal ist arrangiert!

DER DICHTER

Ich verbitte mir das!

DER HERR

Wer redt denn zu Ihnen!...

DER DICHTER

Ich bin der Dichter!

DER HERR

Ach was!... Sie!... Sie kommen ja auch nur vor!

DER DICHTER

Oho!

DER HERR

Natürlich! Sie wissen schon, wen ich meine!

DIREKTOR

Und Sie?... He!... Sie!... Wollen Sie mir einreden, daß Sie ein wirklicher Theaterbesucher sind?

DER HERR

Ich bitte!

DIREKTOR

Sie gehören da derauf . . . Vorwärts! rasch!

Er hilft dem Herrn auf die Bühne hinauf.

DER BISSIGE

Das ist ja der reine Zirkus!

Er geht ins Parkett hinunter.

DER WOHLWOLLENDE

Ich weiß nicht — es steckt was drin!

HELD

Narrenkappe, Pritsche in der Hand . . .
Weh! ist dies dein recht Gewand!

Gepfeife, Getrampel.

DER GRAF

Wie wird mir —? Hab' ich mich zerstreuterweise
In ein gefehltes Säkulum verirrt?
Doch nein —! Nicht ich! Es trieb mich hier herein —
Nun treibt's mich fort — wo werd' ich morgen sein?
Ab.

Die Marionetten treten alle nach vorn.

MARIONETTEN

Nicht uns Arme laßt entgelten,
Schenkt uns weiter eure Huld —
Nur den Dichter dürft ihr schelten,
Nur der Dichter hier ist schuld!

DER NAIVE

Gehört das dazu?

DER DICHTER

auf den Stufen.

Das Spiel ist aus! Was für ein toller Spuk!
Wer schützt mich vor den eignen Scheingestalten?
Hinweg mit euch! es ist genug!

Wagt nicht, selbständig hier im Raum zu walten!
Und wenn ich so viel Seel' euch eingeblasen,
Daß ihr nun euer eignes Dasein führt,
Ist dies höchst frech und unvernünft'ge Rasen
Der Dank, der meiner Schöpferkraft gebührt?

MEISTER
zupft ihn am Ohr.

Wurstel! *Ab.*

DIE MARIONETTEN

Ei, nun tun wir, was wir wollen!
Reden, singen, tanzen, tollen!
Publikum ist uns egal —
Alles geht nach unsrer Wahl!
Ist der Dichter ganz von Sinnen,
Laßt uns unser Spiel beginnen!

In diesem Augenblick tritt ein Mann auf, in einen blauen Mantel gehüllt, langes blasses Antlitz, schwarze Lockenhaare. Er trägt ein langes bloßes Schwert in der Hand. Er schreitet bis zu den Stufen hin und trennt mit einem Hieb alle Drähte. Die Marionetten stürzen zusammen und liegen auf dem Boden. Ringsum Staunen.

DER DICHTER

Wer bist du? Eh' du mir entschwindest, sprich!
Mein Rächer bist du — doch wie nenn' ich dich?

DER UNBEKANNTE

Du fragst zu viel. Was ich bedeuten mag —
Ich weiß es nicht. Seit manchem Erdentag
Bin ich verdammt, ein Rätsel mir und andern,
Die Welt nach allen Winden zu durchwandern.
Dies Schwert hier aber macht es offenbar,
Wer eine Puppe, wer ein Mensch nur war.
Auch unsichtbaren Draht trennt diese Schneide
Zu manches stolzen Puppenspielers Leide!

Er fährt mit dem Schwert über die ganze Bühne; alle Lichter verlöschen, und alle Menschen außer ihm selbst sinken zusammen.

Auch ihr? . . .

Da der Dichter sinkt.

Auch du? ... Mir graut vor meiner Macht!
Ist's Wahrheit, die ich bringe, oder Nacht?
Folg' ich der Himmlischen ... der Hölle Ruf?
Ist es Gesetz — ist's Willkühr, die mich schuf?
Bin ich ein Gott? .. ein Narr? .. bin euresgleichen?
Bin ich ich selber — oder nur ein Zeichen?

Er tritt ganz nach vorn.

Ja, wenn mein Schwert in loserm Arme hinge,
Weiß ich, wie's manchen, die in Leid und Lüsten
Höchst fragevoller Wirklichkeit sich brüsten, —

Zum Parkett gewendet.

Wie's zum Exempel euch da unten ginge?

Er geht mit einem stolzen Blicke ab.

Sobald er fort ist, wird es licht, die Menschen erheben sich wieder; auch die Marionetten. Militärmusik ertönt wieder, der Dichter rennt aufgeregt auf und ab, der Direktor tritt wieder auf die Stufen und beginnt

Meine Herren, hier ist zu sehen .... usw.

Unter ungeheurem Lärm fällt der Vorhang.

DER RUF DES LEBENS

Schauspiel in drei Akten

Meinem Freunde Hermann Bahr

PERSONEN

DER ALTE MOSER
MARIE, seine Tochter
FRAU RICHTER, Mosers Schwägerin
KATHARINA, ihre Tochter
DOKTOR SCHINDLER, Arzt
EDUARD RAINER, Forstadjunkt
DER OBERST
IRENE, seine Frau
MAX, } *junge Offiziere*
ALBRECHT, } *junge Offiziere*
SEBASTIAN, Unteroffizier
EIN WACHTHABENDER SOLDAT
SOLDATEN, KINDER

Spielt etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Österreich.

Der erste und zweite Akt in Wien, der dritte in einem niederösterreichischen Dorfe.

ERSTER AKT

Einfaches, beinah ärmliches Zimmer im zweiten Stock eines alten Hauses der inneren Stadt. Blau gemalte Wände, zum Teil schadhaft. Rechts vorn Eingangstüre, eine zweite Türe links hinten. Im Hintergrund zwei Fenster mit ausgebauchtem Glas. Am Fenster rechts ein Sessel. Zwischen den Fenstern Kommode, darüber ein Spiegel in braunem Holzrahmen. Auf der Kommode stehen einige einfach gerahmte Familienbilder. Hinten links in der Ecke Ofen. Links seitlich großer Schrank. Weiter vorne an der Wand ein länglicher Tisch, darauf einiges Hausgeräte: Kaffeemaschine, Flasche, Lampe usw. Vorne links ein Krankensessel, daneben ein ganz kleines Tischchen. Auf dem Tischchen zwei Medizinflaschen, kleine Zinntasse mit einem Teller, Löffel usw. Vorne rechts alter Tisch mit grünlicher verschlissener Decke. Alter Divan mit schwarzem Leder; ein Fauteuil gleicher Garnitur, zwei Holzsessel. Auf dem Tisch eine Tasse mit Photographieen und zwei Bücher mit schadhaftem Einband. An der Wand rechts neben dem Eingang ein Schlafdivan, darüber eine kleine Etagere mit wenigen Büchern. Weiter hinten rechts ein altes Pianino. An den Wänden hängen einige Familienporträts in alten Rahmen und zwei alte gebräunte Stahlstiche; diese letzteren vorn über dem Tische links. Auf dem Ofen eine Gipsfigur. Neben der Eingangstüre vorne rechts ein Kleiderständer mit einem Mantel, einem weichen Filzhut und einem Umhängtuch.

Erste Szene

DER VATER, MARIE.

DER VATER auf dem Krankensessel halb ausgestreckt, in braunem Schlafrock, die Füße mit einem Plaid bedeckt. Er ist hager, hat einen kurzgeschnittenen Vollbart von grünlich-braungrauer Farbe, wie einstmals gefärbt; die dünnen Kopfhaare über den Scheitel gekämmt, das Gesicht böse, faltig, verwüstet. Er scheint zu schlafen.

MARIE sitzt auf einem der Sessel rechts, den sie etwas näher zum Vater hingerückt hat. Sie ist schlank, hat eine hohe Stirn, dunkelblondes glattes Haar, einfaches, ziemlich helles blaues Kleid. Sie liest laut aus einer Zeitung vor. „Und mit einem Mal lodert im Süden unseres Reichs die Kriegsfackel in dunkelrotem Glanze auf. In der Nähe des Dorfes Feldberg, also auf österreichischem Boden, etwa drei Meilen von der Grenze hat das erste Gefecht stattgefunden, über dessen Verlauf verbürgte Nachrichten noch nicht

in die Hauptstadt gelangt sind. Dies aber steht fest: daß gestern zum erstenmal wieder seit mehr als dreißig Jahren der Boden unseres Vaterlands das Blut unserer tapferen Soldaten getrunken hat ..." *Sie hält inne.*

DER VATER wie aus dem Schlaf. Lies weiter.

MARIE blättert. „Gestern haben die Infanterieregimenter Nr. 7 und Nr. 24 die Stadt verlassen, um in Eilmärschen die Grenze zu erreichen. Abends ist das Ulanenregiment Fürst von Bologna abgegangen. Heute rückt das Infanterieregiment Nr. 17 Herzog von Anhalt und das Kürassierregiment Nr. 11, die sogenannten „blauen Kürassiere ..." *Sie hält inne.*

DER VATER schläft.

MARIE legt die Zeitung auf den Tisch, steht auf, geht zum Fenster rechts, sieht durch die Scheiben hinaus.

Man hört das Vorbeimarschieren von Truppen und lautes Rufen, das manchmal beträchtlich anschwillt.

DER VATER erwacht. Marie! Wo bist du? *Wendet mühselig den Kopf.* Marie!

MARIE auf dem Weg zurück. Hier bin ich.

DER VATER. Wo bist du?

MARIE. Am Fenster stand ich.

DER VATER lauscht. Was ist das?

MARIE. Soldaten ziehen vorbei.

DER VATER. Wie lang bist du am Fenster gestanden?

MARIE. Kaum zwanzig Sekunden. Ich las dir eben erst aus dem Zeitungsblatt vor.

DER VATER. Zwanzig Sekunden? ... Mir war doch, ich hätte geschlafen.

MARIE. Nicht länger als eine halbe Minute.

DER VATER. Mir war, als hätte ich eine Stunde geschlafen. Es wird wohl auch eine Stunde gewesen sein ...

MARIE. Nein.

DER VATER. Eine halbe ...

MARIE. Wie ich sagte: Keine halbe Minute lang.

DER VATER. Keine halbe Minute ... und so tief in die Nacht gesunken. — Wie spät ist's?

MARIE. Es ist bald sieben Uhr.

DER VATER. Daß der Doktor noch nicht hier war ...

MARIE. Er muß bald da sein.

DER VATER. Was spracht ihr miteinander gestern abend? ... Nun? ... Was sagte er über meinen Zustand? ... Was sagte er überhaupt? Rede!

MARIE. Der Frühling wird dir wohltun, meint der Doktor.

DER VATER. Und sonst sagte er nichts?

MARIE. Sonst nichts.

DER VATER. Es ist nicht wahr! Du standest ja gestern ich weiß nicht wie lange mit ihm im Stiegenhaus — hast ihn wohl mancherlei gefragt! ... Nun, wie lange wird es noch währen? Wie lange noch wirst du dein junges Dasein vertrauern müssen an deines alten Vaters Krankenbett?

MARIE. Du sollst bald aufs Land, meint der Doktor.

DER VATER. Aufs Land ... wahrhaftig! ... So?

MARIE. Hat er dir's gestern nicht selbst geraten? ... Aber nicht wieder so spät wie voriges Jahr, meint der Doktor, nicht im August erst, sondern gleich, — die schönen Tage nützen jetzt im Mai.

DER VATER. Aufs Land — in die Grünau — zur Tante Toni wieder?

MARIE. Ich denke wohl.

DER VATER. Weht der Wind daher? ... Hoho! Zur Tante Toni! Und wieder herumgelaufen im Wald und auf der Wiese mit der Base Katharina und dem Herrn Adjunkten, der uns ja auch zu Weihnachten die Ehre hat erwiesen — oder gar mit dem Adjunkten allein ...

MARIE *sehr ruhig.* Ich dachte nicht an ihn.

Lärm draußen wie früher.

DER VATER. Dachtest nicht an ihn? ... Schreibt er dir nicht alle Tage?

MARIE. Kaum jede Woche einmal. Und ich antworte ihm selten.

DER VATER. Verlobt seid ihr!

MARIE. Nein. Du weißt es doch. — Nein.

DER VATER. Nun, was braucht's Verlöbnis! Eines Tages ist man auf und davon, verlobt oder nicht, vermählt oder nicht, und läßt den Vater hier verderben, verkommen, verdursten — ersticken, wie mir's in der Nacht beinahe passiert wäre, in der Febernacht, als sie dich auf den Ball holten, Tante Toni und Base Katharina, und du dort herumflogst mit jungen Offizieren . . .

MARIE. Was willst du, Vater? Ein einziges Mal in dem ganzen langen Winter. Und du hattest mir's erlaubt.

DER VATER. Einmal — o einmal nur! In dem ganzen langen Winter nur einmal! Wie alt bist du denn . . . wie alt?

MARIE. Sechsundzwanzig.

DER VATER. Sechsundzwanzig. Zeit genug . . Zeit genug. Sechsundzwanzig und jung und schön und ein Frauenzimmer mit weißer Haut und mit runden Armen! . . . Nichts für dich verloren, nur Geduld! Und wenn ich neunzig werde, dann bist du siebenunddreißig — immer noch Zeit genug . . . Zeit genug zu allerlei Kurzweil, nach der dich's gelüstet. Nein, ich bedaure dich nicht!

MARIE. Hab' ich verlangt, daß du mich bedauerst?

DER VATER. Verlangt! Müssen es Worte sein? Du bist wie deine Mutter, ganz wie deine Mutter!

MARIE. Vier Jahre lang ist sie tot. Laß sie in Frieden ruhn. Nie klagte sie — laß sie ruhn.

DER VATER. Nie klagte sie . . . mit Worten nicht . . . mir ins Gesicht nicht . . . ganz wie du. O ihr, ihr . . . Doch wenn ich nach Hause kam und fand euch dort zusammen auf dem Divan sitzen, aneinander gedrängt wie böse Katzen — oder ich wartete eurer am Fenster,

abends, bis ihr von eurem Spaziergang auf den Basteien zurückkamt ... da habt ihr auch nicht geklagt? ... Nicht über euer verpfuschtes Leben gesprochen? ... Nicht über mich, dem ihr die Schuld daran gabt? Verschworen wart ihr gegen mich, stumm verschworen — ich weiß es wohl! Nichts war euch recht: Zu armselig die Wohnung, das Essen schmeckte nicht und ich war euch nicht lustig genug. Was, ich hätte wohl Späße treiben sollen, wenn ich müde von meiner Schreiberei nach Hause kam aus dem Amt, wo ich mich geplagt hatte um die lumpigen paar Gulden für euch ... für euch, weil die Pension nicht reichte? Mir hätte sie gereicht — mir allein wohl! Und ihr habt mich verflucht! Meinst du, ich weiß es nicht? Meinst du, ich habe deine Mutter nicht gekannt und ich kenne dich nicht? ... Stundenlang sitzest du stumm neben mir, sprichst nur, wenn ich dich frage, aber dein Blick ... dein Blick, wenn du dich fortschleichst von mir, zum Fenster hin ... Denkst du, ich weiß nicht, was sich da in dir rührt, — was für Wünsche, was für Klagen? Meinst du, ich weiß es nicht? ... Aber wünsche du und klage, wie du willst, — keine Minute mehr lass' ich dich von meiner Seite. Ich will nicht allein sein! Habe Geduld, habe Geduld! Du bist jung. Vielleicht werde ich nicht neunzig, vielleicht nur fünfundachtzig — oder am Ende dauert's gar nur mehr drei, zwei Jahre, dann bist du frei, kannst deinen Adjunkten haben — oder den Doktor — oder beide und noch andere dazu ... wenn's dir lieber ist, dich ans Fenster stellen und hübschen jungen Leuten winken.

MARIE auf. Vater! Vater!

DER VATER. Marie! ... Marie! *In plötzlicher Angst.* Nimm's mir nicht übel. Ich bin krank ... ich bin alt ... und ich hab' Angst — verstehst du? Angst! ... Nein, du verstehst es nicht! ... Wer versteht denn das, so lang er jung ist und sich rühren kann, was das heißt, nutzlose Angst und ohnmächtiger Zorn? ... Wasser! Mir sind die Lippen trocken!

MARIE entfernt sich.

DER VATER. Wohin gehst du?

MARIE. Der Krug mit dem frischen Wasser steht in der Küche.

DER VATER. Laß die Türe offen.

MARIE rechts hinaus. Von unten das Geräusch trabender Pferde.

MARIE bringt das Wasser, bleibt stehen, lauscht.

DER VATER. Gib ... gib!

MARIE rasch zu ihm, reicht ihm das Wasser, schnell zum Fenster und öffnet es. Entsprechende Verstärkung des Geräusches.

DER VATER. Was tust du? Bist du toll? Ich kann den Tod davon haben!

MARIE. Die Luft ist warm; auch sagt der Doktor immer, daß es zu dumpf hier innen ist.

DER VATER. Zu dumpf! Darum reißest du das Fenster auf mit einem Male? Zu dumpf! Meinst du, ich weiß nicht, wonach dir der Sinn steht? *Vor sich hin.* Ja, da reiten sie, stramm, jung, gesund ... heut noch gesund und jung! ... Nun, beklagst du dich, daß die Aussicht von unseren Fenstern nicht schön ist? Ho! Mitten in der Stadt haben wir unsere Wohnung — nur ein Blick um die Ecke — und das Leben treibt vorbei ... Marie!

MARIE. Vater?

DER VATER. Ich will zum Fenster!

MARIE. Du willst —?

DER VATER. Her zu mir! Führ' mich hin ... es wird schon gehn ... Ich will sie auch sehen, die da unten vorüberreiten und vielleicht nicht einmal neunundsiebzig alt werden. Den Mantel her!

MARIE nimmt den Mantel vom Kleiderständer, breitet ihn um den Vater und führt diesen zum Fenster rechts.

DER VATER höhnisch. O es ist eine Plage! Armes Kind! Aber nein, sie klagt nicht! *Am Fenster, wo er gleich auf den Sessel sinkt; er hält sich mit beiden Händen ans Fensterbrett und beugt sich vor.* Manche von denen ... alle

vielleicht ... wer weiß — — — und sind nicht einmal neunundsiebzig.

MARIE etwas mühsam. Vater, man kennt die Farben nicht recht ... sind es die Schwarzen oder die Blauen?

DER VATER. O, mein Töchterchen läßt sich herab zu fragen! Sollt' ich bessere Augen haben als du? ... Ja, es sind die blauen Kürassiere.

MARIE. Ist es nicht dein Regiment gewesen, Vater?

DER VATER. Was geht's dich an? — Wo ist die Zeit?! ... Gefallen sie dir? ... Was siehst du von ihnen? Doch nichts als ihr Wiegen auf den trabenden Pferden, und der Geruch ihrer Jugend steigt dir von der Straße empor in die Nase. Sollte man denken, daß ich einmal geradeso aussah, geradeso wie die? ... Mein Regiment — ja. Schöne Jungen, wie? Stramm, stramm! ... Ho, wird der künftige Gatte sich freuen — ob Adjunkt oder Doktor — daß du dafür so regen Sinn hast! ... *Es klopft leise.* Klopft es nicht?

MARIE. Ich hörte nichts. *Es klopft nochmals.*

DER VATER. Herein

Zweite Szene

DER VATER, MARIE. DER FORSTADJUNKT tritt ein.

DER ADJUNKT im grünen Jagdrock, kaum dreißig, sieht etwas älter aus; er scheint ernster, als es seinen Jahren zukommt. — An der Türe. Guten Abend.

MARIE leise. Guten Abend.

DER VATER. Der Herr Adjunkt! *Grüßt mit der Hand.*

DER ADJUNKT zum Fenster. Guten Abend, Fräulein Marie.

MARIE. Man hat Sie lange nicht gesehen, Herr Adjunkt.

DER ADJUNKT. Seit Weihnachten war ich nicht hier. — Ich freue mich, Herr Rittmeister, Sie so wohl zu finden.

DER VATER. Was geht es Sie an, daß ich Rittmeister war? Moser heiße ich.

DER ADJUNKT. Sie befinden sich besser? ... Sie sind auf, und gar am Fenster.

DER VATER. Ja, Herr Adjunkt, man will eben auch noch seinen Teil vom Dasein haben. *Er fällt beinah vom Sessel.* Halte mich doch! Führ' mich zurück.

MARIE führt ihn.

DER ADJUNKT ist ihr behilflich.

DER VATER. Danke, Herr Adjunkt, danke. Wie muß ich das Schicksal preisen, daß Sie gekommen sind! Ich hätte am Ende dort am Fenster übernachten können — auf dem Fußboden.

DER ADJUNKT und MARIE führen ihn zu seinem Sessel, wo er sich wieder hinstreckt.

MARIE vermeidet den Blick des Adjunkten. Nehmen Sie Platz, Herr Adjunkt.

DER ADJUNKT bleibt stehen. Ich mußte einen weiten Umweg nehmen, um hierher zu kommen — Freyung, Hof, Tiefer Graben ... alles ist voll Menschen.

MARIE. Wie kommt es nur, Herr Adjunkt, daß es jetzt so stille ist?

DER ADJUNKT. Stille?

MARIE. Ja. Ich meine, wie es kommt, daß die Leute nicht rufen. Früher schrieen sie Hurra, als die Soldaten vorüberzogen, und nun hört man nichts als das Traben, immer das Traben.

DER ADJUNKT. Wahrhaftig, es ist seltsam. Ich weiß den Anlaß nicht, warum sie jetzt nicht Hurra schreien. Vielleicht haben sich schlimme Nachrichten von der Grenze verbreitet. Aber mir ist nichts bekannt; ich kam vor einer Stunde erst in Wien an.

DER VATER. Wir dürfen wohl höchlich geschmeichelt sein, daß Ihr erster Besuch uns gilt.

MARIE. Wie lange bleiben Sie?

DER ADJUNKT. Kaum länger als bis morgen abend. Ich habe hier kein anderes Geschäft, als mich

im kaiserlichen Oberforstamt zu melden. Ich habe nämlich meine Ernennung zum Oberförster in der Steiermark erhalten. *Blick auf Marie.*

MARIE. In der Steiermark?

DER ADJUNKT. Ja. In Tauplitz, zu Füßen der weißen Wand liegt das Forsthaus, in dem ich wohnen werde. Vor drei Jahren erst wurde es aufgebaut, behaglich, licht und geräumig. Seine Majestät selbst haben vorigen Sommer eine Nacht dort geschlafen.

MARIE. Es ist kaiserliches Revier?

DER ADJUNKT. Ja. Aber es wird selten von den höchsten Herrschaften aufgesucht. Es liegt an einem dunkelgrünen See, der die trefflichsten Forellen hat. Hinter dem Hause steigen die Tannen an und breiten sich hoch bis zu den Schutthalden des Toten Gebirges. Rings um den See stehen Buchen und Birken. Das nächste Dorf liegt zwei Stunden weit, auf einem schmalen Weg durch Jungholz steigt man hinab. Es ist eine einsam stille schöne Gegend. Ich freue mich hin.

DER VATER. Das kommt ja ziemlich unerwartet.

DER ADJUNKT. Das wohl. Die Stelle ist erst vor kurzem frei worden. Der Förster dort starb plötzlich; er war noch jung, kaum vierzig.

DER VATER. Vierzig Jahre! . . . Jawohl, Herr Adjunkt, vierzig Jahr! So treibt's der da oben — und so gleicht er's aus. Leute mit neunundsiebzig leben fort, können sich leidlich erhalten — bis achtzig, fünfundachtzig, neunzig — bei guter Pflege, in sorglicher Hut — — verstehen Sie mich, Herr Adjunkt? . . . Und ich gratuliere zum Oberforstmeister, Herr Adjunkt, aber die Marie lass' ich nicht fort — verstehen Sie?

MARIE. Der Herr Adjunkt hat ja nicht — —

Dritte Szene

DER VATER, MARIE, DER ADJUNKT. DOKTOR SCHINDLER, der Arzt, tritt ein.

DER ARZT ist in mittleren Jahren, leicht angegraut. Guten

Abend. — Guten Abend, Fräulein Marie. Wie blaß Sie wieder sind.

DER VATER wirft einen zornigen Blick auf ihn.

DER ARZT. Wie — der Herr Adjunkt? Wahrhaftig! Wie freu' ich mich, Sie wiederzusehen! *Er drückt ihm herzlich die Hand.*

DER VATER. Woher kennen die Herren einander so gut?

DER ADJUNKT. Zu Weihnachten in eben dieser Stube sah ich den Herrn Doktor zum erstenmal.

DER VATER. Und gingen zusammen fort —?

DER ARZT. Wir erlaubten uns. Ja. Und machten einen wunderschönen Spaziergang durch die Winternacht.

DER ADJUNKT. Es gibt wenig Stunden, deren ich mich so gern erinnere.

DER VATER. Wem, Herr Doktor, gilt Ihr werter Besuch: dem blassen Fräulein Tochter, dem liebenswürdigen Herrn Adjunkten oder mir kranken Manne?

DER ARZT. Gott sei Dank, Ihnen. — Es war übrigens keine leichte Sache, in Ihre Gasse zu gelangen. Das Gedränge ist groß.

Traben unten.

MARIE. Wie kommt es nur, Herr Doktor, daß man nur die Hufschläge hört, daß es sonst so stille ist, daß die Leute nicht rufen wie früher?

DER ARZT. Es sind die blauen Kürassiere, die jetzt vorbeiziehen.

MARIE. Nun ja — —

DER ARZT. Wissen Sie denn nicht? Die reiten in den Tod.

DER ADJUNKT. Das tun wohl viele in diesen Tagen.

DER ARZT. In den sichern Tod . . . die in den sichern. *Zu allen.* Wissen Sie denn nichts davon?

DER ADJUNKT sich erinnernd. Ah, ist dies das todgeweihte Regiment?

DER ARZT. Ja.

MARIE *mühsam, aber stark.* Das todgeweihte —?

DER ARZT. Ja. Das, von dem keiner zurückkommen wird und darf.

DER ADJUNKT. Ich hörte davon. Ist es denn wahr? *Am Fenster.*

DER VATER. Keiner darf —? *Gierig.* Keiner darf —?

DER ARZT. Es ist nämlich das Regiment, durch dessen Schuld, wie es heißt, vor dreißig Jahren die Schlacht bei Lindach verloren ward.

DER VATER. Wer sagt das?

DER ARZT. Sie können heut überall davon reden hören. Man sagt, daß dieses Regiment in einem Augenblicke wich, da es hätte standhalten müssen und können, daß diese Flucht die übrigen mitriß und damit Schlacht und Feldzug zu unseres Landes Unglück entschied. All das war beinahe in Vergessenheit geraten — vielleicht ist es auch niemals recht wahr gewesen —, nun aber, da dieser neue Krieg ausbrach, erinnerten sich die Offiziere des Regiments, von denen damals natürlich noch keiner mitgefochten hat, der alten Schmach, und sie haben vom Kaiser die Gnade erbeten, mit dem eigenen Blute zu sühnen, was das Regiment vor dreißig Jahren verschuldet haben soll. Sie haben verlangt, dorthin gestellt zu werden, wo sie wohl den andern von Nutzen sein können, wo aber ihr eigenes Verderben unabwendbar ist, und haben einander zugeschworen, daß keiner von ihnen die Heimat wiedersehen wird.

MARIE. Woher wissen Sie das?

DER ARZT. Wie ich schon sagte: überall hört man heute davon reden.

DER ADJUNKT *kopfschüttelnd.* Und dabei steht das Vergehen des Regiments nicht einmal unwidersprechlich fest.

DER ARZT. Was liegt daran? Mögen sie auch Betrogene oder Narren sein, ihr Entschluß ist groß, und so wird die Menschheit wahrscheinlich ihren Vorteil davon haben.

DER ADJUNKT. Darum also ist die Menge so stumm, während die vorüberziehen . . .

DER VATER. Und manche sind kaum zwanzig ——

Pause.

DER ARZT. Nun also, Herr Moser, wie steht's? Ich dachte Sie schon zu Bette zu finden. Es ist acht Uhr, Sie sollten schlafen.

DER VATER. Schlafen? . . . Ich bin nicht gelaunt, Vorschüsse an den Tod auszuzahlen.

DER ARZT. Jede Stunde Schlafs ist Gewinn für Sie; Sie hätten weniger Schmerzen, wären ruhiger. *Nimmt ein Fläschchen zur Hand, das auf dem kleinen Tisch neben dem Krankensessel steht.* Und Sie haben nicht einmal Ihre Tropfen genommen . . . wie? . . . Noch nicht einmal das Fläschchen geöffnet!

DER VATER. Ich will nicht . . . will nicht schlafen!

DER ARZT. Sie müssen. Sie sind dazu verpflichtet. Nicht nur sich selbst gegenüber. Das Fräulein sieht wahrhaftig übel aus. Es geht nicht weiter so. Morgen früh schicke ich Ihnen eine barmherzige Schwester her, die Ihre Pflege übernehmen wird.

DER VATER. Wie können Sie sich erlauben, in dieser Weise über mich zu verfügen? Ich habe kein Geld für eine Schwester.

DER ARZT. Was das anbelangt, überlassen Sie es — —

DER VATER. Sie wollen mir was schenken? Was wagen Sie!

DER ARZT. Es handelt sich um kein Geschenk. Sie werden mir das Geld zurückzahlen, sobald — —

DER VATER. Und wenn ich Hunderttausende hätte — eine fremde Person kommt mir nicht über die Schwelle! Ich weiß Geschichten von Wärterinnen, die ihren Kranken Gift statt des Heiltranks ins Wasser gießen, nur um rascher anderswohin zu kommen, wo sie ein paar Groschen mehr kriegen . . . Und andere gibt es, die tun, als richteten sie die Polster gerade, als glätteten sie die Linnen — dabei zwicken sie, stechen

mit Nadeln und lachen dazu... Und die am gutmütigsten sind, die denken auch noch lange nicht, daß da ein Mensch liegt, der einmal jung war, — einer, der sich hat rühren können ... nichts fühlen sie, wenn er jammert, und wenn er stirbt, gehen sie aus dem einen Haus in das andere. — Nein, nein, ich will nicht! Ich habe eine Tochter, für die ich mich geplagt habe, dreißig Jahre lang, die es mir verdankt, daß sie auf der Welt ist ... Wozu zöge man Kinder auf, wenn sie in der schwersten Stunde sich davonstehlen dürften? ... Sie ist jung, sie kann warten ... es währt ja nicht ewig; dann ist sie frei, dann mag sie tun, was sie will!

DER ADJUNKT. Warum sprechen Sie in solcher Weise von Ihrer Tochter, Herr Moser, die sich für Sie aufopfert?

DER VATER. Ich danke für die freundliche Zurechtweisung. Haben Sie schon ein Recht? ... Sie sollte wohl fort mit Ihnen, Herr Adjunkt? ... Aber warum gerade mit Ihnen? Sind Sie so sicher, daß es sie gerade nach Ihrem grünen Rock verlangt?

MARIE. Was soll das, Vater?

DER VATER. Geben Sie acht, Herr Adjunkt, es ist ein Frauenzimmer! Meinen Sie, ich vergesse daran, weil es meine Tochter ist? ... Ein Frauenzimmer, jung, heiß und durstig.

DER ADJUNKT. Was kommt Sie an, Herr Rittmeister?

DER ARZT. Stille!

MARIE. Vater, schweig!

DER VATER. Schweigen ... ich? Ich will nicht! Ich will reden. Was mir durch den Sinn fährt, will ich reden. Denkst du, ich will mir's durch süße Worte erkaufen, daß du an meinem Bett sitzest, mich an- und auskleidest, mir zu trinken und zu essen reichst und deine Kindespflicht erfüllst? Du hast deinen Lohn dahin, du bist jung! Du bleibst bei mir!

DER ARZT. Wozu die großen Worte? Es handelt sich doch vorläufig um nichts anderes, als daß das

Fräulein manchmal auf ein bis zwei Stunden ins Freie gehen sollte. Und das wird sie.

DER VATER. Das wird sie nicht! Geht sie noch einmal von mir fort, so kommt sie nicht mehr zurück.

DER ARZT. Was fällt Ihnen denn ein?

DER VATER *zu Marie.* Denkst du, ich weiß nicht?

DER ADJUNKT *blickt mit einer Art von Angst Marie an.*

DER VATER. Sie wissen ja nichts, Herr Adjunkt — Von dem Ball heuer im Feber, wo sie mit den blauen Kürassieren tanzte, ist sie um sieben Uhr morgens zurückgekommen. Ich bin auf dem Boden gelegen, verdurstet und erstickt beinah . . . Und wie ist sie nach Hause gekommen? Mit glänzenden Augen, durch die Spitzen schimmerte die Brust, die Arme waren nackt . . . gerade so sah sie aus wie ihre Mutter, als ich sie zum erstenmal sah . . . auch auf einem Balle.

MARIE. Laß die Mutter in Frieden ruhn — laß sie ruhn.

DER ARZT. Bitte kommen Sie mit mir auf Ihr Zimmer, Herr Rittmeister. Ich habe nicht mehr viel Zeit und möchte heute eine gründliche Untersuchung vornehmen.

DER ADJUNKT. Guten Abend, Herr Moser.

DER VATER. Leben Sie wohl, Herr Adjunkt. Sie werden sich also gütigst noch gedulden.

DER ADJUNKT *leise zu Marie.* Ich muß Sie sprechen, Marie, — ich bin in einer Viertelstunde wieder hier.

Vierte Szene

Der VATER, MARIE, der ADJUNKT, der ARZT. FRAU TONI RICHTER kommt.

TANTE TONI. Guten Abend. — O, der Herr Adjunkt!

DER ADJUNKT *gibt ihr die Hand und geht ab.*

DER VATER. Die gute Tante Toni!

DER ARZT und *MARIE* *stützen ihn, um ihn ins Nebenzimmer zu führen.*

DIE TANTE. Wie geht's, Schwager Christian? — Wir sind nur auf zwei Tage in der Stadt, Katharina und ich, kleine Einkäufe zu besorgen ... Ist Katharina noch nicht da? oder ist sie gar wieder fortgegangen?

MARIE. Sie war noch nicht hier.

DER VATER. Ihr werdet sie mir nicht noch einmal von der Seite reißen. Auch du nicht, alte Kupplerin!

DIE TANTE. Daß der gute Schwager die Scherze nicht lassen kann! ... Macht nur, ich setze mich indessen stille hier hin, ich habe meine Arbeit mit.

DER VATER *gestützt auf den Arzt und Marie, ins Nebenzimmer.*

Auf der Straße Marschieren und Hurrarufe.

DIE TANTE *nimmt ihr Häkelzeug und setzt sich ans Fenster.*

MARIE *kommt wieder.*

Fünfte Szene

Die TANTE, MARIE.

MARIE. Ich will Licht machen. *Sie nimmt die Lampe, zündet sie an, stellt sie auf den Tisch rechts.*

DIE TANTE. Nun, er scheint ja wieder in böser Laune?

MARIE *langsam zum Fenster, nickt.*

DIE TANTE. Ich will hier für alle Fälle warten, bis Katharina kommt. Sie sollte schon hier sein. Früh morgens fuhr sie in die Stadt, ich schlief noch. Sie konnte sich nicht gedulden — ohne mich fuhr sie davon. Aber ich getraue mich nicht, ihr ein böses Wort zu sagen, seit ich weiß, daß ich sie nicht lange mehr behalten werde.

MARIE. Ist es denn wahr?

DIE TANTE. Es ist wahr, gute Marie. Es ist wahr. Keine Hilfe. Aber sie ahnt es nicht. Im Winter sind

die Rosen auf ihren Wangen aufgeblüht — so wie bei ihren Schwestern. Da gibt es keine Hilfe, gute Marie. Mein seliger Mann, der fuhr auf der See herum und mußte doch sterben, und Brigitte und Anne rührten sich von meiner Seite nicht fort, waren gut und brav, atmeten die reine Luft unseres Tannenwaldes, und liegen nun doch beide draußen unterm Rasen. Wenn es Gott einmal so beschlossen hat ... Ich habe allerlei besorgt in der Stadt. Sieh, diese Wolle ist nirgends zu bekommen als beim „türkischen Sultan". Es soll ein Kissen werden für den Divan, der im Gartenzimmer steht, wo wir im Sommer immer den Kaffee tranken. ... Wer mir's damals prophezeit hätte —! Sah sie nicht aus wie das Leben selbst? ... Wahrhaftig, Kind, auch du schaust nicht sonderlich aus. Nun ja, du hast genug durchgemacht in diesen letzten Jahren. Ein böser Mensch, mein Schwager, ich muß es selbst sagen.

MARIE den Knäuel in der Hand. Ja, es fühlt sich fein an.

DIE TANTE. Nicht wahr, wie Seide?

MARIE. Wie Seide.

Pause.

DIE TANTE. Nun Marie, ich denke — warum soll man nicht davon sprechen — —

MARIE. Was meinst du, Tante?

DIE TANTE. Es wird doch nicht mehr bis zum Sommer währen mit deinem Vater. Seit ich ihn zuletzt sah — wann war es nur? ... Ja, es war an dem Tag, da wir dich auf den Ball abholten ... seither hat er sich gar sehr verändert. Auf seiner Stirn sitzt der Tod. Gott verzeih' ihm alles, was er an meiner Schwester und an dir gesündigt. Ihr hattet kein gutes Leben. Zuerst hat er sie gequält, bis sie ihn endlich nahm — hätt' sie's doch lieber nie getan! Ein verabschiedeter Offizier und bald fünfzig —, dann hat er sie gepeinigt, weil sie sich nehmen ließ ... Wahrhaftig, ihr wart zu gut — beide. *Der Vater schreit im Nebenzimmer.* Was für ein Mensch! Ich sehe es kommen, daß auch der gute

Doktor sich nicht mehr um ihn kümmern wird. — Marie, höre doch!

MARIE am Fenster. Ich höre.

DIE TANTE. Du mußt dich wahrlich mit wenig genug bescheiden, wenn das der ganze Frühling ist, den du genießen darfst. Da haben wir's auf dem Lande schon besser. Pfirsich und Kirsche sind abgeblüht und nun riecht der Flieder aus allen Gärten. — Höre, Marie, ich denke, wenn es hier vorüber ist, laß alles stehen, wie es steht, und komm nur rasch zu uns in die Grünau. Dein Zimmer ist bereit.

MARIE. Davon wollen wir heute noch nicht reden.

DIE TANTE. Dein Zimmer ist bereit, Kind. Ich denke ja, gar zu lang wirst du es nicht bewohnen. Aber immerhin, die Trauerzeit muß doch wohl verstreichen, ehe Hochzeit gemacht wird.

MARIE. Wer macht Hochzeit?

DIE TANTE. Du brauchst mir's nicht Wort zu haben. Jeder nach seiner Weise; — deine Art ist zu schweigen. Der Adjunkt ist ein vortrefflicher Mann; ich achte ihn nicht geringer, weil er seinen Sinn geändert hat, — das ist nun einmal menschlich. Auch hat sich Katharina bald getröstet ... ach Gott, ich glaube, allzu bald und allzu gut! Mag sie's mit dem lieben Gott ausmachen, der sie so bald zu sich nehmen wird. Ich weiß nichts, ich frage nicht, was sie allwöchentlich in der Stadt treibt, seit wir zusammen auf dem Balle waren, wo ihr mit den Offizieren tanztet. Nachts schlief sie wohl immer hier, denk' ich ...? — Nun, du hast jetzt den Sinn nicht darauf. Mag auch sein, daß sie sich früh davonschlich, ohne dich aufzuwecken, und du dachtest, sie sei schon abgereist.

DER VATER von drin. Marie!

Sechste Szene

Die TANTE, MARIE, der ARZT.

DER ARZT zu Marie, die schon bereit war, hineinzugehen.

Ich möchte ein paar Worte mit Ihnen reden. — Wollen Sie etwa so freundlich sein, Frau Richter, und sich für eine Weile hineinbemühen?

DIE TANTE. Freilich. Er wird mich nicht gleich totschlagen.

DER ARZT. Er wünschte, daß das Fräulein ihm wieder aus der Zeitung vorliest. Das können Sie wohl auch, Frau Richter?

DIE TANTE. Nun ja, ich will das Blatt nah zur Kerze halten, da wird es schon gehen. ***Ab links.***

Siebente Szene

***Der** ARZT, MARIE.*

DER ARZT. Nun aber, liebes Fräulein, benützen Sie die Gelegenheit und gehen Sie doch in die frische Luft — auf eine Stunde wenigstens.

MARIE. Wozu? Was hälfe mir diese eine Stunde?

DER ARZT. Und morgen wieder eine, und so jeden Tag. Ihr Vater wird sich daran gewöhnen müssen.

MARIE. Ach, wozu? Ich habe ja gar keine Lust fortzugehen. Lassen Sie mich nur da.

DER ARZT. Es scheint, Sie haben überhaupt nicht mehr die Kraft, etwas Bestimmtes zu wollen. Wenn ich an früher denke —! Wenn ich mir das frische liebe Wesen vorstelle, das ich vor einem Jahre noch — im vergangenen Herbst noch hier zu finden pflegte ... Es ist ein wahrer Jammer! Das muß anders werden. Versprechen Sie mir, sich heut endlich einmal zu Bett zu legen — ja? Dann wollen wir morgen früh weiterreden. Die Welt wird gleich anders aussehen, wenn Sie nur einmal mit wachen Augen in sie hineinblicken.

MARIE. Er ruft mich ja doch jede halbe Stunde und schreit in meinen Schlaf hinein.

DER ARZT. Er wird seine Tropfen nehmen; — dann wird er nicht rufen können.

MARIE. Er wird sie nicht nehmen.

DER ARZT. So werden Sie sie ihm geben — auch gegen seinen Willen. Es genügt, wenn Sie ihm zehn Tropfen ins Wasser träufeln. *Er öffnet das Fläschchen.* Dieses Mittel ist unwiderstehlich. In diesem Fläschchen ist der Schlaf von hundert Nächten.

MARIE. So viel vertrauen Sie mir an?

DER ARZT etwas befremdet. Ihnen? . . . Ja, Ihnen und ihm selbst. In der Wohnung von Kranken, die zu retten sind, lasse ich nicht so viel zurück.

MARIE. Haben Sie ihm je gesagt, daß er nicht zu retten ist?

DER ARZT. Ich konnte mir diese grausame Ehrlichkeit ersparen. Seine Krankheit ist von den aufrichtigen. Aber freilich kann es noch Jahre dauern, Marie.

MARIE. Ich weiß.

DER ARZT. Und Sie, Marie, haben die Absicht, all diese Jahre hindurch an seinem Bette zu sitzen, ohne freie Luft zu atmen, ohne die Nächte ordentlich durchzuschlafen, — in dieser Dumpfheit und Enge auszuharren, bis es wirklich zu spät sein wird?

MARIE. Was soll ich anders? Was kann ich anders?

DER ARZT. Zu spät . . . wissen Sie, was das bedeutet? Es liegen mehr Schrecken darin als in dem Worte „niemals". Und wenn Sie es etwa für Ihre Pflicht halten hierzubleiben, nur weil dieser Mann Ihr Vater ist, so sage ich Ihnen, daß Sie höhere haben gegen sich selbst; — und der Gott, zu dem wir nicht beten, aber an den wir alle glauben müssen, straft es bitter, wenn sie verletzt werden.

MARIE. Was mir höhere Pflicht ist, darüber habe ich nicht nachgedacht. Daß ich auch andere Wünsche habe, daran erinnern Sie mich in diesem Augenblicke wieder.

DER ARZT. So wollt' ich nur, diese Wünsche wachten wieder auf, zu rechter Zeit, mit der rechten Kraft.

MARIE. Warum haben Sie früher nicht so zu mir gesprochen?

DER ARZT. Tat ich es nicht? . . . Wie lange schon

und wie oft sag' ich Ihnen, daß ein Dasein, wie Sie es führen, Sie allmählich zugrunde richten wird, — daß Sie sich wehren müssen, daß Ihnen frische Luft und Bewegung dringend not tut.

MARIE. Das, wozu Sie mich heute ermutigen wollen, scheint mir mehr als ein Spaziergang vors Tor hinaus.

DER ARZT. Ja, es mag mehr sein ... Viel weiter hinaus möcht' ich Sie treiben. Es nagt an mir, wenn ich sehe, wie Sie ... Sie Ihre Tage und Nächte einem alten bösen Manne hinopfern, der es Ihnen nicht dankt, — der es nicht wert ist. Bange wird mir, wenn ich denke, daß so viel Schönheit, so viel Jugend verdorren, verwelken soll ... wofür? — Um nichts vielleicht als um ein paar Worte, die in einem alten Buche stehen.

MARIE. Warum ... warum haben Sie früher nicht so zu mir gesprochen?!

DER ARZT. Wenn Sie mich heute verstehen, ist es noch nicht zu spät gewesen.

MARIE. Längst hätt' ich Sie verstanden; aber anders sprechen Sie heute zu mir — kühner, wilder beinah.

DER ARZT. Wie hätt' ich so reden dürfen noch vor kurzer Zeit?

MARIE. Nicht dürfen? Sie zu mir?

DER ARZT. Es ist noch nicht so lange her, Marie, daß Sie hätten glauben dürfen, ich spräche so nicht allein in dem Gedanken an Ihre Zukunft. Und Sie hätten meinen Worten mißtraut ... und hätten recht gehabt. Ich traute mir damals selber nicht. Heut aber wissen Sie, weiß ich selbst mich frei von jedem eigennützigen Nebengedanken, heute kann ich als Ihr Freund zu Ihnen reden und Ihnen raten.

MARIE. Und was raten Sie mir als mein Freund?

DER ARZT. Daß Sie von hier fortgehen.

MARIE. Wohin?

DER ARZT. Daß Sie dem Manne, der Ihnen wert ist, folgen, sobald er es verlangt.

MARIE. Das ist's, was Sie mir raten —?

DER ARZT. Ja. Und ich wollte, er nähme Sie rasch von hier fort . . . morgen . . . heute noch. Mir ist angst um Sie. Wie Sie nur aussehn —! Zögern Sie nicht, wenn er das entscheidende Wort spricht. Nicht lang mehr, und ich fürchte, Sie verlieren selbst die Fähigkeit, glücklich zu werden.

MARIE. Glücklich —? Kennen Sie den Adjunkten so gut?

DER ARZT. Ja, ich kenn' ihn. An jenem Winterabend, da ich ihn bei Ihnen kennen lernte, sind wir — Sie erinnern sich noch — von hier miteinander fortgegangen. Lange, in stillen Straßen, auf leuchtendem Schnee sind wir umhergewandert. Von seinen stillen Wäldern, von der Freude seiner Jagden, von seiner Mutter, die ihm eben gestorben war, von einem Mädchen, das er geliebt und verlassen, sprach er viel . . . kein Wort von Ihnen. Und doch redete jedes Wort, das er sprach, nichts anderes als Sie. Von dieser Stunde an dacht' ich mir kein andres Glück für Sie als dies an seiner Seite.

MARIE. Vielleicht wäre es das Glück gewesen. Aber ich glaube, es ist nicht mehr das Glück, wonach ich mich sehne. Hat das Leben nicht mehr zu verschenken als Glück . . . viel mehr —? Und das, das ist versäumt . . . unwiederbringlich versäumt!

DER ARZT etwas befremdet. Das Vergangene — ja. Aber das Zukünftige bringt ein Entschluß Ihnen wieder.

MARIE. Es gibt keine Zukunft mehr.

DER ARZT. Keine Zukunft? Was bedeutet das? Hat er Ihnen denn auf Nimmerwiedersehen Lebewohl gesagt . . . Oder haben Sie selbst ihn fortgeschickt?

MARIE. Der Adjunkt wird in wenig Minuten wieder da sein. Aber das andere ist vorbei, das kommt nicht wieder.

DER ARZT. Es gibt anderes?

MARIE. Wer weiß, vielleicht wollte der Himmel, daß ich erst heute solche Worte von Ihnen höre — heute, da sie in eine grundlose Tiefe fallen und darin

begraben sein müssen, — heute, da es zu spät ist. — — Nein, nicht der Himmel wollte es! Und wär' es der Himmel, ich könnt' es ihm nicht danken ... Aber wußt' ich denn nicht selbst all das, was Sie heute mir sagen? ... Wußt' ich nicht, daß ich hätte fort müssen? ... Und fing die Welt nicht erst mit dem Tage für mich an, da ich's wußte? ... Und was hielt mich zurück — was? ... Ich weiß es nicht mehr. Warum haben Sie nicht früher ... nicht gestern so zu mir gesprochen? Warum nicht? ... Da hätten Ihre Worte mich hinausgetrieben, denn da wußt' ich wohin ... da lag das Leben vor mir ... Und wär' es nur für einen Tag und eine Nacht gewesen, es war das Leben, das mich rief, das Leben, das mich erwartete. Nun ist es davongeflohen, und ich hab' es verschlafen, und Sie wecken mich auf! ...

DER ARZT. Was ist Ihnen, Marie? Haben wirklich meine Worte diesen seltsamen Aufruhr in Ihnen verursacht? Nicht ins Ungewisse wollt' ich Sie treiben ... Mir war, als läge Ihr Weg klar vor Ihnen.

Achte Szene

Der ARZT, MARIE, der ADJUNKT.

DER ARZT. Sie kommen, da ich eben wieder gehen muß. — Leben Sie wohl, Fräulein. Guten Abend, Herr Adjunkt; auf Wiedersehen.

DER ADJUNKT. Auf Wiedersehen sag' auch ich. Aber nehmen Sie's nicht nur als leeres Wort. Erinnern Sie sich Ihres Versprechens aus diesem Winter und lassen Sie mich die Freude erhoffen, Sie einmal in meinem Revier zu begrüßen.

DER ARZT. In der Grünau heißt der Ort, nicht wahr?

DER ADJUNKT. In weniger als in einem Monat übersiedle ich nach Tauplitz. Ich bin zum Oberförster dort ernannt.

DER ARZT. Wahrhaftig? So könnte es sich fügen, daß ich Sie in der Grünau besuche und, wenn Sie Lust zu einer gemeinsamen Fußwanderung haben, Sie übers Gebirge an Ihre neue Wohnstätte begleite.

DER ADJUNKT. Ich nehme Sie beim Wort.

DER ARZT. Hoffentlich gestattet mir's diesmal mein Beruf, die Stadt zu verlassen. Denken Sie, mehr als drei Jahre bin ich nicht mehr von hier fortgekommen

DER ADJUNKT. Wie erträgt man das nur?

DER ARZT. Man muß wohl.

DER ADJUNKT. Ich könnte in einer Stadt überhaupt nicht wohnen. Heute fühl' ich's wieder. Wie ein Grauen überfällt es mich manchmal im Lauf der Straßen. Es liegt wohl daran, daß das Leben der Stadt so geheim tut. Stockwerk baut sich über Stockwerk, die Fenster sind verhängt, die Türen zu, eine Steinwand starrt die andere an — ein beklemmender Ernst lastet über den Dächern, verworren scheint der Tag und die Nacht gefährlich, und Schicksale fallen über die Menschen wie Räuber her. Wäre mir hier eine Mutter gestorben, ich glaube, ich hätte dem Himmel geflucht ... in meinem Walde verlor ich sie an den Frieden, der mich umgab, und finde sie dort immer wieder, wenn ich allein bin und den Frieden verstehe.

DER ARZT. Es muß schön sein, so leben zu dürfen wie Sie. In Ihre Weltabgeschiedenheit klingt manches Wort wahnhaft und machtlos hinein, nur vom Echo seines eigenen Sinns getragen; wir Armen hier, von der Vielheit der Menschen umringt, beugen uns gar oft seinem trügerischen Widerhall aus tausend angsterfüllten Seelen.

DER ADJUNKT. So will es mir manchmal selber scheinen.

DER ARZT. Nun, leben Sie wohl. Sie werden von mir hören. Ich muß nun doch endlich gehen. Das sind meine Wege: Von Irrenden zu Leidenden, von Leidenden zu Sterbenden. — Auf morgen, Fräulein Marie. *Rechts ab.*

Neunte Szene

Der ADJUNKT, MARIE.

DER ADJUNKT milde. Wie soll ich es verstehen, Marie, daß seit drei Monaten beinahe kein Brief mehr an mich kam?

MARIE. Es wird nun wohl keiner mehr kommen. Nehmen Sie es, wie es gesagt ist, Herr Adjunkt.

DER ADJUNKT. Keiner mehr —? Was soll das bedeuten?

MARIE. Fühlen Sie nicht, daß alles vorbei ist?

DER ADJUNKT. Vorbei —? *Schmerzlich.* Marie! ... Nein, so dacht' ich Sie nicht wiederzufinden! Was für ein schlimmes Werk beginnt dieses Dasein, zu dem Sie sich verurteilt glauben, an Ihnen zu verrichten! Sehen Sie mich doch an, Marie, ich bin es!

MARIE. Ich sehe, daß Sie es sind.

DER ADJUNKT. Was ist denn geschehen, Marie? ... Ich habe wohl in meiner Einsamkeit gefühlt, daß mein Bild Ihnen zu verblassen anfing, wie es auch vom Herbst bis zu Weihnachten verblaßt war. Aber damals brauchte es nur meinen Eintritt in diese Stube, und ich hatte Sie wieder. *Ergreift ihre Hand.* Wissen Sie denn gar nichts mehr, Marie? Es ist ja nicht so lange her. Sie können's ja nicht vergessen haben! *Sie sitzt am Tisch ihm gegenüber.* Heut vor einem Jahre wußt' ich ja noch nicht einmal, daß ein Wesen lebte wie Sie. Aber seit dem vergangenen Sommer weiß ich's. Es waren ja nur wenige Tage, aber sie leuchten wie tausend ... Erinnern Sie sich denn nicht mehr? ... Morgens um sechs kam ich vorüber, Sie standen am Fenster und lächelten. Diesen Morgengruß nahm ich mit mir, Waldestau und Himmel schimmerten von ihm wieder. Dann gab es Stunden, in denen Sie mich durch den Forst begleiteten, Sie und Katharina. Sie fragten mich nach allerlei, ich mußte Ihnen Namen von Busch und Blüten nennen, Sie haschten Blätter auf, die von den Zweigen herunterwehten, und ließen sich erklären,

warum sie verwitterten und niedersanken. Sie beugten sich herab zu den verästeten Wurzeln überm Weg und wollten das Steigen der Säfte durch Bast und Rinde verstehen ... Und dann ruhten wir alle auf einer Wiese. Sie, Marie, lagen auf meinem Mantel, die Arme über der Brust verkreuzt, und sahen ins dunkle Blau, und wir schwiegen. Es war eine Stille, die trunken machte ... Und auf dem Rückweg — noch seh' ich die Sonnenkringel durchs dunkle Laub über Ihr blondes Haar zittern und über den Strohhut in Ihrer Hand — auf dem Rückweg, während Katharina mit den Hunden vorauslief, sagten Sie zu mir, Marie — — — Das wissen Sie doch noch, was Sie mir damals sagten?

MARIE. Daß ich gern in einem Forsthaus wohnen möchte, mitten im Waldesfrieden.

DER ADJUNKT. Ja, das sagten Sie. Wahrhaftig, es klang anders als heute! — — Aber Sie wissen es noch. Und Sie wissen auch noch, wie ich an jenem Morgen an der Landstraße stand und wartete, bis Sie mit Ihrem Vater im Wagen vorbeikamen und davonfuhren .... Und wissen noch, daß Ihr Blick rückwärtsgewandt lange auf mir ruhte. — Von diesem Morgen an glaubt' ich Sie mein. Und Ihre Briefe kamen. Und jeder Brief wiegte mich tiefer und sicherer in meinen Traum. Wir hatten uns nicht verlobt, Marie, aber es waren die Briefe einer Braut. *Steht auf.* Im Winter durfte ich zu Ihnen kommen. Sie waren ernster, fremder, als ich gehofft, aber die eine gemeinsame Stunde gab uns einander zurück. Dort an der Tür stand ich beim Abschied und sagte: „Im Frühjahr komm' ich wieder" ... und damals wußten Sie, was dieses Wiederkommen hätte bedeuten sollen. — Wissen Sie's heute nicht mehr? ... Das Haus im Waldesfrieden, nach dem Sie sich gesehnt haben, steht bereit, — wollen Sie dort einziehen?

MARIE. Ich sehne mich nicht mehr danach.

DER ADJUNKT. Vielleicht noch nicht, Marie. Ich werde warten.

MARIE. Warten Sie nicht. Es wäre vergebens.

DER ADJUNKT. Ich kann es nicht verstehen, Marie. Wenn Sie mich auch bisher nicht geliebt haben, Sie waren bereit dazu. Wenn Ihre Augen sich auch nie in die meinen versenkten, Ihr Blick schweifte doch nie an dem meinen vorbei wie heute. Auch in jenen Sommertagen waren Sie still, aber damals lag Ihr Schweigen doch nur auf den Lippen, nicht Ihr ganzes Wesen war davon durchtränkt wie heute. Wahrhaftig, Marie, in jenen Sommertagen lag Ihr Dasein vor mir ausgebreitet, ehe Sie noch ein Wort über sich erzählt hatten. So vertraut war mir, woher Sie kamen, wohin Sie gingen! Ja, mir war, als hätte ich Ihre Mutter gekannt, die ich doch niemals gesehen. Und als ich zu Weihnachten diese Wohnung zum ersten Male betrat, war mir, als wär' ich hier hundertmal aus und eingegangen ... Und nun mit einem Male so zurückgestoßen! — — Warum? Mit jeder Sekunde, in der ich zu Ihnen rede und vergeblich Ihre Antwort erwarte, weichen Sie weiter von mir ab, und ich weiß nicht, wohin Sie mir entschwinden ... Marie, warum reden Sie nicht? — Ich bin es ja! Sprechen Sie, sagen Sie mir, was Sie so schwer bedrückt, und alles muß gut werden! Ja, soll ich's Ihnen gestehen? Ich wünschte geradezu, etwas aus Ihrem Leben zu erfahren, das mir bisher fremd war und das ich nicht ahnen durfte. Mir ist, als könnt' ich Ihnen dadurch näher sein, als dürfte ich eher die Arme nach Ihnen ausbreiten. So bin ich vielleicht Ihrer gar nicht wert — ich hatt' es nur vergessen.

MARIE. Wovon sprechen Sie? *Erinnert sich.* Daß Sie Katharina verließen um meinetwillen —?

DER ADJUNKT. Verließen ...? Wie milde klingt das Wort. Ich hab' sie ... hinabgestoßen ... wer weiß wie tief. Aber da ich's um Ihretwillen getan, Marie, hatt' ich's nicht empfunden — und empfand es bis heute nicht, daß es unrecht war. Und ich wollte, Sie hätten zehnfach Schlimmeres getan, Marie, nur um das Glück zu genießen, Ihnen verzeihen zu dürfen.

MARIE. Verzeihen — Sie mir? ... Und wenn ich

was immer getan hätte, was hat irgendwer auf der Welt mir zu verzeihen? Ich gehöre zu niemandem mehr und zu Ihnen so wenig als zu einem andern.

DER ADJUNKT. Marie!?

MARIE. Ich habe es ja selbst nicht gewußt. Doch als Sie heute durch diese Tür traten, wußt' ich, daß ein Fremder kam.

DER ADJUNKT. Ihre Wangen glühn! Sie reden im Fieber. Ich will gehen, Marie. Ich will morgen wiederkommen, wenn Sie ruhiger geworden sind. Ich ertrage es nicht, Sie so reden zu hören. Ich will geduldig sein. Nicht morgen — im Herbst erst will ich wiederkommen und Sie fragen, ob Sie mir folgen wollen.

MARIE. Bleiben Sie und danken Sie Ihrem Schicksal, daß Sie heute gekommen sind und daß ich gewillt bin zu reden. Morgen vielleicht, und Sie hätten nichts mehr von mir gewußt, — so wenig als ich selbst. So wie ich vor einer Stunde kaum was von mir wußte ... Und in einer Stunde hätt' ich mich selbst wieder belogen, wie ich's bis vor einer Stunde tat. Ja! Meinen schlaflosen Nächten, dem jammervollen Alleinsein mit dem bösen alten Manne da drinnen, der dumpfen Luft in dieser traurigen Stube, dem Frühling, der draußen vor dem Fenster weht und lockt, meinem jungen, gepeinigten Blut hätt' ich die Schuld gegeben an dem, was in mir bebt und tobt, zu Wallungen eines irrgewordenen Leibs hätt' ich das tiefste Walten meiner Seele umgelogen, und wäre Ihnen gefolgt und hätte Sie und mich betrogen ein ganzes Leben lang!

DER ADJUNKT. Reden Sie nicht weiter! Marie!

MARIE. Und wenn Sie daran zugrunde gehn, was liegt mir daran? Sie sind mir nichts mehr ... nichts mehr! O, Sie waren mir viel, sehr viel. Ich habe wirklich davon geträumt, mit Ihnen zu leben, still in einem Forsthaus unter Tannen ... Aber seit einer gewissen Stunde träum' ich nicht mehr davon. Dort in der Lade liegen Ihre letzten Briefe, sie sind nicht einmal eröffnet. Sie hätten sterben können, ich hätte keine Träne

um Sie geweint —! Und seit einer gewissen Stunde ist nicht ein Augenblick gewesen, in dem ich nicht eines Mannes dachte, der nicht Sie sind. Kein Augenblick — hören Sie wohl! — in dem ich nicht in die Arme eines Mannes verlangte, den ich ein einziges Mal gesehen, mit dem ich in einer einzigen Nacht durch einen lichten Saal geschwebt bin und für den ich doch bereit war, Ehre, Leben und Seligkeit hinzuwerfen ... Und seit einer gewissen Stunde verging keine mehr, in der ich nicht dem alten Manne da drinnen, der mein Vater ist, den Tod erflehte — den Tod erflehte —? Nein! ... Keine Stunde verging, in der sich nicht meine Finger krampften, ihn zu erwürgen, — um nur endlich frei zu sein, um nur endlich diese Türe hinter mir zuschlagen, die Treppe hinunter, durch die Straßen eilen zu dürfen, dem zu gehören, nach dem alle meine Sinne schmachten!

DER ADJUNKT. Und was treibt Sie, Marie, mir all dies einzugestehen?

MARIE. Will Ihnen daraus eine Hoffnung blühn? Wollen Sie sich etwa einbilden, daß ich mich für eine Sünderin nehme, die sich eine Schuld von der Seele beichten will? Sie irren. Keine Reue, nein, meine Verzweiflung schreie ich Ihnen ins Gesicht ... meine Verzweiflung, daß es zu spät ist ... zu spät! Daß der, für den ich all das hätte tun wollen, tun müssen, fort ist, ein Todgeweihter ... daß er fort ist, um nie wieder zurückzukehren ... daß ich erst heut dazu erwacht bin, mich selber ganz zu verstehen ... daß ich in dieser Stunde erst zu allen Sünden und Wonnen reif geworden bin, nach denen es mich lockte, und daß es nur nicht mehr der Mühe wert ist, die Sünderin zu werden, — die ich bin! ...

DER ADJUNKT. Leben Sie wohl, Marie. *Er geht.*

MARIE steht eine Weile regungslos. — Man hört von drinnen, ohne die Worte zu verstehen, wie die Tante aus der Zeitung vorliest. Unten ziehen Soldaten vorbei, Trompeten, Trommeln, Rufe. Es verhallt wieder. Marie geht langsam ans Fenster, ohne hinauszusehen, und setzt sich hin.

Zehnte Szene

MARIE. KATHARINA kommt.

KATHARINA jung, schön, mit großen leuchtenden Augen, gelösten Haaren. Sie tritt vorsichtig herein, schaut sich um, gewahrt Marie zuerst nicht.

MARIE aufblickend. Wer ist's?

KATHARINA. Marie! ... Guten Abend. Ist meine Mutter schon hier?

MARIE steht auf. Ich will ihr sagen, daß du da bist.

KATHARINA. O laß, das eilt nicht. — Der Herr Adjunkt ist auf der Stiege an mir vorüber ... sah er mich nicht? Nun, was tut's! ... Hilf mir doch, die Haare aufstecken, Marie, — rasch, ehe die Mutter hereinkommt.

MARIE. Bist du so durch die Straßen?

KATHARINA. Wer kümmert sich heute drum! Es ist auch schon dunkel.

MARIE ist ihr behilflich. Was ist das?

KATHARINA. Ah, hab' ich noch Blüten im Haar? *Sie gleiten herunter.* — Warum so still, Marie? Wann wird Hochzeit sein?

MARIE. Es denkt niemand an Hochzeit.

KATHARINA. O, sagst du das um meinetwillen? Keine Ursache! Er ist frei wie ich.

MARIE. Wonach duftest du so seltsam?

KATHARINA. Hatt' ich nicht Blüten im Haar? Die werden's wohl gewesen sein.

MARIE. Woher kommst du, Katharina?

KATHARINA. Woher ich komme? ... Von weit.

MARIE. Von weit? ...

KATHARINA. Es liegt so weit wie ein Ufer, das man nie mehr betritt.

MARIE. Woher?

KATHARINA. Frag' nicht woher, — ich wende mich nicht um. Hinab, ihr Blüten! *Nicht traurig.* Vorbei ist vorbei!

MARIE. Warum ein Ufer, das du nicht mehr betrittst?

KATHARINA. Abschied hab' ich genommen.

MARIE. Abschied? . . . Deine Augen glühen, aber nicht von Tränen. Blühen die Wangen so frisch, wenn man Abschied nimmt?

KATHARINA. Abschiednehmen ist süß. Wenn man erst weiß, wie kurz das Leben ist, duftet jeder Abschied von einem neuen Morgen . . . Einmal hab' ich auch geweint — einmal nur, Marie. Als dir einer auf einer Wiese seinen Mantel unterbreitete und ich fühlte, wie sein Herz mit einem Male von mir zu dir überflog. Damals dacht' ich noch, dies sei zu weinen. Wie war ich jung!

MARIE. Ist das so lange her — vom Herbst bis zum Frühling . . . ist das so lang?

KATHARINA. O, es ist lang! Jede Stunde ist lang. So viele Leben leben wir!

MARIE. Hast du den Adjunkten geliebt?

KATHARINA. Ja. Geliebt wie einen, der die Tore aufreißt zu einem wunderbaren Garten mit verschlungenen Wegen . . . so wie ich nur einen mehr lieben werde: den, der mich am Ausgang erwartet.

MARIE. Gibt es Menschen, die nur so an den Toren stehn?

KATHARINA. Was kümmern sie mich? . . . Nun lauf' ich die verschlungenen Wege hin. — Bist du fertig?

MARIE *mit Katharinas Haaren beschäftigt.* Sie rinnen mir so durch die Finger. — Wie du seltsam sprichst! Was ist dir?

KATHARINA. Höre, Marie, du sollst es wissen! Ich will fort von der Mutter.

MARIE. Von der Mutter? . . .

KATHARINA. Von dir wohl auch, — von euch allen.

MARIE. Was geht dir durch den Sinn?

KATHARINA. Mit zweiundzwanzig lieg' ich im

Grab, heut bin ich neunzehn. Ich will nicht bei der Mutter bleiben diese drei Jahre. Wenn ich so still dahinlebe, wird mir bang. Nur die sich an viel zu erinnern haben, schlafen ruhig in der Erde, — die andern ... weißt du's nicht? .... flattern und klagen über der Erde umher. Oft schon bei Nacht hab' ich meine toten Schwestern gesehen. Ich will ruhig schlafen.

MARIE. Woher kommst du, Katharina?

KATHARINA. Von einem komm' ich, der geradenwegs in den Tod reitet.

MARIE. Wie? ...

KATHARINA. Verstehst du nicht, Marie? Meine Küsse brennen auf seiner Brust, kein Weib mehr küßt sie weg! Er war jung vor einer Stunde, uralt ist er mit einem Male. Ich bin jung, ich denke seiner nicht mehr. Und er reitet in den Tod.

MARIE. Der in den Tod reitet, ist er's?

KATHARINA. Ich hab' auch dir einen Gruß zu bringen, schlürf' ihn ein: letzte Grüße schmecken gut, wie Flammen rinnen sie durch den Leib und bringen Glück, sagen die Leute.

MARIE. Mir einen Gruß? ... Wer ist's, der mir einen Gruß schickt?

KATHARINA. Ist es so schwer zu raten?

MARIE. Sahst du den andern auch?

KATHARINA. Seinen braunen Kameraden sah ich auch. Sie saßen zusammen und tranken Ungarwein. Meinem war weh ums Herz; hätte ich gewollt, Kaiser und Vaterland hätte er um mich verraten. Der andere war fröhlich und kühn.

MARIE. Und er sagte —?

KATHARINA. „Grüßen Sie Ihre Base Marie," sagte er. „Sie hätte mich nicht sollen warten lassen."

MARIE. Das sagte er?

KATHARINA. Und er sagte noch mehr: „Es ist nicht gut, daß sie nicht gekommen ist," sagte er. „Vor Bösem hätte sie mich bewahren können."

MARIE. Vor Bösem ihn bewahren —?

KATHARINA. Warum ließest du ihn warten?
MARIE. Ich versprach ihm nie —
KATHARINA. Eine ganze Nacht schwebtest du in seinen Armen dahin durch einen weiten Saal mit tausend Lichtern. Das ist auch ein Versprechen.
MARIE. Und nun reitet er in den Tod —?
KATHARINA. Nun reut es dich doch!
MARIE. Reut mich — ja.
KATHARINA. Ich glaub' dir's nicht, du Stille! Wer hielt dich! Kanntest du den Weg nicht?
MARIE. Ich kannte den Weg.
KATHARINA. Warum bist du ihn nicht gegangen?
MARIE. Konnt' ich ihn gehn?
KATHARINA. Konntest du nicht, dann zog es dich nicht so mächtig.
MARIE. Zerbrochen hat mich der da drinnen, — mir ist, als könnt' ich kein Glied mehr rühren!
KATHARINA. Trag dein Los. Wen die andern kümmern, der darf nicht glücklich sein. Trag dein Los.
MARIE. Und ihn nicht einmal mehr gesehen! Da am Fenster lehnt' ich, die Augen schaut' ich mir aus, aber dämmrig war's, daß man kein Antlitz kennen konnte.
KATHARINA. Wovon redst du?
MARIE. Da ritten sie vorbei, die blauen Kürassiere, vor einer Stunde der letzte . . . da ritten sie vorbei!
KATHARINA. Was redst du, Marie? Sie ritten vorbei? . . . Du sahst ihn nicht! Du hättest ihn nicht gesehn, auch wenn hellichter Tag gewesen wäre.
MARIE. Warum nicht?
KATHARINA. Weil er hier nicht vorbeiritt.
MARIE. Ich sah sie doch! Und auch der Vater und der Doktor und der Adjunkt — wir alle sahen die blauen Kürassiere!
KATHARINA. Mag sein, mag sein! Aber nicht die letzte Schwadron; die reitet erst morgen früh um viere.

MARIE. Woher weißt du —? Du lügst! Du wärst nicht hier, wenn er noch da wäre! Du spottest meiner!

KATHARINA. Ich mußte doch fort. Sie waren alle beim Oberst geladen zu einem Abschiedsmahl. Der Oberst hat eine schöne Frau; die wollte wohl die jungen Leute alle noch einmal sehn. Oder war's der eine nur, den sie sehen wollte?

MARIE. Der eine nur?

KATHARINA. Morgen um vier reiten sie in den Tod.

MARIE. Er ist noch da! . . . Er ist noch da!

KATHARINA. Er war lange da. „Sie hätte mich nicht sollen warten lassen," das waren seine Worte. Vor bösen Dingen hätt' sie mich bewahrt. Nun ist's wohl zu spät.

Elfte Szene

MARIE, KATHARINA. Die TANTE von links.

DIE TANTE. So — nun, scheint es, ist er eingeschlafen. — Katharina! Bist du endlich da — Katharina! Wir wollen nun gehen.

MARIE. Er schläft?

DIE TANTE. Ja. — Leb' wohl, Marie. Morgen früh wollen wir noch einmal herschauen, ehe wir nach Hause fahren. — Dein Zimmer ist bereit, Marie.

DER VATER von drinnen. Marie! Wo bist du?

MARIE zuckt zusammen.

DIE TANTE. Komm, Katharina, komm!

KATHARINA. Leb' wohl, Marie.

DIE TANTE und KATHARINA ab.

Zwölfte Szene

MARIE und der VATER.

DER VATER schreit von drin. Marie! Wo bist du? Wollt ihr mich — —

MARIE ergreift das Fläschchen, leert den Inhalt ins Glas.

DER VATER. Marie! *Er erscheint an der Türe und sinkt dort beinahe in die Knie.*

MARIE zu ihm hin. Warum bleibst du nicht im Bett?

DER VATER. Her zu mir! Ich ersticke drin! ... Hier will ich bleiben! ... Führe mich dorthin ans Fenster! *Sie führt ihn hin; er setzt sich auf den Stuhl am Fenster.*

MARIE steht hinter ihm. Vater! —

DER VATER durch den Ton getroffen, wendet sich um, sieht sie an.

MARIE. Ist es wahr, Vater, was der Doktor heut erzählte? — Daß die blauen Kürassiere vor dreißig Jahren geflohen sind?

DER VATER. Das ist wahr. Es sind nicht die einzigen gewesen.

MARIE. Aber die ersten waren es.

DER VATER. Ja. Die ersten waren es. Was fragst du?

MARIE. Warst du nicht Rittmeister bei den blauen Kürassieren?

DER VATER. Das war ich. — Tut es dir leid um die jungen Leute — oder um den einen nur? Mit dem wirst du nimmer tanzen! Und was den betrifft, kann der Herr Adjunkt ruhig sein. Schade! Der eine sollte davonkommen! *Lacht.*

MARIE. Bist du von allen, die damals entflohn, der einzige, der lebt?

DER VATER. Ich denke wohl. Ich bin der einzige, und ich lebe noch. Seltsam! *Wie vor sich.* Und ich — ich bin schuld, daß die alle sterben müssen, vor mir.

MARIE. Du? ... Nicht du allein!

DER VATER. Wer weiß — vielleicht ich allein.

MARIE. Es ist auch möglich, daß die ganze Sache nicht wahr ist, sagt der Doktor. Niemand sprach davon dreißig Jahre lang.

DER VATER. Und niemand wußte es, glaub' ich.

Das ist das Seltsame. Die Verwirrung war groß. Damals gab es mehr als ein Regiment, dem man die Schuld gab. — Gib mir die Hand! *Er packt sie beim Arm.* Du willst fort! *Wie vor sich.* Wer mag es aufbewahrt haben? . . . Nun weiß es mit einem Male die ganze Welt. Aber, daß ich es bin, der sie alle in den Tod schickt, das weiß keiner!

MARIE. Du? . . .

DER VATER. Ja — ich . . . alle die — und lebe und bin neunundsiebzig.

MARIE. Warum denkst du, daß du allein — — gerade du es gewesen bist?

DER VATER. Warum? . . . Ich weiß es . . . Ich führte die dritte Eskadron. Am Fuß des Hügels von Lindach standen wir und warteten. Seit vier Uhr morgens saßen wir zu Pferd und warteten. Nichts andres hatten wir zu tun, als zu warten . . . Irgendwo in der Nähe war es wohl schon losgegangen, es knatterte, es donnerte — aber wir sahen nichts . . . Was lag mir daran? Schon manches der Art hatt' ich mitgemacht. — Bis dahin war ich einer gewesen, der an den Tod nicht dachte . . . ein Held war ich — ein Held . . . Hinter uns der Wald, aus dem wir herausgeritten waren, zur Linken stiegen die Hügel auf, rechts standen andere Regimenter, regungslos wie wir. Vor uns nichts als die weite Ebene, still und furchtbar. Seit vier Uhr morgens saßen wir zu Pferd. Stunde um Stunde verging. Keiner redete mehr. Es war, wie wenn man unser vergessen hätte. Wir sehnten uns alle nach einem Befehl zum Vorwärtsgehen . . . nur vorwärts, und wenn wir gewußt hätten, daß uns der Tod so gut wie gewiß war . . . Sich bewegen, sich rühren. Aber nicht das war unser Los — wir mußten warten. Warten. Wann es kommen würde, das wußte keiner, — aber es mußte kommen, das war gewiß. Dazu waren wir bestimmt. Seit vier Uhr morgens wußten wir's. Stunde um Stunde verging. Die Sonne brannte über uns. Wir wußten nicht, was in der Runde geschah. Und vor

uns lag die Ebene, still und furchtbar. Daher mußte es kommen. Aber wann? wann? ... Wir warteten. Eine Ewigkeit ... hundert Ewigkeiten ... Es nahm kein Ende ... Fern — sehr fern klang es her, Donnern und Heulen ... aber wir wußten nicht, was geschah ... Wir warteten ... Und da mit einem Male packte es mich ... packt mich mit einem Male, was ich nie gekannt ... zum ersten Male in meinem Leben packt mich Angst ... Angst ... entsetzliche Angst! ... Und ich schreie, und weiß nicht mehr, was ... als hätt' mich was an der Gurgel und ließ mich nicht los ... ich schreie, daß es lauter klingt als das Heulen und Donnern ... Und noch wer neben mir schreit ... oder hundert ... oder war ich's allein ... ich weiß nicht ... und mein Pferd bäumt sich, und ich reiß' es herum ... ich war nicht der einzige ... nein, der einzige war ich nicht! ... Aber hätt' ich mich besonnen, Kehrt gemacht noch einmal, dann wär' alles anders gekommen ... alles ... ich weiß es, denn sie folgten mir in Tod und Hölle, wenn ich wollte ... Aber ich wandte mich nicht. Denn in diesem Augenblick wußt' ich mit einem Male, daß sie uns all das, was uns auf den Fleck gebannt hielt hundert Ewigkeiten lang, nur vorlügen ... Ehre und Vaterland nur vorlügen, um uns sicher zu haben! ... Wer lohnt mir's? Wer dankt mir's? ... Mit den tausend andern hätten sie mich in die Grube geworfen und Erde darauf, und aus wär's gewesen! Und ich wollt' es nicht! Leben wollt' ich, leben, wie andre dürfen ... eine Frau wollt' ich haben und Kinder und leben! ... Und so rast' ich davon, die andern mit mir, mir nach ... vor mir ... überall ... davon ... davon ... Und so ist es geschehen, daß ich heil zurückgekommen bin aus der Schlacht und ein Weib geheiratet hab', das mich verachtet, und ein Kind gekriegt, das mich haßt ... und so ist es gekommen, daß heut die jungen Leute in den Tod ziehen, die ich nicht kenne, und daß ich noch lebe mit neunundsiebzig und sie alle überleben

werde — alle — alle . . . Gib mir zu trinken! . . . Nein, nicht so! Du willst fort! *Er hält sie am Arm.* Führ' mich hin zu der Tür erst. — *Er geht zur Türe und sperrt sie ab; hält den Schlüssel in der Linken und lacht höhnisch.* Zurück — dorthin! *Marie führt ihn zum Krankensessel, er setzt sich hin, den Schlüssel in der Hand.* Jetzt schenk' mir ein. *Sie gießt das Wasser in das Glas, in das sie früher das Gift hineingegossen, reicht es ihm. Er trinkt es aus, atmet auf. Dann erhebt er sich, sieht um sich, starrt, läßt das Glas fallen, starrt Marie an, reißt den Mund weit auf, als wollte er sprechen, macht zwei Schritte nach vorne, dann sinkt er mit einem Male hin, der Schlüssel fällt ihm aus der Hand.*

MARIE nimmt den Schlüssel, sperrt auf; dann nimmt sie das Tuch, wirft es um sich, stürzt davon.

Vorhang.

ZWEITER AKT

Das Zimmer des Offiziers Max. Ziemlich klein. Rechts vorn Eingangstür. Links hinten ein einfacher Vorhang, geschlossen, der zu einem Alkoven führt. Hinten rechts ein Schrank. Vorn rechts ein Tisch, vor dem ein Sessel steht. Hinten ein Fenster, das auf den Kasernenhof hinausgeht. Über dem Hof liegt Mondschein. Der Hof ist sehr geräumig und rückwärts durch eine Mauer geschlossen. Das Zimmer ist parterre gedacht. Links in der Ecke ein eiserner Ofen. Neben dem Fenster links eine Etagere, einige Bücher, oben Flasche und Trinkgläser. An der Wand links vorne Waffen. Neben der Türe rechts ein Kleiderrechen, an dem ein Mantel hängt.

Erste Szene

Wenn der Vorhang aufgeht, sitzt MAX vor dem Tisch, auf dem eine Kerze brennt, und ordnet Papiere und Briefe. Er steht auf und verbrennt einige von den Briefen in dem Ofen. — Zwei Soldaten gehen am Fenster vorbei, zwanglos plaudernd. Dann eine Patrouille, aus vier Soldaten bestehend. — In der Ferne ein Trompetensignal; dann wieder Stille. Max geht an den Tisch zurück. Der UNTEROFFIZIER tritt von rechts ein.

MAX. Du bist's? ... Was gibt's?

DER UNTEROFFIZIER. Melde gehorsamst, alles in Ordnung.

MAX. Also auch die zwei Mann wieder eingerückt?

DER UNTEROFFIZIER. Jawohl. Vor einer Viertelstunde gekommen. Habe sie für morgen zum Rapport bestimmt.

MAX. Für morgen —? ... Es sei ihnen geschenkt. Der Herr Oberst weiß noch gar nicht, daß sie abgängig waren. Jetzt ist keine Zeit mehr zu strafen, guter Freund. — Was denkst du, Sebastian, wollten sie sich wirklich aus dem Staube machen?

DER UNTEROFFIZIER. Melde gehorsamst, sie sind wieder da.

MAX. Ich hab' es gewußt, daß sie wieder da sein werden zu rechter Zeit. In unserer Schwadron gibt's keine Feiglinge. Im übrigen komm' ich vorm Schlafengehen noch einmal ins Mannschaftszimmer und werde

selber mit den zwei Leuten sprechen. — Nun, und du? Hast du den Deinen Lebewohl gesagt?

DER UNTEROFFIZIER. Jawohl, Herr Leutnant. Meiner Mutter, meinem Vater und meiner Braut.

MAX. Auch eine Braut —? Schon lange versprochen?

DER UNTEROFFIZIER. Ein Jahr lang, Herr Leutnant.

MAX. O, so eine ernste Sache! Ich dachte, du seist ein lustiger Bursche —?

DER UNTEROFFIZIER. Zu Befehl, auch lustig bin ich. Aber dann sag' ich nicht „Braut". Es gab manche, die nicht meine Bräute waren.

MAX. Die aber, der du heute Lebewohl sagtest, die wolltest du heiraten?

DER UNTEROFFIZIER. Zu Befehl, Herr Leutnant. Zu Neujahr wollt' ich meinen Abschied nehmen, Herr Leutnant.

MAX. So. Du hast wohl vergessen, was der Oberst sagte: er nehme es auf sich, jeden Mann nach Hause zu entlassen, der danach verlangte.

DER UNTEROFFIZIER. Herr Leutnant, es hat mancher ein junges Weib wie der Herr Oberst und mancher eine Braut wie ich — und es hat keiner um Entlassung angesucht.

MAX. Nun, wer weiß — du kommst am Ende zurück.

DER UNTEROFFIZIER. Von uns kommt keiner zurück. Es ist uns bekannt, Herr Leutnant.

MAX. Was ist dir bekannt? . . . Unsinn! Ihr seid nicht zum Tode verurteilt. Es gibt immer ein paar, die davonkommen, die ganz heil bleiben oder von ihren Wunden genesen

DER UNTEROFFIZIER. Herr Leutnant, auch wir haben einander zugeschworen, daß keiner zurückkommt, so wie die Herren Offiziere. Wir sind alle blaue Kürassiere.

MAX. Es ist gut. Auf morgen. *Er will ihm die Hand reichen.*

DER UNTEROFFIZIER nimmt sie nicht. Wir haben wohl noch einige Tage vor uns, Herr Leutnant —? Wer weiß, wann wir vor dem Feind stehen werden; es kann auch eine Woche dauern.

MAX. Ah, hältst du die Ehre meines Händedrucks für so groß, daß du sie nur vor der letzten Nacht annehmen möchtest?

DER UNTEROFFIZIER. Herr Leutnant —

MAX. Und woher weißt du so bestimmt, daß nicht einen von uns schon heute der Teufel holt?

DER UNTEROFFIZIER. Wir stehen alle in Gottes Hand. *Ab.*

MAX allein, nimmt wieder einige Briefe und wirft sie in den Ofen. Es gehen einige Soldaten am Fenster vorbei, einer lacht auf; dann ist es wieder still.

MAX zum Tisch hin, schreibt etwas auf ein Blatt.

Zweite Szene

MAX. Der OBERST erscheint am Fenster, im Mantel.

DER OBERST bleibt stehen und blickt herein. Erst nach zwei Sekunden sagt er. Guten Abend, Max.

MAX wendet sich, steht auf. Guten Abend, Herr Oberst.

DER OBERST. Noch nicht zu Bette gegangen, Herr Leutnant ... gar noch bei der Arbeit? Testament gemacht am Ende?

MAX. Meine Uniform nehme ich mit, Herr Oberst, meine Gage kann ich niemandem vererben.

DER OBERST. Hat Sie gefroren, Herr Leutnant?

MAX. Mich? ...

DER OBERST. Dort in der Ecke glimmt es noch.

MAX. Ich habe alte Papiere verbrannt, Herr Oberst.

DER OBERST. Da sehen Sie nur zu, Herr Leutnant, daß nichts Halbverbranntes im Ofen zurückbleibt, unter der Asche, angefangene Worte etwa.

MAX. Es läge nichts weiter daran, Herr Oberst.

DER OBERST. Da irren Sie. Ist Ihnen denn nicht

bekannt, daß in diesem Falle derjenige, der nach Ihnen diese Kammer bewohnen wird, Ihr Schicksal weiterleben müßte, genau dort, wo es unterbrochen wurde?

MAX. Das hab' ich noch nie sagen hören.

DER OBERST. Es mag auch sein, daß mir das eben nur durch den Sinn fährt, — aber es könnte trotzdem wahr sein.

MAX. Wie soll ich das verstehen?

DER OBERST. Ist Ihnen das noch nie begegnet?... Sie erinnern sich einer Landschaft, Sie wissen nicht: haben Sie sie geträumt oder wirklich einmal gesehen. Endlich kommen Sie in irgend eine Gegend, wo Sie niemals früher waren und finden Ihre Traumlandschaft wieder...

MAX. Ähnliches glaub' ich schon erlebt zu haben.

DER OBERST. Oder nehmen Sie zum Beispiel die Geschichte von der Flucht unseres Regimentes vor dreißig Jahren. Daß das Regiment geflohen ist, daran ist natürlich kein Zweifel möglich, — aber daß gerade die blauen Kürassiere die Schuld an jener Niederlage tragen, das ist möglicherweise nur erfunden, um unserem Ausmarsch einen Reiz mehr zu geben.

MAX. Von wem könnte das erfunden sein?

DER OBERST. Von wem immer. Aber daß es nachträglich auch erfunden wurde, spricht das dagegen, daß es zugleich wahr sein könnte?

Zwei Kürassiere vorbei.

DER OBERST. Noch wach?... Wir haben morgen einen langen Ritt vor, geht schlafen. Gute Nacht.

DIE BEIDEN KÜRASSIERE. Gute Nacht, Herr Oberst. *Ab.*

DER OBERST zu Max. Ihre zwei Mann sind wieder zurückgekehrt?

MAX. Jawohl; sie sind zurückgekehrt. Herr Oberst wußten —?

DER OBERST. Ja, ich wußte. *Pause.* — Sie waren sehr still heut an der Tafel, Herr Leutnant.

MAX. Nicht stiller als sonst meine Art ist, Herr Oberst.

DER OBERST. Die andern alle waren etwas lauter als sonst, — als hätten sie etwas zu überschreien gehabt in ihrer Seele. — Nun, Max, Hand aufs Herz: Tut es Ihnen nicht ein wenig leid?

MAX. Herr Oberst —!

DER OBERST. Ich meine, daß Sie nur eine einzige Schlacht mitmachen werden.

MAX. Ich denke, Herr Oberst, es läßt sich zur Not auch in einer Stunde so viel erleben, daß einem zu erleben nichts mehr übrig bleibt.

DER OBERST. Das sagt sich so, Max. Überlegen Sie doch einmal. Vergessen Sie einen Moment, daß ich Ihr Oberst bin, vergessen Sie, daß wir beide Soldaten sind, — bedenken Sie auch, daß dieses Gespräch wahrscheinlich in weniger als sieben Tagen für alle Zeit verweht sein wird ... Hören Sie, Max: Ich werde, bevor es ernst wird, eine sehr verläßliche Ordonnanz nach Wien an den Kaiser schicken müssen — wären Sie bereit, diese Mission zu übernehmen?

MAX. Herr Oberst, was soll das —?

DER OBERST. Verstehen Sie mich nur recht, ich frage Sie. Auch wenn Sie am Leben bleiben, werden Sie in der Lage sein, dem Vaterlande Dienste zu leisten, ... vielleicht sogar bessere, als wenn Sie — einer mehr gewesen sind.

MAX. Bin ich nicht ein Leutnant von den blauen Kürassieren, Herr Oberst?

DER OBERST. Max, prüfen Sie sich doch, ob es Ihnen ganz ernst ist mit dieser Lust zu sterben.

MAX. Herr Oberst fragen mich ...?

DER OBERST. Lieber, ich bin neunundvierzig, und Sie — —

MAX. Siebenundzwanzig, Herr Oberst.

DER OBERST. Wer weiß, wie ich heut an Ihrer Stelle dächte!

MAX. Herr Oberst?

DER OBERST. Als ich in die Armee trat, war ich neunzehn, ich hatte Dienste genommen, um zu kämpfen, und an dem Tag, da ich ins Feld rücken sollte, wurde der Friede geschlossen. Da war mir natürlich zumute wie einem, dem man die Türe vor der Nase zuschlägt. Und vor der Türe stand ich zehn, zwanzig, dreißig Jahre — bis heute. Man tut da allerlei, um sich die Zeit zu vertreiben. Keinem andern kann ja so was passieren wie unsereinem. Es gibt keinen Doktor, dem sie dreißig Jahre lang Puppen für Kranke in die Betten legen, — keine Advokaten, die an gemalten Verbrechern ihre Kunst probieren, — und sogar die Pfaffen predigen öfters vor Leuten, die wirklich an Himmel und Hölle glauben. Ich aber war gezwungen, meinen Beruf zur Spielerei zu machen. Bei Gott, ich weiß nicht, was ich am Ende noch angestellt hätte, Max, wenn's nicht endlich doch dazu gekommen wäre! ... Aber ich traue dem Schicksal nicht, und da es Regimenter gibt, die nicht ins Feuer kommen, hab' ich für alle Fälle Vorsorge getroffen, daß es am Ende nicht wieder nur Spaß gewesen ist.

MAX. Ich bin stolz, Herr Oberst, daß Sie mich Ihres Vertrauens würdigen.

DER OBERST. Nun, da wir als Freunde zueinander sprechen, frage ich Sie nochmals, ob Sie meine Botschaft an den Kaiser überbringen wollen.

MAX. Wenn es ein Befehl ist, werd' ich es tun, Herr Oberst. Aber es wird der letzte Dienst sein, den ich meinem Vaterland erweise.

DER OBERST nach Pause. Max, Ihr Zug wird der erste sein. Sie werden an meiner Seite fechten.

MAX. Ich danke, Herr Oberst.

DER OBERST. Sie danken —?

MAX. Was denn erwarteten Herr Oberst?

DER OBERST. Und Sie lassen nichts zurück?

MAX. Nichts.

DER OBERST. Und sind siebenundzwanzig ....

MAX. Ich habe keine Eltern mehr, Herr Oberst, und habe nie Geschwister gehabt.

DER OBERST. Auch ich habe keine Eltern und keine Geschwister.

MAX. Ich habe auch keine Frau, Herr Oberst.

DER OBERST. Keine Frau! Geben Sie so viel auf den kirchlichen Segen?

MAX. Herr Oberst fragten mich, ob ich nichts zurücklasse . . . Läßt man zurück, was man schon vergessen haben wird, wenn man am Zollhaus vorbeireitet? . . . Ich habe auch noch ein paar Flaschen Burgunder im Schranke stehen und sage doch nicht, daß ich was zurücklasse.

DER OBERST. Es gäbe Leute, die sie lieber zum Fenster hinausgössen.

MAX. Es ist eine Frage, ob man dazu das Recht hätte.

DER OBERST. Warum nicht? Wenn sie nicht zufällig in einem fremden Keller liegen und ein anderer die Schlüssel hat.

MAX. Ein lustiger Vergleich, Herr Oberst.

DER OBERST. Warum Vergleich? . . . Ich sprach von Ihrem Burgunder, Herr Leutnant.

Eine Patrouille geht vorbei, salutiert, der Oberst dankt.

DER OBERST hart. Max.

MAX. Herr Oberst?

DER OBERST. Ich habe keine Zeit mehr, einen Zufall abzuwarten, der mir Beweise in die Hand spielte, und käm' einer in dieser Sekunde selbst, er hälfe nichts mehr. Denn wir hätten kein Recht mehr, um unser Leben zu spielen, da es ja nicht mehr uns gehört, sondern dem Kaiser, dem Vaterland — oder einem Wahn . . . Wie immer — wir dürften den Einsatz nicht zurückziehen, selbst wenn wir das Spiel mit einem Male abgeschmackt fänden.

MAX. Ich weiß es, Herr Oberst. Doch versteh' ich nicht, was diese Worte mir gegenüber zu bedeuten haben.

DER OBERST. In jedem andern Augenblick vor meine Frage hingestellt, hätten Sie das Recht, die Ant-

wort zu verweigern. In keinem andern Augenblick hätte ich Sie gefragt, sondern hätte mir die Antwort selbst verschafft, ohne Sie zu bemühen. Aber in diesem Augenblick nicht zu antworten, wäre niedriger als Feigheit, denn Sie haben nichts zu fürchten als mein Verstehen.

MAX. Ich erwarte die Frage, Herr Oberst.

DER OBERST. Brauche ich mit Worten zu fragen, oder soll mir Ihr Zögern Antwort sein?

MAX. Ich darf an Ihrer Seite fechten, Herr Oberst.

DER OBERST ***sieht ihn lang an.*** Gute Nacht, Max. ***Er geht.***

MAX ***allein, bleibt eine Weile am Fenster.***

Dritte Szene

MAX. ALBRECHT von rechts ins Zimmer.

ALBRECHT. Mit wem sprachst du eben, Max?

MAX. Der Oberst blieb an meinem Fenster stehen; wir haben geplaudert.

ALBRECHT. Er liebt dich sehr. Man sah es auch an der Tafel heute. Wie er dich anblickte! Als tät's ihm leid um dich.

MAX. Er fühlt, wie ich ihn verehre.

ALBRECHT. Nun, was sagte er? Wann stehen wir dem Feind gegenüber?

MAX. Davon war nicht die Rede.

ALBRECHT. Wär' es nur bald — in drei Tagen — morgen früh . . . alles ist besser als die Frist, die uns geschenkt ist.

MAX. Ich erwartete dich nicht mehr, Albrecht.

ALBRECHT. Ich kann nicht schlafen. Es trieb mich hin und her. Verzeih. Nun, ich will dich nicht länger stören.

MAX. Du störst mich nicht. Ich habe nur mehr ein paar Minuten im Mannschaftszimmer zu tun, sonst bin ich fertig.

ALBRECHT. Bist du dessen ganz gewiß? ... Du würdest staunen, Max, wie viel du plötzlich zu tun hättest, wenn nur all das, was uns bevorsteht, hinschwände wie ein Traum, und du morgen früh aufwachtest — mit einem Leben vor dir.

MAX. Bist du's, der so spricht, Albrecht? Mir scheint, dich hat das Frauenzimmer schlaff gemacht. Es gab wohl Tränen am Ende?

ALBRECHT. Tränen? ... Die ist nicht von der Art.

MAX. Ist sie wieder heim in ihr Dorf?

ALBRECHT. Nein, noch nicht. Ich hab' sie bis vor das Haus ihrer Base geleitet. Sie wird deine Grüße bestellen. ... Was fiel dir nur plötzlich ein? Du hast des Mädchens doch seit dem Balle kaum gedacht.

MAX. Kaum — du hast recht. Und doch ist mir heut, als wäre dies, gerade dies das einzige, was ich versäumt habe ... Warum ist sie nicht gekommen? Warum nicht? *Wie vor sich.* Vieles wäre anders geworden.

ALBRECHT. Ihr Vater liegt auf den Tod, du hörtest es doch von Katharina, und läßt die Tochter nicht von seiner Seite.

MAX. Wenn sie wirklich gewollt hätte — —

ALBRECHT. Überdies soll sie verlobt sein.

MAX. Wenn sie gewollt hätte, Freund — — —!

ALBRECHT. Und zu allerletzt hat sie deiner wohl gerade so wenig gedacht als du ihrer.

MAX. Heut denk' ich ihrer ... Ach, ich wollte, sie wäre dagewesen zu rechter Zeit! Was mir sonst noch geblüht hätte, das weiß ich nicht, und um das kann ich nicht klagen, — dies aber ist ein versäumtes Glück, und vielleicht das beste, das mir bestimmt war ... und ihr. Wahrhaftig, mir ist, als ging' ich um ihretwillen nicht so freudig, als ich sollte!

ALBRECHT. Solltest du gar freudig —? Ich glaube, das ist zu viel verlangt ... von dir und von uns allen. Freudig meinethalben in Abenteuer, in Gefahren, aber doch freudig nicht in den sichern Tod!

MAX. Warum nicht? Wenn man eine Schuld damit bezahlt, und wenn es die einzige Art ist, sie zu bezahlen —?

ALBRECHT. Schuld ...! Wenn's noch die eigene wäre, wenn wir selber einmal in unserem Leben vor einem Feinde davongelaufen wären!

MAX. Es ist die gleiche Fahne, mein Lieber. Wir sind haftbar. Man muß die Zusammenhänge begreifen.

ALBRECHT. Mir will die Sache nicht ein. — Unter uns: Der Oberst ist ein gar zu witziger Kopf, darum müssen wir sterben. Das ist bitter!

MAX. Nichts über ihn. Ihr versteht ihn alle nicht!

ALBRECHT lacht.

MAX. Warum lachst du?

ALBRECHT. Ich überlege, Max, ob du nicht eine persönliche Schuld in der allgemeinen willst aufgehen lassen und dafür deine Bewunderung noch mit in den Kauf gibst.

MAX. Ihr kennt ihn nicht, sag' ich!

ALBRECHT. Es klingt ja herrlich und in den Geschichtsbüchern wird sich's wunderbar lesen: „Die blauen Kürassiere luden vor dreißig Jahren eine Schmach auf sich, dann kam ein Held, um sie wieder abzuwaschen." Max! Keiner von allen, die damals kämpften und flohen ist mehr da, — gegen einen andern Feind ziehen wir aus und für einen andern Herrn, — die Fahne selber weiß nicht mehr, wer sie trug ... der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, wofür ich mich niederschlagen lasse!

MAX. Warum sagst du das mir? Geh doch zum Obersten. Er wird auf die traurige Kameradschaft gern verzichten.

ALBRECHT. Das glaub' ich. Er fände auch ein sublimes Wort, um mich heimzuschicken. Aber ich hab' keine Lust, ihm Gelegenheit zu geben, den großen Mann vor mir zu spielen. Ich werde schweigen und größer sein als er. Von mir wird kein Heldenbuch berichten, und ich werde doch zu sterben wissen wie er.

MAX. Und es nicht einmal verdienen.

ALBRECHT. Der Oberst hat's dir angetan. Glaub' ich nicht, ihn zu hören? ... Ach, es sind Worte, Max, Worte! ... Nie mehr übers Feld sprengen in lichter Frühe, den Himmel überm Haupt, — nie mehr an blühenden Lippen hängen, vom Dufte zitternder Brüste umweht, — kein Laut lebendiger Stimmen mehr für uns, kein Schimmer mehr für uns von Sonne und Sternen ... hinsinken, bluten, verenden, eingegraben werden für alle Zeit — — wenn dir davor nicht graut, Freund, verstehst du weder Tod noch Leben!

MAX. Geh schlafen, Albrecht; ich verspreche dir, mich morgen nicht mehr zu erinnern, was du heute sagtest.

ALBRECHT. Du weißt, Max, mein Leben stand schon mehr als einmal auf eines Säbels Spitze, wiegte sich auf dem Hals eines wilden Pferdes oder sprang mit den Würfeln aus dem Becher, und ich glaube, in jedes Bahrtuch, das eigene Narrheit webte, hätt' ich mich lustig wie zu einem Mummenschanz gehüllt ... aber diesmal — diesmal ... Und wär's auch nicht für den Witz unseres Obersten, wär's auch für Kaiser und Vaterland, mir schien' es doch, als trüg' man uns für die Fahne eine wehende Narrenkappe voran, als sängen uns die Pfeifen ein Spottlied, als wirbelte die Trommel: warum? ... warum? ...

MAX. Auf die, die nach uns sein werden, kommt es an, nicht auf uns. Sind wir nichts anderes, so sind wir ein Beispiel.

ALBRECHT. Nach uns —? Es kommt nichts nach uns. Wenn die Sonne herunterstürzt in Millionen Jahren, klingt's uns gerade so laut wie die Nachrede des Feldvikars an unserer Gruft. Nichts kommt nach uns. Alles stirbt mit uns. Unser eigener Mörder, während er uns den Dolch ins Herz gräbt, stirbt mit uns.

MAX. Ich beklage dich, Albrecht. Wer nur an sich denkt, stirbt in jedem Augenblick; wer die Zusammenhänge begreift, lebt ewig.

ALBRECHT. Leb' wohl, Max.

MAX. Ich begleite dich über den Hof; ich muß noch zur Mannschaft. *Nimmmt den Mantel.*

Sie gehen beide ab. Man sieht sie über den Hof gehen, einer Wache begegnen, die nach der anderen Seite verschwindet. — Pause.

Vierte Szene

MARIE kommt rasch von rechts herein, als würde sie verfolgt. Sie kommt in die Mitte des Zimmers, atmet tief auf; dann sieht sie durch das Fenster in den Hof und weicht wieder zurück, als wollte sie sich verbergen. Plötzlich hört sie Schritte; sie bleibt abwartend mit leuchtenden Augen stehen, sie lauscht; man hört Stimmen draußen auf dem Gang, die Stimmen kommen näher, bis an die Türe. Marie eilt nach rückwärts, verbirgt sich hinter dem Vorhang.

Fünfte Szene

MARIE hinter dem Vorhang. — MAX tritt ein, im Mantel, den er dann über den Stuhl am Tische fallen läßt, mit IRENE.

MAX. Was fällt dir ein?!

IRENE. Nun bin ich eben da.

MAX. Wie wagtest du dich fort?

IRENE. Er ist noch nicht daheim.

MAX. Vor einer Viertelstunde war er hier.

IRENE. Bei dir?

MAX. Hier am Fenster stand er und sprach mit mir.

IRENE. Sprach mit dir —? Weiß er — —?

MAX. Er ahnt.

IRENE. Mag er. Jetzt ist alles gleichgültig.

MAX schließt das Fenster und zieht die Vorhänge vor.

IRENE. Höre, ich muß mit dir reden!

MAX. Nahmen wir nicht schon Abschied? Was soll es?

IRENE. Wie? Hat mein Held am Ende Angst?

MAX. Angst ...? Ich wollte lieber — was ich ja nicht mehr zu wollen brauche, als vor ihm gestanden sein, wie ich stehen mußte!

IRENE. Wahrhaftig, es ist etwas geschehen, was im

Weltenlauf noch nicht erhört war: Ein junger Mann hat einem Graukopf die Frau gestohlen!

MAX. Wie zu einem Freunde sprach er zu mir — wie zu einem Sohne . . . und ich habe ihn belogen!

IRENE. Wie zu einem Freunde . . . Und doch bist du so wenig sein Freund gewesen, wie ich jemals seine Frau war. Nie ist ihm irgend ein Mensch etwas gewesen. Du denkst, wir leben mit ihm unter Sonne und Sternen, und wir sind ihm nichts als Partner an einem Spieltisch.

MAX. Das Spiel heut hätte ich gewonnen, wenn ich die Wahrheit gesprochen hätte. Er hätte mir verziehen, und ich stand stumm, ich fürchtete sein Verstehen.

IRENE. Willst du? Ich bringe ihn her, wenn's dich danach verlangt.

MAX. Nun wäre es zu spät — alles ist vorbei.

IRENE. Nichts ist vorbei . . . für mich nichts! Ich liebe dich!

MAX. Warum wirfst du mir's ins Gesicht wie einen Fluch?

IRENE. Es bedeutet nichts anderes, wenn du mir nichts besseres zu erwidern weißt.

MAX. Was willst du von mir? Sagten wir uns nicht Lebewohl auf ewig? . . . Dort in der Asche glimmen deine Briefe, deine Rosen. Drei Tage noch, und meine Schuld war beglichen! Warum kommst du noch einmal? . . . Glühen deine Augen mich wieder an, . . . hauchst du mir deinen rasenden Atem über die Wangen, so fühl' ich, was ich nicht mehr fühlen darf. Ich habe nicht mehr zu geben als mich . . . zu Ende war's, Irene, — zu Ende unser Abenteuer, unsere Lüge, unsere Lust — — warum kommst du noch einmal?

IRENE. Lust, Lüge, Abenteuer sind vorbei — ja. Nun will ich besseres erleben!

MAX. Keiner kehrt zurück. Wenn die Sonne morgen aufgeht, gehört dir die Welt.

IRENE. Und dir, wenn du Mut hast!

MAX. Du bist nicht bei Sinnen!

IRENE. Hast du mich so rasch verstanden?

MAX. Ich hasse dich, Irene!

IRENE. Liebst du mich so sehr?

MAX. Wonach verlangt dich? Hast du mein Leben noch nicht mit Schmach genug erfüllt? ... Willst du ergründen, wie weit du einen zu treiben vermagst, der zu lügen begonnen?

IRENE. Und weißt du, welche deine nächste Lüge wäre? ... Einen Weg zu gehen, auf den es dich in Wahrheit doch nicht lockt.

MAX. So wäre sie doch die letzte und machte alle früheren und sich selber gut.

IRENE. Glaubst du, wenn es eine Sühne gäbe, dies ware eine? Meinst du, aller hohe Sinn wäre darin beschlossen, daß man sterben will und kann?

MAX. Und hätt' ich nichts zu sühnen, ging' ich dann nicht von hier? Ist dies denn nur ein Handel zwischen mir und deinem Gatten? ... Hätte ich dich niemals gesehen, ging' ich dann nicht den gleichen Weg wie die andern?

IRENE. Hätt' ich doch Kraft, sie alle zurückzuhalten! Wie viel Jugend schwindet sinnlos aus der Welt!

MAX. Warum hängst du dich an mich? Gibt es nicht Hunderte, die williger und erbärmlicher wären als ich? ... Und gibt es nicht Hunderte, mit denen du glücklich sein könntest, ohne von ihnen zu verlangen, daß sie Schurken werden?

IRENE. Aber gäb's ein tolleres Glück, als von einem geliebt zu werden, der für mich zum Schurken zu werden glaubt, und ihn zum Bewußtsein erwachen zu sehen, daß er nur klug gewesen ist? — Höre, Max, ich bringe dir einen fertigen Plan. Mit den andern allen reitest du morgen früh davon. In Wiener-Neustadt ist eure erste Rast; dort läßt du dich vom Pferd sinken, man kennt dich als den Bravsten von allen, niemand wird zweifeln, daß du ernstlich krank bist. Die andern ziehen weiter, du bleibst zurück. Ich aber warte — nicht hier in der Stadt; — zwei Stunden weit von dir, an

der ungarischen Grenze, in Eisenstadt unter fremdem Namen wart' ich dein. Sobald es möglich — nicht zu früh, du wirst vorsichtig sein — eilst du zu mir. Für Wagen und Pferde wird gesorgt sein. Kommst du, so sind wir gleich auf der Fahrt, auf der keiner uns sucht, keiner uns einholt — wir fahren weit fort, wohin du willst — nach dem Süden, dem Osten, nach Griechenland, nach Sizilien — weiter noch, übers Meer, in ein Land, wo niemand uns kennt, niemand uns kümmert. Ich bin reich, Max, wir können bleiben, wo es uns gefällt. Ein neues Leben hebt an ... alles vergangene — Schatten, eingetrunken von der nächtigen Ferne, die keine Macht mehr hat über uns. Nicht hingemordet wirst du für ein Vaterland, das dir's nicht dankt ... nicht namenlos eingescharrt mit andern Namenlosen, vergessen wie die! ... Du wirst atmen, lachen, leben! Aber nicht mir verfallen in gemeinsamer Schuld, wie du fürchten magst — nein, frei wie ich und dem Dasein zurückgegeben, dem lockend unerbittlichen, das dich nicht wieder aufnimmt, wenn du ihm einmal den Dienst leichthin gekündigt ... Sag' ja ... Nein, antworte nichts, und es soll mir ein Ja bedeuten! Ich eile nach Hause — morgen früh schon verlass' ich die Stadt, in drei Tagen hab' ich dich wieder.

MAX. Genug. Ich will dich nicht hören! ... Klingt ihr heut aus allen Ecken hervor, lockende, erbärmliche Stimmen des Lebens? ... Ich verachte euch! verachte euch! ... Verschwendet sind deine Worte, Irene. Geh ... geh rasch! Du hättest zu viel gewagt um nichts, Irene. Geh!

In diesem Augenblick klirrt das Fenster.

Sechste Szene

Die VORIGEN, der OBERST.

DER OBERST springt durchs Fenster herein, reißt die Vorhänge auseinander, steht plötzlich da.

Pause.

MAX. Man hätte Ihnen die Türe geöffnet, Herr Oberst.

DER OBERST. Dieser Weg schien mir sicherer

MAX. Herr Oberst, ich beschwor Irene, mich noch einmal zu sehen.

IRENE. Es ist nicht wahr! Ich hab' ihn angefleht, daß er dir nicht folge, und es war vergeblich.

DER OBERST. Es zeigt sich, daß Lüge und Wahrheit zuweilen gleich abgeschmackt klingen. Vielleicht hättet ihr schweigen sollen.

Pause.

IRENE. Nun! Was soll wieder das? Was hast du vor? ... Du siehst, daß ich nicht zu fliehen versuche und nicht schreie ... Juckt es dich, den Großmütigen zu spielen? ... Ich glaub' dir's so wenig wie alles andere. Auch in diesem Augenblick empfindest du nichts, nichts — nichts! Du willst deine Rolle gut zu Ende spielen, das ist alles ... Ja sieh mich nur an. Ich, deine Gattin, spreche so zu dir, denn ich kenne dich. Nun ja, was starrst du mich so an? Ich bin es!

DER OBERST. Bist du's? Schade, daß deine Wahrheiten beinah so kurzen Atem haben als deine Lügen. — Du warst es, Irene. *Erschießt sie.*

IRENE fällt tot zu Boden.

MAX zu ihr nieder. Nun an mich, Herr Oberst!

DER OBERST schüttelt den Kopf. Nein.

Pause. — Es klopft.

EINE WACHE von draußen. Herr Leutnant!

MAX. Was gibt's? Was willst du?

DIE WACHE. Herr Leutnant —

MAX. Ich liege schon zu Bett, ich kann nicht öffnen.

DIE WACHE. Ein Schuß ist gefallen, Herr Leutnant.

MAX. Ja — ich bin wohl davon erwacht ... Nun? Weißt du nichts Näheres?

DIE WACHE. Nein. Der Herr Unteroffizier befahl mir, die Meldung zu erstatten. Er selbst inspiziert die Mannschaftszimmer.

MAX. Es ist gut. Wenn was geschehen und noch zu helfen ist, so wecke man den Arzt Mich laßt schlafen bis morgen.

DIE WACHE. Zu Befehl, Herr Leutnant. *Seine Schritte verhallen auf dem Gang.*

Pause.

MAX zum Oberst. Was beschließen Herr Oberst mit mir?

DER OBERST. Nichts, Herr Leutnant. — Nur bitte ich Sie, dafür zu sorgen, daß dieser Mord morgen nicht vor unserem Abmarsch entdeckt werde — und — da ich noch etwas zu tun habe und Sie wahrscheinlich nichts mehr — ihn für alle Fälle auf sich zu nehmen. Es wird Ihnen nicht schwer werden ... Sie sind ja das Lügen gewohnt.

MAX. Herr Oberst, es wäre menschlicher gewesen, es in einem abzutun.

DER OBERST. Menschlicher — ja. Aber das lag nicht in meiner Absicht. *Er geht.*

Siebente Szene

MAX, MARIE.

MAX bleibt regungslos stehen, dann beugt er sich wieder zur Leiche herab. Dann steht er auf, geht zu dem Tisch hin und nimmt den Revolver zur Hand. In diesem Augenblick tritt Marie hinter dem Vorhang hervor, totenblaß und ruhig. Was ist das? —

MARIE bleibt stehen mit halbgeöffneten Lippen.

MAX. Bist du's? ... Du warst hier?

MARIE nickt.

MAX stellt ihr durch eine Handbewegung anheim fortzugehen.

MARIE bleibt stehen.

MAX. Du bleibst?

MARIE nickt.

MAX. Und weißt du, daß ich ein Ende machen muß, ehe die Sonne aufgeht?

MARIE. Ich weiß.

MAX. Und bleibst —?

MARIE. Ich bin gekommen.

MAX. Fort ... fort! *Er nimmt sie mit einem Arm und mit dem andern den Mantel, der über dem Stuhle hängt, hüllt sich und sie darein, eilt mit ihr davon. Hinter sich versperrt er die Türe.*

Die Szene ist nun leer; nur die tote Irene liegt auf dem Fußboden ... Draußen Ruf einer Patrouille ... Ferne Trompetenstöße.

Vorhang.

DRITTER AKT

Kleiner Garten. Links ein einfaches, weißes, längliches Parterrehäuschen, die Fenster von Blumen umrankt. Neben der Tür, ans Haus gerückt, eine Bank. Vorne rechts im Garten, unter einem Nußbaum, ein weißer Tisch und weiße Sessel. In der Mitte des Gartens Blumenbeete und blühende Rosensträuche. Der Garten ist hinten durch einen nicht zu niedern Zaun abgeschlossen. In der Mitte des Zauns eine Türe. Längs dieses Zauns läuft ein schmaler Weg. An den Weg grenzt eine weite Wiese, die allmählich ansteigt. Hinten Wald, Hügellandschaft. Auf dem bewaldeten Hügel im Hintergrund eine Lichtung, die den Blick auf hohe Berge frei läßt. Rechts hinten rückt der Wald nahe an den Garten. Maimorgen. Stiller blauer Himmel, Sonne.

Zuweilen laufen Kinder über die Wiese, spielen wohl auch eine Weile am Waldesrand.

Erste Szene

Der ARZT und der ADJUNKT treten aus dem Hause in den Garten.

DER ADJUNKT. Weder Frau Richter noch Marie sind daheim, wie Sie sehn. Ich dachte mir's. Frau Richter wird wohl in der Kirche sein.

DER ARZT. Sie glauben?

DER ADJUNKT. Seit Katharina verschwunden ist, soll sie halbe Tage dort verbringen, wie ich höre.

DER ARZT. Und betet wohl zum Himmel um ihrer Tochter Wiederkehr.

DER ADJUNKT. Ob sie das wünschen sollte . . .?

Sie sind beide tiefer in den Garten getreten.

DER ARZT. Diese Gegend hier ist schön. Welch ein Frieden über der Landschaft. Wie reich die Felder stehn.

DER ADJUNKT. Es ist ein gesegneter Strich Landes.

DER ARZT. Dort, wo Sie jetzt hinkommen, sieht es wohl wilder aus?

DER ADJUNKT. Düsterer gewiß. Höhere Berge, ragende Felsen, die Wälder schwärzer als hier. *Pause*

DER ARZT setzt sich nieder. Glauben Sie, daß Marie mit ihrer Tante in der Kirche ist?

DER ADJUNKT. Möglich. Ich weiß übrigens gar nichts von ihr. Ich habe sie nicht gesehn, seit sie mit Frau Richter zurückgekommen ist.

DER ARZT. Nicht einmal gesehn? Nur nicht gesprochen, dacht' ich.

DER ADJUNKT. Auch nicht gesehn. Ich bin heute das erste Mal seit meiner Rückkehr aus der Einsamkeit meines Forsthauses ins Dorf herabgestiegen.

DER ARZT. Sie sprachen aber schon mit Frau Richter?

DER ADJUNKT. Ja. Frau Richter hat mich nämlich noch am Tage ihrer Ankunft aufgesucht.

DER ARZT. Sie war bei Ihnen?

DER ADJUNKT hat sich auch gesetzt. Ja. Ich sollte ihr sagen, wo Katharina wäre. Sie bildete sich mit einem Male ein, ich müßte es wissen... Aber seither habe ich sie nicht wieder gesehn.

DER ARZT. Das sind nun beinahe drei Wochen her.

DER ADJUNKT. Ja. Sie sprach damals auch von Ihnen und zwar mit vieler Dankbarkeit. Sie seien ihr so hilfreich zur Seite gestanden in jenen schweren Tagen.

DER ARZT. Hilfreich —! Es war nicht sonderlich viel, was ich für sie tun konnte.

DER ADJUNKT. Sie sind mit ihr dem Sarge des alten Moser gefolgt...?

DER ARZT. Ja. Das hab' ich getan.

DER ADJUNKT. Nur Sie und Frau Richter nahmen an dem Begräbnis teil?

DER ARZT. Ja. Er hatte keine Freunde, die seinen Tod beweinten. Nur wir beide standen an seinem Grabe.

DER ADJUNKT. Und Marie?

DER ARZT. Marie hatte ich es geradezu verbieten müssen, auf den Friedhof mitzugehn. Sie war vollkommen darnieder. Ich fand sie morgens am Totenbett

ihres Vaters sitzen, der in der Nacht gestorben war, wie eine ... ja wahrlich, als hätten sie nicht allein ihres Körpers Kräfte verlassen. Bedenken Sie nur, Herr Adjunkt, die Monate, die Jahre, die sie als Krankenwärterin dieses alten, bösen Mannes durchzumachen hatte!

DER ADJUNKT hat ihn aufmerksam betrachtet. Ja die mögen furchtbar genug gewesen sein. *Pause.* Und auch wegen der verschwundenen Katharina haben Sie sich bemüht, sagte mir Frau Richter.

DER ARZT. Bemüht? Ich habe die Anzeige erstattet, das war alles. Was konnt' ich andres tun?

DER ADJUNKT. Die Anzeige? Will man sie durch die Polizei zurückholen?

DER ARZT. Das könnten Sie der Mutter nicht verdenken. Aber natürlich hat die Behörde in diesen Zeitläuften wichtigeres zu tun, als sich um ein verschwundenes Mädchen zu kümmern ...

DER ADJUNKT. Das glaub' ich. Es kommen schlimme Nachrichten von der Grenze.

DER ARZT. Die Erregung bei uns in der Stadt wächst ins Ungeheure, zugleich Teilnahme und Opfermut. Erst auf dem Weg hierher sah ich einen Zug von freiwilligen barmherzigen Pflegerinnen, der sich zum Heere begibt.

DER ADJUNKT. Der Feind soll tiefer ins Land gerückt sein. Und Gefechte gibt's Tag für Tag, die keine Entscheidung bringen.

DER ARZT. Es hat sich viel ereignet in der Welt, seit wir die blauen Kürassiere von jenem Fenster aus vorbeireiten sahen.

DER ADJUNKT. Ob ihnen schon Gelegenheit geboten war, ihren Todesschwur zu halten —?

DER ARZT. Wenn es geschehen ist, so wird man bald davon hören.

Glockenschläge vom Kirchturm.

DER ARZT. Wann müssen wir aufbrechen?

DER ADJUNKT. Es eilt nicht eben. Unser Ge-

päck hab' ich nach Hasbach voraussenden lassen, das kaum drei Stunden von hier entfernt ist. Dies hier ist das letzte Haus im Dorfe. Gleich von hier aus können wir unsere Wanderung antreten.

DER ARZT nach einer kleinen Pause, herzlich. Nun will ich Ihnen doch sagen, lieber Freund, daß Sie mein Herkommen nicht etwa als ... Zwang auffassen dürfen.

DER ADJUNKT. Warum sollt' ich?

DER ARZT. Es hat sich manches verändert, auch in unserer kleinen Welt, seit dem Tag, da wir unsere gemeinschaftliche Wanderung verabredet haben.

DER ADJUNKT. Und wenn auch ...

DER ARZT. Sie werden vielleicht doch vorziehn, hierzubleiben.

DER ADJUNKT. Hierzubleiben?

DER ARZT. Solange es Ihnen eben möglich ist — und dann auf dem kürzesten Weg in Ihr neues Revier abzureisen.

DER ADJUNKT. Hierbleiben? Was sollt' ich hier?

DER ARZT. Vielleicht, daß doch von Katharina irgend eine Nachricht eintrifft, oder daß sie selbst ...

DER ADJUNKT. Und wenn sie wieder käme ... ich glaub' es ja nicht ... aber wenn sie wirklich wiederkäme ... heute, morgen, irgendwann — was könnte das mir bedeuten? Menschen, die man einmal verloren hat, mit oder ohne Schuld, kehren doch nur als Gespenster wieder; wenn auch ihre Wangen von Leben glühn.

DER ARZT. Das mag wahr sein.

DER ADJUNKT. Nein, lieber Freund, mich hält hier nichts zurück. Sie können mir's glauben. Nichts hält mich hier. Es treibt mich eher fort. Auch wenn es nicht mein Amt wäre, das mich anderswohin riefe, diesen Ort verließe ich auf jeden Fall. Ich will es Ihnen gestehen, kaum hielt es mich noch Ihre Ankunft abzuwarten. Als Sie heute morgens das Forsthaus betraten, das ich nun nie mehr wiedersehen werde, war ich sehr froh. Wie dank' ich Ihnen, daß Sie Ihr Wort gehalten

haben, daß Sie mit mir über die Berge wandern wollen in meine neue Heimat. Wie lange währt Ihr Urlaub?

DER ARZT. Nicht länger als unsere Wanderung dauern wird. Aber auch ich kehre nicht wieder in die Stadt zurück, wenigstens in der nächsten Zeit. Und sobald ich Sie verlassen habe, setze ich meine Reise an die Grenze fort. Ich habe Dienste in der Armee genommen.

DER ADJUNKT. Wie?

DER ARZT. Ja, ich rücke ein, als Arzt selbstverständlich. Aber auch in dieser Eigenschaft denk' ich, kann man allerlei erleben. Ja, sehen Sie, auf meine alten Tage überfällt mich eine ganz seltsame Sehnsucht nach Abenteuern.

DER ADJUNKT. Das wär' es —?

DER ARZT. Und solch eine Gelegenheit kommt nicht so bald wieder. Glauben Sie nicht, daß es für mich die höchste Zeit ist, jung zu werden? Ich bin es nie gewesen. Man soll doch das auch einmal versuchen, eh' es zu spät ist. Glauben Sie nicht?

DER ADJUNKT sieht ihn lange an. Sie haben Marie geliebt?

DER ARZT. Geliebt? Wir haben immer nur die paar Worte. Zugedacht von jener höhern Macht, die wir vielleicht auch nicht gerade mit Namen nennen müssen, war sie doch wohl Ihnen.

DER ADJUNKT. Das hab' ich auch einmal geglaubt. Nun aber ist sie mir entrückter als irgend ein andres Wesen in der Welt. Fremder als Menschen, die ich nie gekannt habe, als Menschen, die ich niemals kennen werde. Vergeblich horch' ich in meine eigne Seele, einmal noch den Wohllaut ihrer Stimme zu vernehmen, wie er früher mir so milde entgegenklang. Vergeblich müh' ich mich, ihre Gestalt so wiederzusehn, wie sie einst im Frieden dieser Landschaft mir entgegentrat, Ernst und Reinheit auf der Stirn, Helle und Sicherheit in den Augen. Wenn ich jetzt ihrer denke, erscheint mir ihr Antlitz von der

Qual wilder Wünsche jammervoll verzerrt, und ihre Stimme gellt mir in der Erinnerung wie die einer Wahnsinnigen im Ohr.

Zweite Szene

Der ARZT, der ADJUNKT. Die TANTE kommt auf dem Weg längs des Zaunes.

DIE TANTE noch draußen. Wer ist's denn? Sie, Herr Doktor, Sie? *Herein, sehr erregt.* Von der Kath'rin! ... Bringen Sie mir eine Nachricht von der Kath'rin?

DER ARZT. Von Katharina habe ich leider nichts in Erfahrung gebracht, Frau Richter.

DIE TANTE. Nichts! Nichts!! Sie wollen mir's nur nicht sagen. Sie wissen was! ... Herr Doktor, reden Sie ... Sie können mir alles sagen ...

DER ARZT. Ich versichere Sie, Frau Richter daß ich nicht mehr weiß als Sie.

DIE TANTE. So ... So ... Ja warum sind Sie denn hergekommen?

DER ARZT. Erinnern Sie sich denn nicht, liebe Frau Richter? Ich hab' Ihnen ja schon in der Stadt gesagt, daß ich den Herrn Adjunkten hier abholen und bei dieser Gelegenheit Sie und Fräulein Marie besuchen würde.

Kinder auf der Wiese, die nach einiger Zeit wieder verschwinden.

DIE TANTE sich erinnernd. Ja, ja ... sein Sie mir nicht bös', Herr Doktor. Freilich, freilich ... Sie haben's mir ja versprochen. Das ist ja sehr schön von Ihnen, daß Sie Ihr Wort halten. Die Marie wird sich sehr freuen ... Sie wird wohl bald da sein. Sie ist spazieren gegangen. Wollen Sie sich nicht niedersetzen, Herr Doktor? Und auch Sie, Herr Adjunkt? *Setzt sich.*

DER ARZT setzt sich. Wie schön Ihr Haus hier im Grünen liegt, Frau Richter. So abgeschieden und frei.

DIE TANTE. Im Markt drin könnt ich nicht woh-

nen, es ist mir zu laut. Immer gibt's was, an Sonntagen gar, wenn sie aus den Dörfern hereinkommen zu uns. Jetzt, wie ich von der Kirche über den Platz gegangen bin, sind die Leute wieder zusammen gestanden und haben Neuigkeiten vom Krieg erzählt.

DER ARZT. So? Haben Sie etwas näheres gehört, Frau Richter?

DIE TANTE. Bei Haindorf hat's was gegeben; und viele hundert oder gar tausend sollen gefallen sein. Die Wahrheit zu sagen, ich hab' nicht recht zugehört. Bin auch nicht lang genug dort stehen geblieben.

DER ADJUNKT ist stehn geblieben. Da will ich doch noch, eh' wir fortgehn, mich selbst erkundigen. Wenn Sie erlauben, Frau Richter, komm' ich hierher zurück, um den Doktor abzuholen und mich von Ihnen zu verabschieden.

DIE TANTE ihn ansehend. Also fort, Herr Adjunkt? Auf immer?

DER ADJUNKT. Es wird wohl so werden.

DIE TANTE. Wie lang mag's denn nun her sein, daß Sie in unsere Gegend gekommen sind, Herr Adjunkt?

DER ADJUNKT. Im Herbst . . . wären es dreizehn Jahre geworden.

DIE TANTE. Dreizehn Jahre — ja — wird schon stimmen. Dreizehn Jahre! Die Katharina war ein ganz kleines Kind, wie Sie ins Forsthaus gezogen sind . . . die Brigitte und die Anna haben noch gelebt und waren frisch und gesund beide . . . Dreizehn Jahre! Und jetzt sind sie alle fort. Drei Mädeln — eine nach der andern. Also ich wünsch' Ihnen glückliche Reise, Herr Adjunkt, und ein glückliches Leben, wenn's möglich ist. Es war wohl Gottes Wille, daß alles so gekommen ist mit der Katharina. Aber verstehn tu ich's nicht. Nein, wahrhaftig . . . Mein Hirn zermarter' ich mir, aber ich kann's nicht verstehn! . . . Daß sie fort ist . . . ach Gott, das begreif' ich ja . . . Aber warum denn nicht einmal von der Mutter Abschied nehmen . . . warum nicht? Sie hätt' ja von mir aus hin dürfen,

wohin sie will — nur wissen, wissen hätt' ich was von ihr mögen . . . Alles, alles könnt' ich ihr verzeihn . . . sicherlich alles! Nur eins nicht: wenn sie draußen wo sterben müßt', ohne daß ich sie noch einmal gesehen habe.

Pause.

DER ADJUNKT zum Arzt. Sehen Sie den Weg, der jenseits der Wiese den Hügel hinabsteigt? Das ist der unsre. Auf Wiedersehn. *Ab.*

Dritte Szene

Der ARZT, die TANTE.

DIE TANTE, die dem Adjunkten nachgesehen hat. Aus unserm Markt stehen auch sieben oder acht junge Burschen im Feld. Was geht's mich an. Wenn man seine eigenen Schmerzen hat, was kümmern einen dann die von den andern!? Hätt' ich die eine nur da, Herr Doktor, nur für eine Stunde die eine, für ihre letzte Stunde die Eine — tausend, hunderttausend, das Land und der Kaiser, alles könnt' meinethalben zugrunde gehn. Sie schaun mich an, Herr Doktor . . . Ja, das Unglück macht schlecht.

DER ARZT. Schlecht? Auf Sie trifft das doch nicht zu, Frau Richter. Sie tragen ja mit Ergebung, was über Sie verhängt ist . . . gehn wohl auch zur Kirche, wie früher.

DIE TANTE. In die Kirche geh' ich wohl, und manchmal sitz' ich stundenlang dort . . . ja, ja . . . aber glauben Sie, daß ich beten kann — oder will? O nein. Da red' ich ganz andre Worte, als im Betbüchl stehn . . . Ganz andre . . . So still für mich hin red' ich gar mancherlei . . . ganz still. Und wenn er's auch hört . . . der da droben. Er soll's hören, er soll's — ich fürcht' mich nicht.

DER ARZT ergriffen. Ich glaube sogar, — er würde Ihnen verzeihen . . . Und doch, Frau Richter, er-

scheint's Ihnen nicht in all dem Unglück beinahe wie eine Fügung ... als eine höhere Fügung, wie man zu sagen pflegt, daß Sie nicht ganz allein geblieben sind? Daß gerade in diesen Tagen ein junges Wesen bei Ihnen im Hause weilt ... und Ihnen Gesellschaft leistet?

DIE TANTE. Meinen Sie die Marie? Von der hab ich meiner Seel' nicht viel. In aller Früh', wenn ich aufsteh', ist sie schon fort, geht im Wald herum oder weiß Gott wo. Und reden tut sie beinah kein Wort den ganzen Tag. Und wenn sie dasitzt bei mir und hinausschaut über die Felder und Wiesen, und redt kein Wort, da könnt' einem schier Angst werden. Ich versteh's ja gar nicht, daß sie so ist. Gott verzeih' mir die Sünd' — aber es war doch eher eine Erlösung für sie, daß ... der Vater gestorben ist.

DER ARZT. Das darf man wohl sagen.

DIE TANTE. Ich denk' mir sogar manchmal, es muß einen andern Grund haben, daß sie so sonderbar ist.

DER ARZT. Was vermuten Sie, Frau Richter?

DIE TANTE. Vielleicht ist es was mit dem Adjunkten. Die ganze Zeit hat er sich nicht hier blicken lassen. Heut das erste Mal. Vielleicht hat's zwischen ihnen was gegeben, wie das so zwischen jungen Leuten vorkommt.

DER ARZT nickt.

DIE TANTE. Wissen Sie, Herr Doktor, was ich mir oft denk' ... ob das Jungsein nicht überhaupt eine Art von Krankheit ist.

DER ARZT. Da hätt' man jedenfalls nicht viel Anlaß, sich aufs Gesundwerden zu freun.

Pause.

DIE TANTE. Da kommt sie.

DER ARZT steht auf. Ja.

DIE TANTE. Ich werde Sie mit ihr allein lassen, Herr Doktor. Es ist gescheiter, glauben Sie nicht? Vielleicht spricht sie sich zu Ihnen aus.

DER ARZT. Das wäre möglich . . .

MARIE war seit einigen Sekunden sichtbar, kommt langsam vom Walde her, ohne Hut, sehr blaß, mit Feldblumen in der Hand.

DER ARZT und die TANTE erwarten sie schweigend.

DIE TANTE ihr entgegen zur Tür. Schau', Marie, wer da ist. Der Doktor. Er wartet schon eine ganze Weile auf dich. *Sie geht über den Feldweg ab.*

MARIE tritt in den Garten.

Vierte Szene

Der ARZT, MARIE.

Sie sehen einander lange an.

DER ARZT. Guten Tag, Marie. *Er reicht ihr die Hand hin. Pause.*

MARIE ruhig und einfach. Sind Sie gekommen, sich Ihren Dank zu holen?

DER ARZT. Meinen Dank zu holen? Ich versteh' Sie nicht, Marie.

MARIE. Den Dank für Ihr Geschenk.

DER ARZT. Für mein Geschenk?

MARIE. Ja. Meine Freiheit, mein Dasein in dieser schönen Welt. Es ist ja doch nichts andres als Ihr Geschenk. Aber ich dank' Ihnen nicht. Ich kann Ihnen nicht danken. Verzeihen Sie . . . aber ich weiß mit Ihrem Geschenk nichts anzufangen.

DER ARZT. Haben Sie mich wirklich so seltsam mißverstanden? Das kann ich nicht glauben, Marie. Ich wollt' Ihnen doch nichts schenken, was Sie wegwerfen konnten, sobald es Ihnen beliebte. Nur Unsinniges wollt' ich verhüten —

MARIE. Unsinniges?

DER ARZT. Ja. Unsinnig wäre es gewesen, wenn Sie sich vor Gericht hätten verantworten, Rechenschaft ablegen müssen, dort, wo für tausendfältig verschiedene Tat doch immer nur ein Wort gilt. Unsinnig, wenn Buße über Sie verhängt worden wäre, die niemandem

nützt, nicht Toten und nicht Lebendigen. Davor wollt' ich Sie bewahren. Blieb das Verlangen nach Sühne in Ihnen wach, so konnte in ruhigerer Stunde Gelegenheit zu klügerer und edlerer sich bieten. Darum hab' ich an jenem Morgen in Ihrem Hause gewartet, an der Leiche Ihres Vaters, bis Sie gekommen sind — darum Sie davor zurückgehalten, sich selbst dem Gericht zu stellen. Darum hab' ich den Leuten erzählt, daß ich mit eigenen Augen den alten Mann sterben sah; die andern hätten sich ja doch nicht darum gekümmert, daß der, dem Sie den Tod gaben, ein Verlorener war und Erlösung fand, wenn auch gegen seinen Willen.

MARIE. Und hätten die andern nicht recht gehabt? Sie wissen, Herr Doktor, daß ich's nicht tat, um ihn zu erlösen. Nur für mich, für mich allein hab' ich's getan. Auch wenn er zu retten gewesen wäre, in jener Nacht hätt' ich's getan.

DER ARZT. Sind Sie dessen ganz sicher —? —

MARIE. Ja, ich hätt's getan. *Bitter.* Denn mir war, als hörte ich draußen vor der Türe das Leben selbst, das ersehnte, das herrliche nach mir rufen. Und als wartete es nur in dieser einen Nacht und niemals wieder.

DER ARZT. Wenn Sie's gefunden haben, das Leben, das Sie rief, dann wird es wohl auch seinen Preis wert gewesen sein.

MARIE. Ob ich's gefunden . . .? Ich weiß es nicht mehr! Doch hab' ich in dieser einen Nacht erfahren, was andre Frauen nicht in tausend Tagen und Nächten. Ich habe gesehn, wie Frauen betrügen, locken, ehrlich sind und sterben, habe gesehn, wie Männer zittern, spielen, höhnen und töten. Und was ich sah, war nur ein armes Vorspiel zu meinem Schicksal. Dann erst erlebte ich eigene Seligkeit, wie ich sie nie erträumt, eigne Verzweiflung, wie kein Mensch sie fassen kann. Was hab' ich auf Erden noch zu tun —? Warum ließen Sie mich meinen Weg nicht zu Ende gehn, damals, als ich bereit war?

DER ARZT. Damals, als Sie bereit waren! Sie sagen es selbst. Heute sind Sie's nicht mehr. Heut pflücken Sie Blumen am Waldesrand und geben Ihre Stirn den Sommerlüften hin ...

MARIE. Damals aber war ich bereit ... Gemordet hatt' ich für einen — und er wollte nicht mit mir leben — nicht einmal sterben mit mir! Und wie fleht' ich ihn darum an! — Aus meinen Armen ist er wieder fort — nicht ins Dasein hinaus — nicht in einen edeln Tod — nein, er ist gegangen, sich umbringen, kläglich, für eine andre, die ihm so wenig bedeutet hat als ich. — Und in den Auen, wo er mich verlassen hatte, bin ich umhergeirrt und habe den Mut nicht gefunden, hinabzutauchen, wo die ewige Stille ist. Aber dann, als die Sonne aufstieg, hat es mich nach Hause gejagt — denn war ich auch zu feig, selbst es zu enden — so war ich doch bereit, auf mich zu nehmen, was mir von den Menschen bestimmt war, gegen deren Gesetze ich mich versündigt. Und da fand ich Sie an meines Vaters Leichnam — die Zeichen meiner Tat waren verwischt, — und was mir nichts mehr nützen konnte, was freiwillig hinwegzuwerfen ich zu elend war — das Recht, frei unter Lebendigen weiterzuwandeln, aus Ihren Händen, eine Ohnmächtige, nahm ich's entgegen! ...

DER ARZT. Und heute morgen pflückten Sie Blumen am Waldesrand ...

Fünfte Szene

Der ARZT, MARIE. Der ADJUNKT rasch durch die Gartentür.

DER ADJUNKT bleibt, wie er Marie erblickt, stehn, neigt sich leicht.

MARIE neigt sich unmerklich und setzt sich dann.

DER ARZT. Sie kommen zum Aufbruch mahnen?

DER ADJUNKT. Es wird bald Zeit sein.

DER ARZT. Also was haben Sie im Markt gehört?

DER ADJUNKT. Es hat seine Richtigkeit: Vor

drei Tagen hat bei Haindorf eine große Schlacht stattgefunden. Viele hunderte der Unsern sind gefallen und noch mehr sind gefangen . . . die blauen Kürassiere sind auch dabei gewesen. Von ihnen ist keiner mit dem Leben davongekommen.

DER ARZT. Sie haben ihren Schwur gehalten!

DER ADJUNKT. Ja. Nur daß all das Heldentum vergeblich war. Die Schlacht ist verloren.

DER ARZT. Vielleicht ist es nicht gerade das, worauf es ankommt. Es ist doch ein herrlicher Geist, der sich in solchen Menschen wirksam zeigt.

DER ADJUNKT. Aber all die Helden, die vor dem Feind gefallen sind, erscheinen mir nicht so bewundernswert als ein junger Offizier, der als einziger, man weiß nicht durch welchen Zufall, dem Gemetzel entging und sich abends nach der Schlacht, in einer Scheune glaub' ich, erschossen hat. Man nannte mir seinen Namen: Albrecht von Holzwarth.

DER ARZT. Er wird vielleicht der einzige von allen sein, dessen Name bleiben wird, weil er nicht nur ein Held, sondern auch eine Art von Narr gewesen ist. Solche Launen hat der Ruhm. Und dabei wäre es wohl möglich, daß auch diese Geschichte nichts ist als eine Legende von der wunderlichen Art, wie sie in solchen Zeiten sich zu bilden pflegen.

DER ADJUNKT. Warum sollte das eine Legende sein?

DER ARZT. Wie manches andre vielleicht.

DER ADJUNKT. Woran denken Sie?

DER ARZT. Sie haben doch gewiß auch davon gehört, daß in der Nacht vor dem Abmarsch des Regiments ein junger Offizier die Frau des Obersten und dann sich selbst erschoß.

DER ADJUNKT. Davon hab' ich gehört.

DER ARZT. Nun wird diese Geschichte schon in einer seltsam romanhaften Weise gedeutet und herumgetragen. Dem Obersten, der sein eheliches Unglück längst geahnt — so sagen die Leute — wäre es keines-

wegs darauf angekommen, die Fahne des Regiments zu entsühnen, sondern aus Verzweiflung über die Untreue seiner Frau hätte er den Schwur getan, sich und die Seinen in den Tod zu führen.

DER ADJUNKT. Und die alte Schuld der blauen Kürassiere ... auch das wäre nur eine Fabel?

DER ARZT. Damit hat's jedenfalls eine besondere Bewandtnis. Sicher ist, daß von dieser Schuld in keiner Geschichte des damaligen Krieges ein Wort zu lesen steht.

DER ADJUNKT. Seltsam.

MARIE. Und doch bestand diese Schuld!

DER ARZT. Wie —?

DER ADJUNKT. Woher wissen Sie, Marie?

MARIE. Von meinem Vater selbst.

DER ADJUNKT. Von Ihrem Vater —?

DER ARZT. Wann hat er's Ihnen erzählt?

MARIE. In der Stunde ...

DER ARZT. In der Stunde ...?

MARIE. Eh' ... er ... starb.

Sechste Szene

Der ADJUNKT, der ARZT, MARIE. KATHARINA über die Wiese her.

DER ADJUNKT sieht sie selbst. Katharina!

MARIE. Katharina!

KATHARINA im lichten Kleid, ohne Hut mit aufgelöstem Haar, am Zaun, lächelnd. Ist die Mutter daheim?

DER ADJUNKT. Katharina —

KATHARINA. Nun ja, ich bin's. Wundert ihr euch? — Ist die Mutter daheim?

DER ADJUNKT. Katharina!

KATHARINA sieht ihn an; wie sich erinnernd. Eduard — *lächelnd.*

MARIE. Komm doch herein! Wie siehst du denn aus?

KATHARINA herein. Ich bin nur für ein Stündchen hier. — Wie, der Doktor auch?

MARIE und der ARZT bei ihr.

KATHARINA. Ihr dürft nicht glauben, daß ich bleibe. Nur ein Stündchen will ich ausruhn, dann geht es weiter. *Sie sinkt beinah.*

MARIE und der ARZT stützen sie, führen sie zur Bank am Hause.

DER ADJUNKT. Katharina, was ist Ihnen?

MARIE. Was ist dir, Katharina?

KATHARINA. O, mir geht es wohl. So wohl ist mir nie gewesen. — Ist die Mutter daheim? Ich komm' nur auf ein Stündchen, ihr sagen, sie soll sich um mich nicht sorgen. Ich führe ein vergnügtes, ein prächtiges Leben. Mein Wagen steht außer dem Dorf; ich wollte kein Aufsehn machen, drum ging ich lieber den Feldweg ... Die Leute haben gleich was zu reden, und das wär' der Mutter nicht recht. Der Wagen wartet draußen auf der Straße am Muttergottesbild. Er wartet eine Stunde — Zeit genug, der Mutter, der Base und den guten Freunden von einst guten Tag zu wünschen ...

DER ADJUNKT zum Arzt. Was ist ihr?

DER ARZT. Suchen Sie die Mutter ... und bringen sie so rasch als möglich her.

DER ADJUNKT ab.

Siebente Szene

KATHARINA, MARIE, der ARZT.

MARIE. Woher kommst du denn, Katharina?

KATHARINA. Das darf ich nicht sagen ... Und wenn ihr den Kutscher fragen wollt, der wird euch auch nichts verraten ... Der ist stumm und hat einen roten Hut und rote Gamaschen und fährt wie der Teufel ... Sind auch sechs Schimmel vorgespannt. *Zieht Marie zu sich.* — Weißt du noch, Marie, was ich dir von dem Garten erzählt hab' ... dem Garten mit den verschlungenen Wegen? ... Weißt du noch ... damals, als mein Haar von Blüten duftete ... Wann

kommt denn die Mutter? ... Ich hab' nicht lange Zeit ... Das Leben ist so kurz.

MARIE. Du bist ja ganz bestaubt ... Deine Schuhe sind zerrissen, Katharina.

KATHARINA. Wie schön die Sonne bei euch scheint! Und wie stille die Wiesen ruhn! — Was macht denn der Wirt vom goldenen Löwen, der immer so lustig war? ... Und die Walpurga, die dumme? ... O, wenn ich mehr Zeit hätte, ging ich hin und besuchte den Wirt, die Walpurga ... und auch den Pfarrer besucht' ich ... Und in den Wald ging ich auch. Und auf die Wiese ... Ja, auf die Wiese ... weißt du, Marie, wo ich einmal geweint hab' ... weil dir jemand seinen Mantel unterbreitete ... Aber dazu ist heute nicht Zeit, das lass' ich auf ein andermal! — — Wenn die Mutter nur bald da wär'! Wißt ihr, sie soll mir nur einen Kuß auf die Stirn geben, dann will ich wieder fort ... Du bist schön worden, Marie! Aber warum trägst du denn schwarz?

MARIE. Der Vater ist tot.

KATHARINA. Sieh, ich geh' immer ganz weiß — und manchmal hab' ich rote Schleifen im Haar, manchmal blaue. Wenn man jung ist, soll man sich nicht schwarz kleiden, auch wenn Vater, Mutter und Bräutigam sterben. Legt man sich nicht selber ins Grab, so ist doch alle Trauer Lüge ... Ach, Marie, warum kannst du nicht fröhlich sein wie ich? ... Gib acht, gib acht, daß es nicht zu spät wird. Sieh, ich könnt' es mir nicht verzeihn, wenn ich hier länger bliebe als eine Stunde. *Zieht Marie zu sich.* Es wartet einer auf mich ... sie dürfen's nicht wissen, Marie! ... Einer mit dunkelrotem Mund und zornigen Augen und einer leuchtenden Stirn ... Und ein andrer hat mich im Wagen hergeleitet. Aber dem hab' ich auf der Landstraße gesagt: „Fort, ich hab' dich satt! Was willst du? Sieben Nächte bist du bei mir gewesen, ist das nicht genug?“ Und da küßte er mir die Hand: „Danke, schönstes Fräulein,“ und sprang aus dem

Wagen und lief übers Feld. — Aber der mit den zornigen Augen reitet mir nach.

Achte Szene

Der ARZT, MARIE, KATHARINA, die TANTE und der ADJUNKT.

DIE TANTE. Katharina? Katharina! Mein Kind! ... Jetzt bleibst du aber da!

KATHARINA. Mutter! *Will aufstehn, kann aber nicht.* Eine Stunde ... du sollst mich nur einmal auf die Stirne küssen, dann muß ich wieder fort.

DIE TANTE. Um Himmels willen, wie siehst du denn aus! Was ist dir denn? ... Im weißen Kleide, wie vom Ball, kommst du gelaufen ... Und wie deine Wangen brennen! ... Katharina! Katharina! Komm doch, komm!

KATHARINA. Was wollt ihr denn? Ich muß ja gleich wieder fort.

DER ARZT. Sie sollen sich nur mit der Mutter für ein Weilchen zu Tische setzen, etwas essen und trinken. Unbewirtet wird Ihre Mutter Sie doch nicht wieder ziehn lassen.

KATHARINA sieht sich um. Wieder zu Hause ... Ja Mutter, Mutter ... Wie schön die Sonne bei euch scheint ... Es ist doch schade, daß ich so bald wieder fort muß. Aber das Leben ist kurz.

Die Tante und Katharina ab.

DER ADJUNKT. Was ist ihr? Was bedeutet das?

DER ARZT. Muß ich's Ihnen sagen, lieber Freund? Es geht zu Ende. *Er geht ins Haus.*

MARIE will ihm folgen.

DER ADJUNKT hält sie an der Tür zurück.

Neunte Szene

Der ADJUNKT, MARIE.

DER ADJUNKT. Marie, eh' wir zusammen an das Bett dieser Sterbenden treten —

MARIE. Was . . . wollen Sie?

DER ADJUNKT. Lassen Sie mich endlich wissen . . . wer Sie sind.

MARIE. Ich hätte Ihnen auch zu anderer Stunde die Antwort nicht geweigert.

DER ADJUNKT. So sprechen Sie. Die Wahrheit, Marie! Die Wahrheit!

MARIE. Ahnen Sie sie nicht längst, Herr Adjunkt?

DER ADJUNKT. Marie . . . *Mit steigender Angst.* Marie . . . Sie haben Ihren Vater . . .

MARIE. Ja. Ich habe meinem Vater einen Schlaftrunk gegeben, der für tausend Nächte reichte.

DER ADJUNKT. Marie!

Zehnte Szene

MARIE, der ADJUNKT. Der ARZT aus dem Hause.

MARIE fragend auf den Arzt zu.

DER ARZT hält sie durch eine Handbewegung zurück. Sie schlummert ein wenig.

MARIE. Sie werden uns jetzt nicht verlassen, Herr Doktor.

DER ARZT. Nein. Aber Sie, Herr Adjunkt, Sie werden gut tun, nicht länger hier zu bleiben.

DER ADJUNKT. Wie?

DER ARZT. Um der Mutter willen, Herr Adjunkt, bitte ich Sie darum. Sie redet harte Worte über Sie. Ihnen gibt sie nun alle Schuld.

DER ADJUNKT. Mir — alle Schuld?

DER ARZT. Ja. Alte Frauen sind nun einmal so. Andre Menschen wohl auch.

DER ADJUNKT in tiefer Bewegung. Ja, es ist meine Schuld. Meine . . . meine Schuld. Und diese war jung. Und ich hab' sie einmal geliebt. Und das hab' ich aus ihr gemacht.

DER ARZT. Nicht Sie, Herr Adjunkt, haben das aus ihr gemacht. Ist denn je ein Mensch eines andern

Schicksal? Er ist immer nur das Mittel, dessen das Schicksal sich bedient. Katharina war bestimmt, zu werden, was sie ward. Sie waren zur Hand, das ist alles. Aber nun verweilen Sie hier nicht länger, lieber Freund. Wandern Sie mir voraus, ich folge Ihnen bald.

DER ADJUNKT. Bald ...?

DER ARZT. Heute abend noch.

DER ADJUNKT versteht. Auf Wiedersehn ... Heut Abend ...! — *Reicht ihm die Hand.* Marie, — leben Sie wohl. *Da sie ihn befremdet ansieht.* Ihre Stimme klingt mir wieder — wie vor langer Zeit ... Und Ihre Stirn ist licht, wie sie einstmals war ... Wie eine, die von sehr weit wieder heimgekehrt ist, erscheinen Sie mir, nun ich von Ihren eigenen Lippen weiß, was Sie getan.

MARIE. Doch wenn Sie alles wüßten ...

DER ADJUNKT. Was kann nach solcher Tat andres bedeuten, das jene Nacht noch in sich bergen mochte. Auch bin ich nicht bestellt, über Sie zu richten. Leben Sie wohl, Marie, in Frieden scheid' ich von Ihnen. *Er geht.*

Elfte Szene

Der ARZT, MARIE.

MARIE. In Frieden ... er von mir ...?!

DER ARZT. Sie dürfen's glauben, Marie! Vor einer, deren Seele in wilden Wünschen dahinträumte, ist er einst geflohn, nun ist alles durchlebt — und die Schauer verwehn.

MARIE. Verwehn ...? Andern mögen sie verwehn. Mir nicht. Wie mein eigenes Gespenst schleich' ich durch die Welt und mir graut vor mir selbst. Wie darf ich denn ... wie darf ich unter andern Menschen herumgehen, einsaugen den Duft des Waldes, auf blühender Wiese liegen und in den Himmel schaun? ... Wie darf ich denn? ... Leben und nicht darandenken, woher ich komme, vergessen, ja vergessen, das Unge-

heure, als wär' es nie gewesen ... auf Minuten nur, aber vergessen doch, wie darf ich?! ... Und steigt es dann wieder empor — wie Schatten zuerst — wie wankende Bilder toller Träume, — gewinnt allmählich Umriß und Gestalt — starrt mich an mit lebendigen Augen — ist wieder da mit des Gelebten, des unwiderbringlich Gelebten klammernder Macht, da schreit's mir in die Seele: Wenn du's vermagst, empor zum Himmel zu schaun, gleich andern, ohne daß er sich dir verfinstert — wenn du den Duft der Wiesen und Wälder eintrinkst und er fault dir nicht auf den Lippen — wenn du dich in den Frieden von Himmel und Erde stiehlst, die dich nicht mehr haben wollen — wenn du es wagst, weiter zu leben, gleich Menschen, die ohne Schuld sich wissen, — was war denn dies alles?! — Was bist du für ein Wesen, das aus einem solchen Schicksal wieder emportaucht wie aus einem wilden Traum? — Und wacht — und lebt? und *wie vor sich selbst staunend* — sich sehnt zu leben —?

DER ARZT. Sie leben, Marie ... und es war ... Auch seit jener Nacht und seit jenem Morgen fließen die Tage und Nächte weiter für Sie hin. Auch daß Sie über Feld und Wiesen spazieren, daß Sie Blumen pflücken, daß einer versöhnt von Ihnen Abschied nahm, daß hinter diesem Fenster eine Freundin Ihnen für ewig entschwindet, daß Sie hier mit mir reden unter dem leuchtenden Mittagshimmel, ist Leben. Nicht minder als es jene Nacht gewesen ist, da es Sie aus verstörter Jugend nach dunkeln Abenteuern lockte, die Ihnen heute noch als Ihres Daseins letzter Sinn erscheinen. Und wer weiß, ob Ihnen nicht später — viel später einmal — aus einem Tag wie der heutige der Ruf des Lebens viel reiner und tiefer in der Seele klingen wird als an jenem andern, an dem Sie Dinge erlebt haben, die so furchtbare und glühende Namen tragen wie Mord und Liebe.

MARIE sieht ihn lange an. Ihre Züge, ihre Haltung beginnen sich zu lösen.

Zwölfte Szene

Der ARZT, MARIE, die TANTE.

DIE TANTE aus dem Haus. Mir ist so angst! ... Ich bitte Sie, bester Herr Doktor! Sie ist vom Divan aufgestanden, läßt sich nicht halten, weint und lacht. *Zu Marie.* Ich will nur rasch zum Pfarrer laufen, eh' es zu spät ist! *Rasch ab.*

Dreizehnte Szene

Der ARZT, MARIE. KATHARINA aus der Tür.

KATHARINA. Ins Freie! ... Drin ist's so dumpf! ... Weiter! Weiter ...

MARIE. Wohin denn, Katharina? Wohin denn?

KATHARINA. Dorthin! ... Ich weiß eine Wiese ... Laßt mich, laßt mich doch! ... Sieh, dort, Marie! Er geht mir ja voraus.

DER ADJUNKT erscheint sehr fern in der Waldlichtung auf dem Hügel und verschwindet bald wieder.

KATHARINA. Ja, was ist denn? ... Wo ist denn die Sonne hin? ... *Sie sinkt neben dem Gitter nieder.*

DER ARZT beugt sich zu ihr hinab, zu Marie. Wo ist die Mutter?

MARIE. Sie ist um den Pfarrer gegangen.

DER ARZT. So. — Nun, immerhin. Er wird zu spät kommen.

MARIE sehr bewegt, kniet neben ihr. Katharina! ...

DER ARZT. Stille ... Marie ... In schönen Träumen geht sie hinüber.

MARIE. Und ich ... bin da —! — Warum? Wofür? ...

DER ARZT nach kurzem Besinnen. Heute morgens erst sah ich einen Zug weltlicher Schwestern, der eben Rast hielt auf dem Weg an die Grenze, zu unserm Heer. Mühen und Gefahren mancher Art stehen ihnen bevor. Und nicht alle werden wiederkehren.

MARIE erhebt sich mit der Geste des Entschlusses, dann reicht sie ihm die Hand. Sie sind gut.

DER ARZT. Gut? ... Ich? — Ja! So wie Sie eine Verbrecherin sind. Und wie diese Entschwundene eine Sünderin gewesen ... Worte! — — Ihnen scheint die Sonne noch, und mir — und denen ... *Weist auf die Kinder, die eben über die Wiese laufen.* Der da nicht mehr. Ich weiß nichts andres auf Erden, das gewiß wäre.

KINDER lachen, laufen und verschwinden im Wald.

Vorhang.

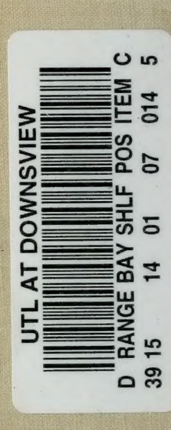


University of Toronto
Library

[redacted]

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 14 01 07 014 5